

**SPIEGEL-SERIE:
EUROPAS SÜDEN
Ach, Italien...**

SPIEGEL

Nr. 32/6.8.12
Deutschland: 4,20 €



PRINTED
IN GERMANY



HERMANN HESSE

Der Störenfried

SINNSUCHER · DICHTER · ANARCHIST

Spanien / Kanaren € 5,70
Thailand Baht 430,-
Türkei TL 15,20
Ungarn Ft. 1.790,-
Portugal (cont.) € 5,60
Schweden skr 64,-
Slowenien € 5,60
Spanien € 5,60
Japan (inkl. tax) Yen 1.785,-
Malta € 5,90
Norwegen NOK 65,-
Polen (ISSN 00387452) ZL 31,-
Griechenland € 6,-
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 82,-
Italien € 5,60
Belgien € 4,90
Dänemark dkr 45,-
Finnland € 7,-
Frankreich € 5,60
Österreich € 4,70
Schweiz sfr 7,30

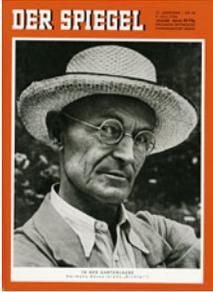
Hausmitteilung

6. August 2012

Betr.: Hesse, Italien, Olympia

Eine erste Titelgeschichte über Hermann Hesse veröffentlichte der SPIEGEL 1958, noch zu Lebzeiten des Schriftstellers; sie geriet eher kritisch als bewundernd. Nun, aus Anlass des 50. Todestages, hat sich SPIEGEL-Autor Matthias Matussek Hesse erneut vorgenommen. Mit „Siddhartha“ hatte sich Matussek zu Beginn der siebziger Jahre auf den Weg nach Indien gemacht, auf der Suche nach Erleuchtung

und Verwandlung. Sein Fazit, nachdem er die Romane des Literatur-Nobelpreisträgers noch einmal gelesen hat: Hesse ist aktueller denn je; seine großen Themen – der Lebensentwurf des Einzelnen, der Schutz der Natur, die Suche nach einem höheren Seinszweck als dem Konsum – bewegen auch heute. In Calw, der Geburtsstadt des Autors, traf er den Hesse-Verehrer Udo Lindenberg, der dort ein Konzert gab, im Kloster Maulbronn spürte er dem aufsässigen Schüler Hesse nach. Im Garten des Hesse-Museums in Montagnola fand er eine Schildkröte, die nach einer Hesse-Figur „Knulp“ getauft wurde. „Hesse“, vermutet Matussek, „hätte sich ausdauernd mit ihr unterhalten“ (Seite 124).



SPIEGEL-Titel 28/1958

Schon oft war Italien Gegenstand großer SPIEGEL-Geschichten, zuletzt im Juli 2011, als der SPIEGEL mit der Titelzeile „Ciao bella“ vorerst Abschied nahm vom Sehnsuchtsland der Deutschen. Im zweiten Teil der Serie über die Sorgenländer Südeuropas geht es erneut um Italien. Alexander Smoltczyk, ehemaliger Italien-Korrespondent, reiste nach Siena, wo die Krise der Bank Monte dei Paschi, 1472 gegründet, längst auch eine Krise der Kommune ist. Wirtschaftsredakteur Alexander Jung besuchte die Region Veneto im Nordosten des Landes und entdeckte dort eine überraschende Parallele zur deutschen Volkswirtschaft: Auch im Veneto gibt es zahlreiche Familienbetriebe, die in ihrer Nische globale Geltung erlangt haben – und sich von der Krise abkoppeln konnten. Fiona Ehlers, SPIEGEL-Korrespondentin in Rom, traf gemeinsam mit SPIEGEL-Redakteur Hans Hoyng den italienischen Regierungschef Mario Monti zum Gespräch, außerdem beschreibt sie Italiens Jugend als den eigentlichen Verlierer der Krise. Ehlers, die in Perugia und Bologna studiert hat, kennt das Land seit 20 Jahren – und ist immer noch überrascht von den Italienern, die duldsam Opfer bringen und sparen. „Ich bewundere die Italiener für ihre Kunst des Sichdurchwurstelns“, sagt Ehlers. „Selbst aus der Krise machen sie das Beste“ (Seite 42).



Hoyng, Monti, Ehlers in Rom

Anders als vor vier Jahren in Peking sind die Olympischen Sommerspiele von London ein Ereignis, bei dem der Sport nicht von politischen Themen überlagert wird. Für den SPIEGEL sind die Redakteure Detlef Hacke und Alexander Osang in der britischen Metropole unterwegs, für Hacke sind es die siebten Olympischen Spiele, Osang ist zum dritten Mal dabei. In dieser Ausgabe berichten sie über zwei Phänomene: Osang ging der Frage nach, warum die deutschen Dressurreiter seit Jahrzehnten ihren Sport dominieren; Hacke schreibt, warum sehr junge Olympiasieger für Furore sorgen – und gleichzeitig für tiefe Skepsis. „Jeder sieht gern sensationelle Leistungen“, sagt Hacke, „aber viele zweifeln inzwischen daran, ob sie mit sauberen Mitteln zustande kommen“ (Seite 116, 120).

Titel

50 Jahre nach seinem Tod: Hermann Hesse, einer der meistgelesenen Schriftsteller der Welt, wird entweder verachtet oder verklärt 124

Deutschland

Panorama: Planungsmängel bei Hauptstadtflughafen früh bekannt / Wallraff-Mitarbeiter laut Finanzamt festangestellt / Bund genervt von den Klagen der Kommunen 11

Parteien: Beim Rennen um die SPD-Kanzlerkandidatur läuft alles auf Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier zu 16

FDP: Der Überlebenskampf von Parteichef Philipp Rösler 20

CSU: Wie sich Agrarministerin Ilse Aigner für die Seehofer-Nachfolge in Stellung bringt 22

Essay: Sind bewaffnete Drohnen ein Mittel humaner Kriegführung? 24

Innenminister: Hans-Peter Friedrich droht für die Union im Wahljahr zur Belastung zu werden 26

Islam: Das versteckte Treiben des türkischen Predigers und Unternehmers Fethullah Gülen in Deutschland 28

Steuerhinterziehung: Der Chef der rheinland-pfälzischen Steuerfahndung erklärt, wie Schweizer Banken das geplante Abkommen mit Deutschland unterlaufen wollen 32

Zeitgeschichte: Die Protokolle der Telefonate zwischen Kanzler Schmidt und Unterhändler Wischniewski während der Entführung eines Lufthansa-Jets 1977 34

Prozesse: In Hamburg ist ein Arbeitsloser wegen einer Reihe von Autobrandstiftungen angeklagt – doch es fehlt der letzte Beweis 36

Hobbys: Mehr als 4000 Darsteller treffen sich jedes Jahr zu einem Improvisationstheater 40

Serie

Europas Süden in der Krise, Teil II: Berichte, Reportagen und ein Essay zum Versuch der Italiener, sich aus der Schuldenfalle zu befreien 42–60

Ausland

Panorama: Ein Jesuitenpater wird zur wichtigen Stimme im syrischen Bürgerkrieg / Die deutsche Bundespolizei und ihre Kontakte mit Weißrussland 62

USA: Steuertrickser Mitt Romney 64

Indien: Der Niedergang eines umschwärmten Premiers 66

Russland: Das deutsch-russische Forum schweigt zu Putins autoritärer Politik 68

Polen: Warschau sucht die Opfer der kommunistischen Diktatur 70

China: Der Mordprozess gegen Gu Kailai 72

Global Village: Warum der mexikanische Schriftsteller Javier Sicilia seit 16 Monaten nicht mehr schreibt 73

Wirtschaft

Trends: Lufthansa-Chefs mahnen mehr Gewinn an / „Traumschiff“-Reederei plant Flaggen-Bonus / Schlecker-Vermieter gehen leer aus 74

Handel: Karstadt-Investor Nicolas Berggruen bricht seine Versprechen 76

Arbeitsmarkt: Die geplante Reform der Minijobs ist selbst bei Arbeitgebern umstritten 78

Währungsunion: EZB-Chef Draghi enttäuscht die Finanzmärkte 80



Steinmeiers zweite Chance

Seite 16

Nach der Niederlage bei der Bundestagswahl 2009 schien Frank-Walter Steinmeier politisch erledigt. Drei Jahre später steigen seine Chancen auf eine erneute Kanzlerkandidatur. Mit der SPD-Bundestagsfraktion im Rücken könnte Steinmeier Angela Merkel herausfordern.

FABIAN BUNNEN / REUTERS

Berggruen will Karstadt aufspalten

Seite 76

Nichts als leere Versprechungen: Die angekündigten Millionen für die Sanierung bleiben aus, die Warenhauskette muss um jeden Euro kämpfen. Weil das Geschäft nicht läuft, plant Investor Berggruen einen Teilverkauf.

Enttäuschung über Draghis Krisenplan

Seite 80

Die Anleger hofften auf den großen Befreiungsschlag, stattdessen kam die Enttäuschung: An der Börse fiel der Krisenplan von EZB-Chef Draghi durch, die Bundesbank ging auf Distanz. Sie warnt vor steigenden Preisen.



Darsteller auf dem Drachenfest

Spiele mit dem Mittelalter

Seite 40

Sechs Tage lang versammeln sich mehr als 4000 Menschen auf einer Wiese in Hessen und erschaffen eine Fantasy-Welt. Als Elfen, Avatare und Ritter spielen sie auf dem Drachenfest improvisiertes Historientheater, genannt Live Action Role Playing – und suchen ein Gegengewicht zum profanen Alltag.

DANIELA GROSSHÄNDER SPIEGEL



ALESSANDRO BIANCHI / REUTERS

Italiens Kampf um Europa Seiten 42–60

Die Krise des Südens, Teil II: Das Traumland der Deutschen leidet unter dramatischen Staatsschulden. Harte Einschnitte sind notwendig, aber für den Umbau Italiens bleibt Regierungschef Monti nur wenig Zeit, die alten Politiker drängen zurück an die Macht.

Romney, der angeschlagene Kandidat Seite 64

Präsidentenbewerber Mitt Romney häufte mit Finanzgeschäften ein Vermögen an – jetzt steht der republikanische Herausforderer von Präsident Obama auch noch im Verdacht, bei seinen Steuern getrickst zu haben.

Heilung für Psycholeiden Seite 108

Ärzte haben eine verdeckte Ursache für viele psychische Leiden entdeckt: Schizophrenien, Angststörungen oder Demenz können durch eine Gehirnentzündung ausgelöst werden – und sind mit Cortison heilbar.

Wer erfand Lisbeth Salander?

Seite 134

Als der Autor Stieg Larsson im Jahr 2004 starb, war noch keiner seiner Krimis gedruckt. Erst posthum wurde seine Millennium-Trilogie über Lisbeth Salanders irrwitziges Leben zum Welt-erfolg. Aber hat er seine Bücher auch selbst geschrieben? Zu den Larsson-Legenden nimmt nun seine langjährige Freundin Eva Gabrielsson Stellung.



Larsson-Heldin Salander im Film

MARY EVANS / INTERFOTO

Landwirtschaft: Mecklenburg-Vorpommern wird zur Hochburg der Mastbetriebe 84
Affären: Ex-Porsche-Chef Wiedeking droht eine Anklage wegen Marktmanipulation 86

Medien

Trends: ZDF-Geschichtsexperte Guido Knopp über seinen bevorstehenden Ruhestand / Niggemeiers Medienlexikon 88
Internet: Russische Online-Firmen machen Google und Facebook Konkurrenz 90

Gesellschaft

Szene: Crowdsurfen im Rollstuhl / Wie kommt ein Wolf von Polen nach Schleswig-Holstein? 94
 Eine Meldung und ihre Geschichte – warum ein mutmaßlicher Mörder eine Filmrolle als Polizist bekommen sollte 95
Ernährung: New Yorks Bürgermeister will im Kampf gegen Fettsucht die XXL-Getränke verbieten 96
Paare: Helmut Schmidt ist nicht länger allein 103
Ortstermin: Warum eine Kindergärtnerin gegen ihren Willen als Heldin gefeiert wird 104

Wissenschaft · Technik

Prisma: Riesenhaie vor England / Herzinfarkt-Atlas für Deutschland 106
Medizin: Wie eine gestörte Immunabwehr psychische Krankheiten auslösen kann 108
Umwelt: Gibt es bald keine Schäfer mehr? ... 110
Jagd: Auf einer Ranch in Texas trainieren Schießwütige das Erlegen von Großwild 112
Ethik: Ärzte streiten über Beihilfe zum Selbstmord 114

Sport

Szene: Doping-Razzia in deutschen Leistungszentren / Der ehemalige US-Sprinter John Carlos über Protestkultur im Sport 115
Olympische Spiele: Royals und Rösser – die Wettkämpfe der Reiter sind die Attraktion in London 116
 Teenager-Athleten verblüffen mit Spitzenleistungen 120

Kultur

Szene: Produzent Harvey Weinstein fordert Hollywood zum Gewaltverzicht auf / Köln präsentiert die Sammlung Haubrich neu 122
Internet: Neue Finanzierung von Kunst- und Wissenschaftsprojekten im Netz 132
Autoren: Stieg Larssons Freundin kämpft um ihren Anteil an den Erlösen der Millennium-Trilogie 134
Bestseller 137
Affären: Der russische Bariton Jewgenij Nikitin über sein Tattoo und die Flucht aus Bayreuth 138
Filmkritik: Ridley Scotts Alien-Blockbuster „Prometheus“ 139

Briefe 6
Impressum, Leserservice 140
Register 142
Personalien 144
Hohlspiegel/Rückspiegel 146

Titelbild: Illustration Tim O'Brien für den SPIEGEL



SPIEGEL-Titel 31/2012

„Es klingt zynisch, ist aber wohl die Wahrheit: Das Wirtschaftsprinzip des Neoliberalismus hat sich auch beim Organhandel durchgesetzt.“

WOLFGANG QUAKERNACK, DETMOLD

Nr. 30/2012, Beschneidungsdebatte –
Beiträge von Matthias Matussek
und Chirurgieprofessor Maximilian Stehr

Religiöser Säugling

Hier der von Sachkenntnis nur wenig angekränkelte religiöse Eiferer, dort der nüchterne Wissenschaftler, der die Fakten würdigt und entsprechende Schlüsse zieht. Nicht zum ersten Mal zeigt Herr Matussek, dass tiefe Religiosität logischem Denken nicht unbedingt förderlich ist.

JÜRGEN FEIN, LENSahn (SCHL.-HOLST.)

Wie viel Messwein muss man intus haben, um ernsthaft Mahler, Heine und van Gogh nur als Verdienst tausendjähriger religiöser Traditionen zu preisen?

ULI SCHAUERTE, KÖLN

Herr Matussek verspricht im Untertitel seines Essays, die Frage zu beantworten, warum Beschneidung kein Verbrechen ist. Auf die Antwort wartet man vergebens. Hingegen erfahren wir – und darauf hätte ich gern verzichtet –, dass Herr Matussek beschnitten ist und sich dadurch bereichert fühlt.

HANS-HENNING LOTZE, HEIDELBERG

Nichts ist automatisch gut, nur weil es Tradition ist, auch nicht wenn man die Adjektive „mehrtausendjährig“ oder „religiös“ davorsetzt. Die Erklärung, wie ein acht Tage alter Säugling ein religiös empfindender Mensch sein kann, bleibt Matussek schuldig.

OLAF MEERBECK, KÖLN

In der Beschneidungsdiskussion wird ein Konflikt zwischen zwei Grundrechten thematisiert: dem Recht auf körperliche Unversehrtheit und dem Recht auf freie Religionsausübung. Doch dieser Konflikt ist in der Verfassung bereits entschieden. Laut Grundgesetz werden bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte durch die Ausübung der Religionsfreiheit weder bedingt noch beschränkt. Das heißt: Das Recht auf körperliche Unversehrtheit hat unbedingten und uneingeschränkten Vorrang vor dem Recht auf freie Religionsausübung.

DR. PETRUS BOCKEMÜHL, METTMANN (NRW)

Nr. 31/2012, Veras Niere, Walters Geld –
SPIEGEL-Report über den kriminellen
Handel mit menschlichen Organen

Jeder ist Spender

Walters Familie hätte stümperhaften deutschen Medizinern juristisch ihre fachlichen Defizite aufzeigen müssen und sie damit aus dem Verkehr ziehen können, anstatt die soziale Not einer armen Frau auszunutzen.

HENNING ZIEMANN, SCHWERIN

Menschen wie Herr Walter, die todkrank sind, haben nichts mehr als das zutiefst menschliche Bedürfnis, endlich wieder zu genesen. Dass sie dabei auch auf bedenkliche Methoden zurückgreifen, mag verwerflich sein, ist in einer solchen Situation jedoch vollkommen zu verstehen.

MARTIN LORENZ, STEINFURT (NRW)

Warum hat in der besorgten Fabrikantenfamilie niemand dem kranken Vater oder Mann selbst eine Niere gespendet?

MICHAEL DERMAN, BERLIN

Direkt unter den Augen der Medizin und der Politik spielt sich in Deutschland und anderen Ländern, die die legale Nierenlebenspende praktizieren, ein weiteres menschliches Drama ab: Zahlreiche Spender berichten von körperlichen und kognitiven Einschränkungen, von chronischer Müdigkeit bis hin zur Erschöpfung. Da nicht sein kann, was nicht sein darf, nämlich dass die Nierenlebenspende ein hochgradig gefährlicher Eingriff in den menschlichen Körper ist, wurden viele erkrankte Spender von Ärzten bisher unbehindert zurückgewiesen.

RALF ZIETZ, THEDINGHAUSEN (NIEDERS.)
INTERESSENGEMEINSCH. NIERNLEBENDSPENDE E. V.

Vor neun Jahren, im Alter von 69 Jahren, habe ich eine Niere gespendet und war acht Tage nach der Operation wieder völlig gesund. Ich habe nie Schmerzen gehabt und würde es jederzeit wieder tun – leider hat man nur zwei Nieren.

GERDA KLUG, DÜSSELDORF

Ich rufe auf zur Abkehr von der Organ-
spende und plädiere für Transplantati-
onen von eigens für den Empfänger ge-
züchteten Organen.

HARTMUT SCHWARZ, BISPINGEN (NIEDERS.)



ANDREAS HUB / LANF

Operation in einem Transplantationszentrum

Der wahre Skandal liegt bei uns allen: in der mangelnden Bereitschaft, Organe zu spenden. Wer nicht wie ich das Glück hatte, eine Nierenspenderin – meine Frau – an seiner Seite zu haben, für den wird die Warteliste zwangsläufig zur Todesliste. Auch das neue Organengesetz ist halbherzig, es wird zu keinem höheren Aufkommen von Spenderorganen führen. Deshalb brauchen wir die Widerspruchslösung: Jeder ist Spender, es sei denn, er widerruft. Eine Organspende ist nicht Ausdruck von Mildtätigkeit, vielmehr ist sie ein Versicherungsbeitrag in Naturalien. Der Kreis der potentiellen Spender ist identisch mit dem Kreis der potentiellen Empfänger: wir alle.

GERALD UHLIG-ROMERO, BERLIN

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- ▶ **Titel** Wie hat Hermann Hesse Ihr Leben beeinflusst?
- ▶ **Militär** Sollte die Bundeswehr mit bewaffneten Drohnen ausgerüstet werden?
- ▶ **FDP** Hätten die Liberalen bessere Chancen im Bündnis mit der SPD?



Nr. 30/2012, Schwerer Neustart für ehemalige grüne Parteichefs

Volmer-Erlass ohne Volmer

Sie beklagen also allen Ernstes, dass Frau Röstel für ihren Lebensunterhalt eine Arbeit aufnehmen musste, Herr Volmer von seiner Abgeordneten- und Staatsministertätigkeit prima leben kann und Frau Beer sich politisch nun bei den Piraten versucht?

SIGRID HABER, GESSERTSHAUSEN (BAYERN)

Wie der Visa-Untersuchungsausschuss festhielt, war der massenhafte Missbrauch von Visa insbesondere an der Botschaft in Kiew nicht dem sogenannten Volmer-Erlass geschuldet, sondern einigen korrupten ukrainischen Ortskräften sowie dem „Reisebüroverfahren“ und den „Reiseschutzpässen“, die von der Vorgängerregierung von Kohl und Kinkel eingeführt worden waren. Zudem darf ich nun, zehn Jahre später, nachdem ich ihn aus Loyalitätsgründen bisher öffentlich verschwiegen habe, einen interessanten Umstand enthüllen: Für die Zeit der Tat, die keine war, habe ich ein wasserdichtes Alibi. Der „Volmer-Erlass“ wurde ohne das geringste Zutun meinerseits verfasst, als ich wegen einer lebensgefährlichen Erkrankung zwei Monate lang arbeitsunfähig in der Klinik lag.

DR. LUDGER VOLMER, BERLIN
STAATSMINISTER IM AUSWÄRTIGEN AMT A. D.



Grüner Volmer

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Nr. 30/2012, SPIEGEL-Gespräch mit dem Berliner Piraten Alexander Morlang über die politische Macht der Computernerds

Liquid, also überflüssig

Als junger Mensch mit eindeutig nerdigen Zügen schäme ich mich für Alexander Morlangs Äußerungen. Die Nerd-Community habe ich persönlich als freundliche und offene Gemeinschaft erlebt, die Außenseitertum erfahren hat und sich ge-

Korrektur

zu Heft 29/2012

Seite 59, „Der Verpackungskünstler“: Minister Dirk Niebel übergab dem Verpackungsmuseum in Heidelberg einen Sack des Welternährungsprogramms der Vereinten Nationen, nicht, wie es in dem Artikel heißt, einen Sack der Welthungerhilfe.

rade deswegen davon distanziert. Morlangs elitär-arrogantes Gehabe finde ich äußerst unnerdig.

ALAN MATTLI, LUZERN (SCHWEIZ)

Sie haben die Doppelmoral der Piraten aufgedeckt. Die Profi-Informatiker mit ihrer anmaßenden Haltung tun, als wären die Nicht-Piraten blöde Nutzer.

DIRK STARKE, LAUCHHAMMER (BRANDENB.)

Bislang ahnte ich nur, dass bei den Piraten vieles liquid, also flüssig ist. Nach dem Interview weiß ich, diese Partei ist sogar noch mehr: Sie ist überflüssig.

REINHARD KLOSS, HAGEN

Nr. 30/2012, Deutsche suchen auf Esoterik-Messen nach dem Sinn des Lebens

Nützt nicht, schadet nicht

Wer wirklich dem Sinn des Lebens näher kommen will, erwartet nicht, ihn als käufliche Ware auf einer Messe zu finden.

DR. BRIGITTE HALEWITSCH, KÖLN

Herzlichen Dank für diesen Artikel; ich habe im Zug mehrfach schallend gelacht. Der Kling-Klang-Markt ist nicht schlimmer oder besser als der Gartenzwerg im Baumarkt: nützt nicht, schadet nicht, ist Geschmackssache. Tragisch ist allerdings,



CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Messebesucher unter Energiepyramide

dass die Konsumenten eine Grunderkenntnis spiritueller Menschen missachten: Das Glück liegt in uns selbst.

DR. HARTMUT BUHCK, LAATZEN (NIEDERS.)

Ja, die Sehnsucht nach Seele und Geist treibt oft groteske und lächerliche Blüten. Ja, Esoterik ist ein Sammelbecken, in dem das Dümme neben dem Ehrwürdigsten zu finden ist. Aber: Hier finden sich eben auch die echten Perlen, die echten spirituellen Traditionen der Welt.

MICHAEL SCHAEFER, MERDINGEN (BAD.-WÜRTT.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In dieser SPIEGEL-Ausgabe befindet sich im Mittelbund ein vierseitiger Beihefter der Firma Dt. Telekom, Bonn.

HAUPTSTADTFLUGHAFEN

Fehlplanungen waren früh bekannt



Flughafen Willy Brandt

KLAUS-DIETMAR GABBERT / DAPD

Den Eigentümern der Berliner Flughafengesellschaft, dem Bund sowie den Ländern Berlin und Brandenburg, waren bereits seit Mitte 2010 eklatante Planungsmängel beim neuen Hauptstadt-Airport bekannt. Der damalige Technikgeschäftsführer der Flughafengesellschaft, Manfred Körtgen, hatte auf der Sitzung des Aufsichtsrats am 25. Juni 2010 über „Schlechte Leistungen“ der Planungsgemeinschaft Berlin-Brandenburg International (pg bbi) informiert. Diese seien vor allem hinsichtlich der Sicherheitstechnik und Gebäudeautomation so gravierend gewesen, dass eine Kündigung der Verträge im Unternehmen erwogen wurde. Allerdings, so sagt ein Insider, habe Körtgen auch darauf hingewiesen, dass im Fall einer Kündigung von pg bbi der Zeitplan für die Inbetriebnahme

des Flughafens Willy Brandt nicht einzuhalten sei. Der Aufsichtsrat unter dem Vorsitz von Berlins Regierendem Bürgermeister Klaus Wowereit stimmte wohl deswegen dem Vorschlag der Geschäftsführung zu, mit pg bbi weiter zusammenzuarbeiten. Ein Sprecher Wowereits bestätigt, dass über Kündigungsabsichten gesprochen wurde. Damals sei man aber zu dem Ergebnis gekommen, dass trotz der Probleme eine Trennung 2010 noch nicht zwingend war, weil auch mit der pg bbi der Flughafenbau erfolgreich und termingerecht abgeschlossen werden könnte. Das erwies sich als Irrtum: Knapp vier Wochen vor der geplanten Eröffnung am 3. Juni 2012 musste der Termin abgesagt werden – wegen mangelhaft geplanten Brandschutzes.

JUSTIZ

Urlaubserinnerungen für Ermittler

Im Korruptions-Ermittlungsverfahren gegen den früheren Sprecher von Ex-Bundespräsident Christian Wulff, Olaf Glaeseker, darf die Staatsanwaltschaft auch Tagebücher von dessen Ehefrau auswerten. Das Landgericht Hannover wies eine Beschwerde von Vera Glaeseker gegen die Beschlagnahmung der Unterlagen ab. Sie hatte argumentiert, die Bücher enthielten intime Informationen, die geschützt seien. Die Ermittler sind an den Unterlagen vor allem deshalb interessiert, weil sie Aufzeichnungen und Fotos von Urlauben enthalten sollen. Der Ex-Sprecher Wulffs steht im Verdacht, von Partymanager Manfred Schmidt mehrmals kostenlos mit seiner Frau nach Spanien und Südfrankreich eingeladen worden zu sein. Im Gegenzug soll Glaeseker Schmidts

Veranstaltungsreihe in seiner Rolle als Wulffs Sprecher „gefällig gefördert“ haben. Der Anwalt von Olaf Glaeseker, Guido Frings, sieht in der Entscheidung des Gerichts keinen Rückschlag für seinen Mandanten in dem Verfahren: „Stattgefundene Reisen werden ohnehin nicht bestritten.“



Glaeseker, Wulff 2010

NIGEL TREBLIN / DAPD

FINANZEN

Immer diese Nörgelei

Die Bundesregierung ist vom dauernden Wehklagen der Kommunen über ihre angespannte Finanzlage genervt. Am vergangenen Mittwoch beauftragte das Kabinett Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU), so schnell wie möglich eine Übersicht über die Leistungen zu erstellen, die der Bund den Kommunen über die Länder zukommen lässt. Die Nörgelei der Kommunen stößt bei Union und FDP schon deshalb auf wenig Verständnis, weil der Bund in den vergangenen Jahren die Kommunen zunehmend finanziell gepöppelt hat. So will der Bund unter anderem ab 2014 die kompletten Kosten für die Grundsicherung im Alter in Höhe von vier Milliarden Euro jährlich übernehmen. Außerdem hatte Schäuble im Rahmen der Verhandlungen über den Fiskalpakt erklärt, sich an der Eingliederungshilfe für Behinderte in Milliardenhöhe zu beteiligen.

LEHRER

Schiefer Wettbewerb

Lehrer dürfen hoffen, künftig in der Mehrzahl der Ostbundesländer verbeamtet zu werden. Nach Thüringen deutet sich in Mecklenburg-Vorpommern eine entsprechende Initiative an. „Einer Abstimmung mit den Füßen tatenlos zuzusehen kann sich unser Land nicht mehr leisten“, sagt Bildungsminister Mathias Brodtkorb (SPD). Zwei Drittel aller Junglehrer bundesweit wünschten sich die Verbeamtung. Eine Arbeitsgruppe zur Steigerung der Attraktivität des Lehrberufs prüfe derzeit Optionen, darunter, so Brodtkorb, „auch die Verbeamtung“. Im Juli hatte bereits Thüringens Bildungsminister Christoph Matschie (SPD) empfohlen, ab August 2013 wieder Lehrkräfte in den Staatsdienst zu

nehmen. Werden die Pläne realisiert, würden bundesweit nur noch Berlin und Sachsen keine Lehrer neu verbeamen. Im sächsischen Kultusministerium fürchtet man bereits „Auswirkungen auf die Wettbewerbssituation bei der Lehrereinstellung“.

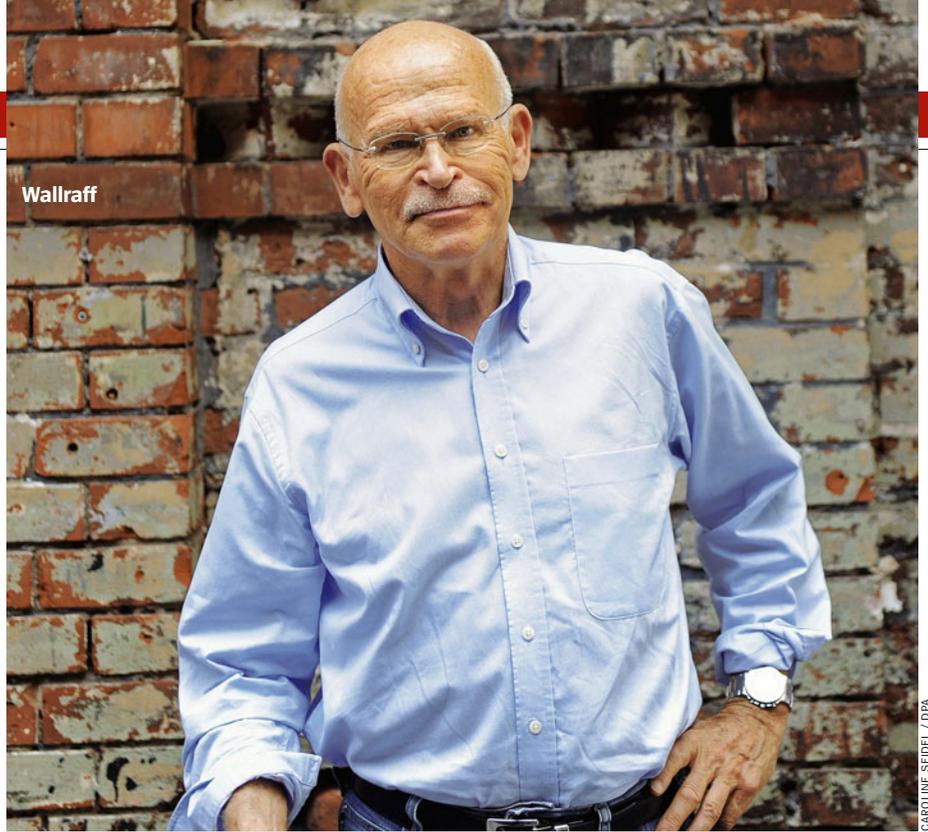
Berlin hingegen ist nach eigenen Angaben in einer Stichprobe nur auf eine Handvoll Lehrkräfte gestoßen, die wegen des fehlenden Beamtenstatus das Bundesland wechseln wollen. Die Verbeamtung von Lehrern ist unter Haushaltspolitikern umstritten, weil sie dem Staat Pensionslasten für die Zukunft aufbürdet.



KATHRIN HARRAS/ZEITENSPIEGEL/DER SPIEGEL

Schulunterricht

Wallraff



CAROLINE SEIDEL / DPA

AFFÄREN

Bügeln für Bargeld

Der Journalist Günther Wallraff, 69, gerät im Zusammenhang mit dem Vorwurf, über Jahre hinweg illegal einen Hartz-IV-Empfänger beschäftigt zu haben, weiter unter Druck. Vergangene Woche bestätigte das Finanzamt Köln-Nord Wallraffs früherem Mitarbeiter André Fahnemann, 2008 und 2009 festangestellt gewesen zu sein. Die Behörde forderte Fahnemann auf, für die beiden Jahre wegen Einkünften „aus nichtselbständiger Tätigkeit“ rund 2720 Euro Steuern nachzuzahlen. Fahnemann hatte behauptet, knapp vier Jahre lang für Wallraff als eine Art Privatsekretär gearbeitet und in dessen Kölner Büro Manuskripte verschickt, E-Mails beantwortet, Hemden gebügelt und Einkäufe erledigt zu haben. Das Geld für die Arbeiten habe er bar und ohne Belege von Wallraff bekommen, zusätzlich habe er weiter illegal Arbeitslosengeld bezogen. Anfang Juli zeigte sich Fahnemann nach einem Zerwürfnis mit Wallraff beim Finanzamt selbst an. Wallraff bestreitet, dass es sich um eine Festanstellung gehandelt habe. Er habe dem Mann lediglich die Chance gegeben, durch „gelegentliche Hilfen“ in seinem Büro Geld zu verdienen, ließ er über seinen Anwalt mitteilen.

WAHLRECHT

Union gegen Seehofer

In der Debatte um Änderungen des Wahlrechts will die Spitze der Unions-Bundestagsfraktion CSU-Chef Horst Seehofer nicht folgen. Seehofer hatte vergangene Woche im CSU-Vorstand nach Angaben von Teilnehmern gesagt, er habe kein Problem damit, sämtliche Überhangmandate auszugleichen. Anders sieht das sein Parteifreund Stefan Müller, Parlamentarischer Geschäftsführer der CSU-Landesgruppe: „Wenn das Bundesverfassungsgericht erstmals eine klare Grenze definiert,

bis zu der Überhangmandate mit dem Grundgesetz zu vereinbaren sind, sollte man es nicht übergehen.“ Ähnlich äußern sich führende CDU-Politiker. Das Verfassungsgericht hatte im Juli bestimmt, dass es künftig nicht mehr als etwa 15 Überhangmandate geben soll. „Je mehr Überhangmandate ausgeglichen werden, desto größer wird der Bundestag“, sagt Unions-Fraktionsvize Günter Krings. Das will auch die SPD verhindern. „Wir sind bereit, die Lösung so zu gestalten, dass der Bundestag nicht überdimensioniert wird. Wir wollen ein arbeitsfähiges Parlament behalten“, sagt Thomas Oppermann, Parlamentarischer Geschäftsführer der SPD-Fraktion.

ZAHL DER WOCHE

884

 Unfälle oder Notfälle

im Bergsport wurden dem Deutschen Alpenverein (DAV) im Jahr 2011 von seinen Mitgliedern gemeldet. Das entspricht einer Steigerung von rund 18 Prozent gegenüber dem Vergleichsjahr 2010. Besonders stark zugenommen haben laut neuester Statistik die Einsätze beim Klettersteiggehen und beim Pistenskillauf. Der Anteil tödlicher Unfälle ist mit 44 leicht gestiegen.

ENERGIEWENDE

Geschenk für Industrie

Bei der Energiewende hakt es. Hintergrund ist eine langanhaltende Ressortabstimmung zwischen Wirtschafts- und Umweltministerium. Konkret geht es um die Frage, wie Unternehmen mit hohem Strombedarf künftig entschädigt werden, die bereit sind, ihre Produktion vorübergehend einzustellen, um das Stromnetz zum Beispiel an kalten Wintertagen zu entlasten. Das Wirtschaftsministerium fordert eine höhere Kompensation als das Umweltministerium. Bisher beruht eine Entschädigung auf individuellen Absprachen zwischen Unternehmen und Netzbetreibern. Wirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) hatte schon für Ende vergangenen Jahres eine Verordnung angekündigt. Angestrebt wird nun vom Ministerium ein Inkrafttreten der Verordnung erst Anfang kommenden Jahres. Das ergab eine kleine Anfrage der Grünen an die Bundesregierung. Grünen-Energieexperte Oliver Krischer glaubt, dass mit einer hohen Vergütung falsche Anreize für die Industrie geschaffen werden: „Herr Rösler plant offenbar, aus der Energiewende ein Subventionsprogramm für die deutsche Wirtschaft auf Kosten der Verbraucherinnen und Verbraucher zu machen.“



Stahlarbeiter in Mülheim an der Ruhr



SIMONE BRANDT / ACPH/PANTHERMEDIA

Helle Freude

VERBRAUCHER: Das Glühbirnenverbot der EU wird trickreich unterlaufen.

Wer wissen will, was eine Energiesparlampe ist, muss sich bei der EU erkundigen. Es gilt die Verordnung für die ökologisch korrekte „Gestaltung von Haushaltslampen mit ungebündeltem Licht“. Sie ist mit Anhang 14 Seiten lang und umfasst acht Artikel, ein Dutzend Formeln sowie rund 40 Begriffsbestimmungen von A wie Anlaufzeit bis Z wie zweite Lampenhülle. Nichts, was hier nicht geregelt wäre. Dachte man jedenfalls.

Doch den so gründlichen Beamten ist womöglich ein Fehler unterlaufen. Eigentlich sollen zum Ende des Monats die letzten herkömmlichen Glühbirnen vom Markt verschwinden und durch Stromsparlampen ersetzt werden. Stattdessen nutzen findige Händler ein Schlupfloch im Paragrafenwerk aus. Die bereits totgesagte Glühbirne lebt fröhlich weiter, in Deutschland und in der Europäischen Union. Im Prinzip handelt es sich um einen Etikettenwechsel. Weil die strengen Ökogesetze nur für Haushaltslampen gelten, gibt sich die traditionsreiche Glühbirne als Speziallampe gemäß Erwägungsgrund 5 der EU-Verordnung aus. Das ist legal. Und schon greift die Brüsseler Energiesparvorgabe ins Leere. Der Kunde muss lediglich darüber informiert werden, dass die Glühbirne eigentlich nicht für den Einsatz bei ihm zu Hause gedacht ist, etwa durch einen Hinweis auf der Verpackung. Das Edelkaufhaus Manufactum führt Glühbirnen in beliebiger Lichtstärke; ebenso die Verkaufsplattform Amazon und spezialisierte Lampengeschäfte

wie Piwarz Licht in Berlin. Sogar die mattierte 100-Watt-Birne, nach Lesart der EU-Beamten ein energetischer Super-GAU, wird flächendeckend feilgeboten. Sie ist zwar etwas teurer als früher, aber immer noch billiger als die meisten Energiesparlampen, deren kalter Strahl auch ästhetisch kaum mithalten kann.

Technisch sind die Glühlampen minimal modifiziert, etwa durch eine „speziell verstärkte Wendelkonstruktion“, wie es beim Hersteller Philips heißt. Durch diese Veränderung verdienen die Glühbirnen die Bezeichnung „stoßfest“ – und schon gelten sie formal als Speziallampe für raue Betriebsverhältnisse bei Industrie, Bergbau und Schifffahrt. Der Laie erkennt dies am Gütezeichen für besondere Stoßfestigkeit, einem kleinen Hämmerchen.

Dass die Glühbirnen deutlich mehr Strom verbrauchen als Energiesparlampen, nehmen viele Verbraucher gern in Kauf. Schließlich weisen sie eine Reihe von Vorteilen auf: Sie enthalten kein giftiges Quecksilber und müssen, im Gegensatz zu den angeblichen Ökoleuchten, auch nicht aufwendig entsorgt werden. Sie passen in jede normale Lampenfassung. Sie funktionieren auch mit Dimmer. Sie erzeugen warmes Licht.

Die Retro-Lampen seien geeignet, die „schmerzlich empfundene Lücke“ zu schließen, die das Verschwinden der matten Glühlampen hinterlassen habe, heißt es schwärmerisch bei Manufactum: „Es gibt sie noch, die guten Dinge.“

PLAGIATE

Polizist unter Verdacht

Ein ranghoher Ausbildungsbeamter der Thüringer Polizei muss wegen eines Plagiatsvorwurfs um seinen Posten fürchten. Gegen den Fachgruppenleiter und Koordinator des Bildungszentrums der Landespolizei, Andreas Schneider, 56, läuft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena ein Verfahren wegen des Verdachts, Schneider habe für seine 2008 publizierte Doktorarbeit zur Polizeigeschichte in der NS-Zeit bei mehreren Diplomarbeiten von ihm betreuter Stu-



Campus der Friedrich-Schiller-Universität Jena

dentem aus dem Jahre 2000 abgeschrieben. In einer internen Expertise ist die Rede von teils wörtlichen Plagiatsstellen „auf über 100 Seiten der Dissertation“ und einem „schweren wissenschaftlichen Fehlverhalten“. Der mit zahlreichen Landespolitikern eng befreundete Kriminaldirektor wartet nach eigenen Angaben auf die offizielle Benachrichtigung durch die Universität: „Ich kenne die Vorwürfe. Ich bin sehr beunruhigt.“

RENTENVERSICHERUNG

Seiten abgeschaltet

Die gesetzliche Rentenversicherung wird von Personalquerelen erschüttert, die inzwischen sogar die Justiz beschäftigten. Vor zwei Wochen erklärte das Berliner Verwaltungsgericht die letzten Wahlen zum Personalrat der Deutschen Rentenversicherung (DRV) im März dieses Jahres für ungültig. Geklagt hatte eine von Gewerkschaften und Beamtenbund unabhängige Liste, die sich im Wahlkampf benachteiligt sah. Die Gruppe bemängelte unter anderem, dass ihre Seite im Intranet abgeschaltet worden sei und sie nicht ausreichend Werbefläche an schwarzen Brettern erhalten habe. Das Verwaltungsgericht gab der Klage statt. Die DRV prüft, ob sie gegen die Entscheidung Rechtsmittel einlegt.

DÄMMPLATTEN

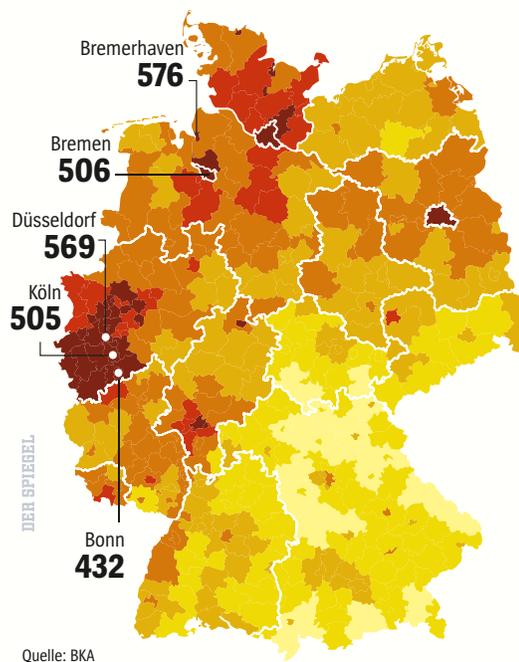
Minister fordert Brandversuche

Mit den Warnungen von Feuerwehrleuten vor Wärmedämmsystemen mit Polystyrol werden sich nun auch die Bauminister auf ihrer Konferenz im September befassen. Der hessische Ressortchef Florian Rentsch (FDP) will dort die Frage klären lassen, wie gefährliche Brände des unter dem Namen Styropor bekannten Dämmmaterials künftig verhindert werden können. Anlass war ein Großfeuer in Frankfurt am Main, bei dem Ende Mai die styroporgedämmte Fassade eines sechsgeschossigen Apartmenthauses lichterloh in Flammen aufging. Die Frankfurter Feuerwehr und andere Brandschutzexperten warnten daraufhin vor einer akuten Gefahr für Menschen in mehrstöckigen Gebäuden (SPIEGEL 26/2012). „In Sicherheitsfragen darf es keinen Rabatt geben“, sagt Minister Rentsch. Man müsse nun „zusätzliche Großbrandversuche in Betracht ziehen“, um das Risiko realistisch beurteilen zu können. Auch die bauaufsichtliche Zulassung des Dämmmaterials gehöre „auf den Prüfstand“.



Großbrand in Frankfurt am Main

QUERSCHNITT

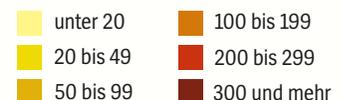


Aufgeknackt

132 595 Wohnungseinbrüche gab es vergangenes Jahr in Deutschland. Laut polizeilicher Kriminalstatistik sind das 9,3 Prozent mehr als im Vorjahr. Bezogen auf die Einwohnerzahl stiegen Diebe am häufigsten in Häuser und Wohnungen in Bremerhaven ein. Besonders viele Fälle gab es außerdem im Rhein-Ruhr-Gebiet. Nur jeder sechste Einbruch bundesweit konnte aufgeklärt werden.

Wohnungseinbrüche

je 100 000 Einwohner, 2011





Sozialdemokrat Steinmeier: *Das größte Fragezeichen hinter einer erneuten Kandidatur ist der Fraktionschef selbst*

PARTEIEN

Favorit mit Trauma

In der Öffentlichkeit gelten Sigmar Gabriel und Peer Steinbrück als aussichtsreiche Bewerber um die Kanzlerkandidatur der SPD. Dabei haben viele Genossen längst einen anderen Liebling: Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier.

Es steht nun unwiderruflich fest, um wen sich alles drehen wird, wer voranschreiten, wer der Star sein darf. Im Mittelpunkt wird Frank-Walter Steinmeier, 56, stehen, er darf die zentrale Rede halten. Die Nebenrollen sind ebenfalls vergeben, sie gehen an Peer Steinbrück und Sigmar Gabriel, die anderen Mitglieder der SPD-Troika, die bald schon dem Fahrwerk eines Dreirads ähneln könnte: zwei hinten, einer vorn.

Die Rede ist nicht vom Bundestagswahlkampf 2013, sondern vom „Zukunftskongress“ der SPD-Fraktion, der Mitte September in Berlin stattfinden wird. Die

Veranstaltung jedoch könnte die Zukunft auch in personeller Hinsicht vorwegnehmen.

Zeitgleich mit dem Kongress beginnt die spannende Phase im Kandidatenrennen der SPD, es geht um die Frage, wer die Partei im nächsten Jahr in die Bundestagswahl führen darf. Oder muss. Es ist kein Zufall, dass Steinmeier sich just für diesen Zeitpunkt die große Bühne gemimmert hat.

Schon in der Einladung zu „Projekt Zukunft – Deutschland 2020“ macht der Fraktionschef klar, worum es gehen soll – auch für ihn persönlich: „Mit unserem

Zukunftskonzept für Deutschland 2020 bereiten wir uns auf künftige Regierungsverantwortung vor.“ Es sieht so aus, als bereite sich da einer auf seinen zweiten Anlauf aufs Kanzleramt vor. Die besten Chancen hat Steinmeier jedenfalls.

Während die Konkurrenz noch rätselt, mit welchem Genossen sie es zu tun bekommt, und die Troika selbst den Eindruck vermittelt, der Wettstreit sei völlig offen, scheint die Partei ihren Kandidaten gefunden zu haben: Steinmeier.

Da mag der ehemalige Kanzler Helmut Schmidt unermüdlich seinen Liebling Peer Steinbrück, 65, empfehlen, da mag Par-



HEIKO SAKURAI

teichef Gabriel, 52, mit einem Trommelwirbel aus Interviews und Twitter-Nachrichten den Eindruck erzeugen, selbst voll im Rennen zu sein – die Genossen haben ihren Favoriten. Ein nüchterner Blick auf die innerparteilichen Kräfteverhältnisse legt jedenfalls nur einen Schluss nahe: Wenn es im Winter zur Entscheidung der K-Frage kommt, wird Steinmeier die wichtigsten Spieler hinter sich haben; die Bundestagsfraktion, die stellvertretenden Parteivorsitzenden, viele Landesfürsten – allen voran den mächtigsten Landesverband Nordrhein-Westfalen, dessen Vorsitzende Hannelore Kraft, 51, als heimliche Königsmacherin gilt. Selbst die Parteilinke ist dem Architekten der Agenda 2010 nicht mehr abgeneigt.

Allmählich ist in der SPD die Erkenntnis gereift, dass das schlimme Ergebnis bei der letzten Bundestagswahl nur wenig mit dem Kandidaten Steinmeier, aber viel mit dem traurigen Erscheinungsbild der Partei zu tun hatte. Damals, im Herbst 2009, waren die Genossen mit sich selbst nicht im Reinen, erschöpft von elf Regierungsjahren, zerstritten, desillusioniert. Die Kanzler Schröder und Merkel hatten der Partei zu viele Kompromisse abgenötigt: Die SPD war in Lager zerfallen, und die Bürger spürten, dass eine Partei, die sich selbst nicht leiden kann, womöglich

kein Gewinn für das Land sein würde. Vermutlich wäre selbst Willy Brandt in einer solchen Situation nicht über 23 Prozent gekommen. Der Parteichef Brandt übrigen benötigte sogar drei Anläufe, um ins Kanzleramt zu gelangen.

Wer NRW hinter sich weiß, hat die besten Karten – dieser Klassiker des politischen Machtspiels gilt für keine Partei so uneingeschränkt wie für die SPD. Erst recht, wenn die Vorsitzende des Landesverbands über so viel Ansehen und Einfluss verfügt wie Ministerpräsidentin Hannelore Kraft. So haben die Genossen an Rhein und Ruhr das gewichtigste Wort im Rennen um die Kanzlerkandidatur. Selbst im Lager von Parteichef Gabriel hat man akzeptiert, dass ohne das Einverständnis der mächtigen Landeschefin Kraft kein Kandidat gekürt werden kann. Ihre Präferenz und die der meisten Landes-SPDler aber liegt bei Steinmeier.

Er und Kraft haben einiges getan, um die gemeinsamen Bande enger zu knüpfen. Zwischen Steinmeiers Fraktion und dem Regierungsapparat der Ministerpräsidentin findet derzeit ein reger Personalaustausch statt. Erst vor wenigen Wochen holte Kraft den Wirtschaftspolitiker Garrelt Duin und ihren Generalsekretär Michael Groschek aus dem Bundestag in ihr Kabinett; zusammen mit Steinmeiers frü-

herer Stellvertreterin Angelica Schwall-Düren hat Kraft nun schon drei Stützen des Berliner Fraktionschefs nach Düsseldorf gelotet.

Der Personalaustausch schafft für Kraft wie für Steinmeier eine Win-win-Situation. Die Ministerpräsidentin baut ihren Einfluss in Berlin weiter aus, und Steinmeier erhöht die Zahl seiner Freunde im entscheidenden Landesverband.

Wie vertraut man miteinander ist, zeigte sich vor wenigen Wochen, als Steinmeier in eine äußerst heikle Lage geriet. Im Bundestag standen die Abstimmungen über den europäischen Fiskalpakt und den Rettungsschirm ESM an, in der SPD lagen die Nerven blank. Die von Steinmeier angekündigte Zustimmung bröckelte. Eine Niederlage drohte. Sogleich griff er auf die Hilfe des neuen NRW-Ministers Duin zurück. Der war gerade auf dem Weg nach Berlin, als sein Telefon klingelte. „Kannst du dich kümmern?“, fragte Steinmeiers Büro. „Du weißt, was das sonst für Frank bedeutet.“

Duin telefonierte daraufhin seine ehemaligen Fraktionskollegen ab und erklärte ihnen die Brisanz der Situation. Am Ende ging die Abstimmung in Steinmeiers Sinne aus. NRW sei Dank.

Krafts Präferenz für Steinmeier hat auch mit ihrer Angst vor Sigmar Gabriel

zu tun. Sie möchte ihr Land in Ruhe regieren, nichts fürchtet sie mehr als Quererschüsse aus Berlin, und die traut sie vor allem dem Parteichef zu. Kraft hält Gabriel für unberechenbar und unzuverlässig. Das Verhältnis der beiden ist spätestens seit 2010 zerrüttet, als SPD-Chef Gabriel ihr öffentlich Ratschläge erteilte, wie die knappe Wahlsiegerin mit den unklaren Mehrheitsverhältnissen nach der damaligen Landtagswahl umgehen sollte. „Das Verhältnis ist von Misstrauen geprägt“, heißt es in der Parteispitze.

Zwar pflegt Kraft mit ihrem einstigen Ziehvater Peer Steinbrück eine gute Arbeitsbeziehung, aber sie hat auch nicht vergessen, wie schwer es war, die Verletzungen zu heilen, die Steinbrück den Grünen während seiner Zeit als Ministerpräsident in Düsseldorf zugefügt hatte. „Kraft ist eindeutig für Steinmeier als Kanzlerkandidat“, heißt es aus der nordrhein-westfälischen SPD. Für Steinmeier wäre der Rückhalt aus NRW die halbe Miete auf dem Weg zur Kandidatur.

Und auch in den anderen Landesverbänden zeichnen sich inzwischen Mehrheiten für den früheren Außenminister ab. Denn in vielen Ländern haben Gabriel und Steinbrück mit ihrer ruppigen Art eine Schneise der Verwüstung geschlagen, während der stets freundliche, um Ausgleich bedachte Steinmeier sich immerhin keine Feinde machte. „Gegen Frank-Walter Steinmeier gibt es keine Polarisierung“, sagt der schleswig-holsteinische Landeschef Ralf Stegner.

Machtpolitisch bedeutend sind neben NRW die Landesverbände Hessen, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Bayern, wo ab Herbst die entscheidenden Diskussionen über die K-Frage anstehen. Neben der Bewertung, mit welchem Kandidaten die größten Siegchancen winken, spielt in der Sozialdemokratie stets auch die Befindlichkeit eine wichtige Rolle. So kommt dem Rüpel-Faktor eine große Bedeutung zu, die Frage also, welcher Kandidat in der Vergangenheit die größten Verletzungen hinterlassen hat. Steinbrück und Gabriel liegen hier klar in Führung.

Steinbrück gilt vor allem in Rheinland-Pfalz und Hessen als nicht vermittelbar. Wenn er über Parteifunktionäre lästert, was er häufig tut, dann hat er immer die Hessen mit ihrem komplizierten Nord-Süd-Mann-Frau-Proporz im Kopf.

Niedersachsen dagegen hat sich gegen Sigmar Gabriel verschworen. Dessen verlorener Landtagswahlkampf von 2003 wirkt bei vielen Genossen bis heute nach.

Der Landesvorsitzende Stephan Weil gilt als Befürworter Steinmeiers.

Um bei der Bayern-SPD punkten zu können, unterbrach Gabriel Anfang Juli seine Babypause und besuchte deren 120. Geburtstag in Regensburg. Genützt hat es wenig. Demonstrativ lobt Landeschef Florian Pronold nun die Verdienste des Kontrahenten. „Frank-Walter Steinmeier hat die Bundestagsfraktion in einer sehr schwierigen Lage nach vorn gebracht“, sagt Pronold, um gleich darauf Steinmeiers Niederlage bei der letzten Bundestagswahl in mildes Licht zu rücken: „Das Wahlergebnis von 2009 hatte nichts mit seiner Person zu tun.“

Auch wenn die Entscheidung in den Landesverbänden noch nicht eindeutig gefallen ist, zeichnet sich Steinmeier als jener Kandidat ab, auf den sich die meisten verständigen können. „Am Ende wird es auf den Kanzlerkandidaten Frank-Walter Steinmeier hinauslaufen“, sagt ein altgedienter nordrhein-westfälischer Bundestagsabgeordneter.

schätzten die Menschen Seriosität, so Stegner: „Da ist Steinmeier der Beste.“

Über allen Parteilinken steht Generalsekretärin Andrea Nahles. Öffentlich zeigt sie sich allen Kandidaten gegenüber gleich loyal. Intern aber lässt auch sie ihre klare Präferenz für Steinmeier erkennen – schon weil sie dessen Konkurrenten nicht ausstehen kann. Das rabiate Auftreten Gabriels im Willy-Brandt-Haus lässt die Generalsekretärin regelmäßig verzweifeln. Mit dem Parteirechten Steinbrück kann sie ohnehin wenig anfangen.

Steinmeiers wichtigster Rückhalt aber sind die Abgeordneten seiner Fraktion, um deren Job es 2013 schließlich geht. Ihr Chef, einst als Vorsitzender auf Abruf verspottet, genießt inzwischen hohe Wertschätzung. „Steinmeier ist sehr gut in seine Rolle als Oppositionsführer hineingewachsen“, sagt Finanzexperte Joachim Poß. „Er hat flügelübergreifend Rückhalt in der Fraktion.“ Und der Parteilinke Rolf Mützenich ergänzt: „Steinmeier kann Merkel gut angreifen. Denn die Menschen

wollen eher jemanden, der das große Bild zeichnen kann, als jemanden, der nur rhetorisch attackiert.“

Auch unter Gabriels Stellvertretern gibt es eine Mehrheit für eine neuerliche Kandidatur Steinmeiers. Der Berliner Klaus Wowereit gilt ebenso als Befürworter wie Mecklenburg-Vorpommerns Sozialministerin Manuela Schwesig, die ihren Aufstieg der Berufung in Steinmeiers Schattenkabinett verdankt. Der Hamburger Erste Bürgermeister Olaf Scholz äußert sich zwar wie Hannelore Kraft nicht öffentlich

zur Kandidatenfrage. Aber auch Scholz könnte mit Steinmeier sehr gut leben.

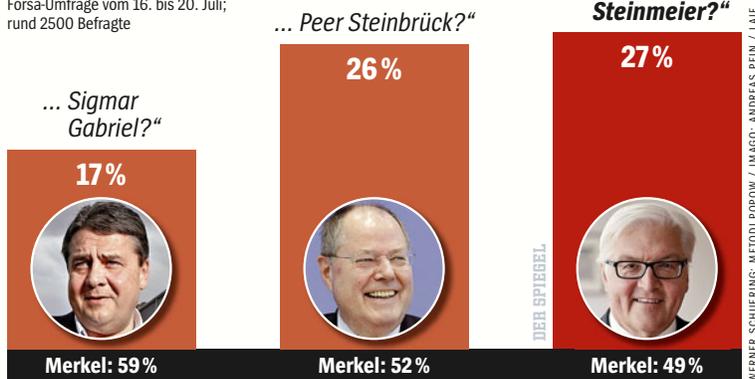
Hinzu kommen wichtige Hintergrundspieler wie der brandenburgische Ministerpräsident Matthias Platzeck, der Steinmeier freundschaftlich verbunden ist und ihm einst seinen Wahlkreis im brandenburgischen Teltow-Fläming besorgte. Platzeck gilt in der Troika als hoch angesehen, weil er verschwiegen ist und keine eigene Agenda verfolgt. Steinmeier aber steht er am nächsten. Obendrein ist Platzeck Ostbeauftragter des SPD-Vorstands, seine Meinung hat in den ostdeutschen Landesverbänden Gewicht.

Unter den Altvordern der Partei hat Steinmeier ebenfalls wortmächtige Unterstützer. Mit Ex-Parteichef Franz Münterfering machte er einst gemeinsame Sache, um eine Kanzlerkandidatur Kurt Becks zu verhindern. Sie pflegen noch heute ein enges Verhältnis. Und Erhard Eppler, die moralische Instanz der Genossen, sagt: „Ich glaube, dass Steinmeier

Schwache Troika

„Wenn man den Bundeskanzler direkt wählen könnte, für wen würden Sie sich entscheiden: für Angela Merkel oder für ...“

Forsa-Umfrage vom 16. bis 20. Juli; rund 2500 Befragte



Zudem scheint der Fraktionschef sich auch vor der Parteilinken nicht mehr fürchten zu müssen, obwohl diese eigentlich Parteichef Gabriel mit seiner Neigung zum Sozialpopulismus nahesteht. Doch Steinmeier hat mit seinem ausgleichenden Auftritt als Fraktionschef viele Gegner der Vergangenheit zu Unterstützern in der Gegenwart gemacht. In der Parteilinken gibt es nur noch wenige, die ihm seine Rolle bei der ungeliebten Agenda 2010 übelnehmen. Stattdessen nehmen Jusos wie Altlinke mit Respekt zur Kenntnis, dass er ihnen bei Themen wie Hartz IV und der Rente zuletzt entgegenkam.

So betont der Parteilinke Stegner zwar, dass es am Ende wichtig sei, „wer das Profil der SPD in der gesamten Breite am besten vertritt“. Doch Stegner ist voll des Lobes für Steinmeier: „Frank-Walter Steinmeier könnte von den drei möglichen Kanzlerkandidaten das Amt am besten.“ Die Entscheidung solle zwar erst im Januar fallen, doch in der Euro-Krise

ein guter Kanzler wäre.“ Auch wenn er um die Defizite des Wahlkämpfers weiß.

Trotz all der Sympathiebekundungen – zur Wahrheit gehört auch, dass Steinmeiers Stärken im parteiinternen Rennen vor allem die Schwächen der anderen sind. Seit mehr als einem Jahr konkurrieren die drei nun um die Krone der Kandidatur. Während Steinmeier sein Bild als unaufgeregter Nachdenkpolitiker festigte, konnten seine Konkurrenten weder ihr Image noch ihre Umfragewerte verbessern. Gerade für Peer Steinbrück ist das bitter. Seine einzige Chance auf die Kandidatur wären überragende Umfragewerte, Zahlen, an die keiner seiner Konkurrenten heranreicht.

Von denen aber ist Steinbrück weit entfernt. „Steinbrück müsste deutlich zulegen, um seine Chance auf eine Kandidatur zu erhöhen“, sagt Richard Hilmer, Chef von Infratest dimap. „Darauf deutet bislang aber kaum etwas hin.“

Gabriel hingegen haftet seit je das Image des Unsteten an. Dass er nun auch noch die sozialen Netzwerke für sich entdeckt hat, macht die Sache nicht besser. Der SPD-Chef twittet wie ein Süchtiger, egal ob er sich gerade in den Palästinasergebieten befindet oder in der Baby-pause in Magdeburg. Leider trifft er mit seinen Kurzmitteilungen nur selten ins Schwarze, sondern tritt häufig in den Fettnapf. In der Partei ist er zudem für seine Alleingänge berüchtigt. Seit Monaten werkt Gabriel in einer offiziell gar nicht existierenden Arbeitsgruppe zur Rente allein an einem Konzept herum.

In einer Telefonschleife des SPD-Vorstands kam es kurz vor der Sommerpause zum Eklat. Der Parteichef war nicht zugeschaltet, Generalsekretärin Nahles leitete die Konferenz. Als sie die anderen Teilnehmer bat, vorerst keine öffentlichen Äußerungen zur Rente zu tätigen, platzte Steinmeier der Kragen. „Ich werde sicher nicht das Konzept einer Arbeitsgruppe bewerben, die es gar nicht gibt.“

So scheint das größte Fragezeichen hinter einer zweiten Kanzlerkandidatur Steinmeiers er selbst zu sein. Er werde nicht um jeden Preis kandidieren, geben seine Vertrauten zu verstehen. Nur dann, wenn es eine realistische Siegchance gebe.

Denn Steinmeier schleppt ein mittleres Trauma mit sich herum. Die 23 Prozent, die er bei seiner ersten Kandidatur einfuhr, haben ihn damals stark verunsichert, er dachte gar ans Aufhören.

Sollte Steinmeier zum Zeitpunkt der Entscheidung den Eindruck haben, dass ein ähnliches Desaster droht – weil Angela Merkel im Volk weiterhin so beliebt ist oder seine Partei stärker in den Umfragen absackt –, würde er sein Trauma kaum vertiefen wollen. Dass Steinmeier dürfte, ist wahrscheinlich. Jetzt muss er nur noch wollen.

MARKUS FELDENKIRCHEN, GORDON REPINSKI

FDP

Bambus gegen Eiche

Die Debatte um Philipp Rösler ist wieder eröffnet. Doch der FDP-Chef zeigt sich entschlossen, um seinen Posten zu kämpfen. Er will die Partei auf einen wirtschaftsliberalen Kurs trimmen.

Am Tag, als der jüngste Angriff auf seine Person über die Agenturen läuft, sitzt Philipp Rösler bei einem Italiener in Berlin-Mitte und genießt das Tagesmenü. Er trägt einen modischen Anzug mit schmalem Revers, die beiden obersten Köpfe seines Hemdes sind geöffnet. Alles entspannt, alles im Griff, signalisiert der FDP-Vorsitzende.

In Wahrheit ist nichts im Griff, denn eine Stunde zuvor hat er in seinem Büro im Wirtschaftsministerium gelesen, was sein schleswig-holsteinischer Parteifreund Wolfgang Kubicki in einem „Stern“-Interview über die Lage der FDP zu sagen hatte. Das war gewohnt deftig.

Die strategische Fixierung der Liberalen auf die CDU sei ein dramatischer Fehler, sagte Kubicki. Er könne sich ein Ampelbündnis mit SPD und Grünen unter einem Kanzler Peer Steinbrück sofort vorstellen. Und im nordrhein-westfälischen Parteichef Christian Lindner sehe er den „geborenen neuen Bundesvorsitzenden“. Es war ein Frontalangriff auf Rösler.

Der FDP-Chef hat sich entschieden, die Attacke einfach wegzulächeln. Sie hat ihn nicht sonderlich überrascht, von Kubicki war so etwas zu erwarten. Er sagt dergleichen nicht das erste Mal. Soll Rösler sich jetzt öffentlich aufregen? In Wirklichkeit hat Kubicki ihm eine Atempause verschafft, das zeigen schon die vielen Solidaritätsadressen.

„Kubicki stachelt die Personaldebatte zur völligen Unzeit an“, schimpfte der hessische Justizminister Jörg-Uwe Hahn. Ähnlich sieht es der bayerische Wirtschaftsminister Martin Zeil: „Auch in der Politik ist es das Klügste, man spielt auf gegnerische Tor.“

Falls Kubicki Rösler schnell loswerden wollte, hat er erst einmal das Gegenteil erreicht.

Dabei ist die Situation des Parteichefs nach wie vor wenig komfortabel. Die FDP liegt in den Umfragen um die fünf Prozent. Rösler ist als Minister so unbe-



MICHAEL KAPPELER / PICTURE ALLIANCE / DPA

Freidemokraten Rösler, Lindner, Kubicki: Wird jemand offen

liebt wie kaum einer seiner Kabinettskollegen. Und in Niedersachsen, dem Landesverband des Parteichefs, könnte die FDP nach den Umfragen bei der Landtagswahl im Januar sogar den Einzug in den Landtag verfehlen. Dann wäre Rösler als Parteichef nicht mehr zu halten.

Auch sein inhaltlicher Kurs ist umstritten. Nicht nur Kubicki, auch andere innerparteiliche Gegner wie der nordrhein-westfälische Landeschef Christian Lindner sind für eine Öffnung der FDP in Richtung Sozialdemokraten und Grüne. Fraktionschef Rainer Brüderle erzählt gern, wie herzlich er als Wirtschaftsminister in Rheinland-Pfalz mit der SPD zusammengearbeitet habe. An eine Fortsetzung der schwarz-gelben Koalition glauben nur noch wenige in der FDP.

Rösler weiß, wie groß die Zahl seiner Gegner ist, aber ginge er jetzt, dann würde er die Politik mit nur 39 Jahren als Ge-

scheiterter verlassen. So lange es noch eine Chance gibt, will er kämpfen.

Rösler ist Realist: Er weiß ja selbst, dass es bei der nächsten Bundestagswahl wohl nicht für Schwarz-Gelb reichen wird. Er sieht nur keinen Sinn darin, jetzt über andere Optionen zu reden. Wie sollte man den Wählern glaubwürdig vermitteln, dass die Grünen ein denkbarer Koalitionspartner wären? Eine Ampel wird Rösler vor der Wahl nicht kategorisch ausschließen. Aber dafür werben wird er nicht.

Rösler rechnet damit, dass der wirtschaftliche Boom Deutschlands im Wahljahr nachlässt. Dann soll, so der Plan, die Stunde der FDP kommen: kein Mindestlohn, keine Frauenquote, keine Steuererhöhungen.

Der FDP-Chef ist sich darüber im Klaren, dass ihn all das nicht plötzlich aus dem Umfrageloch reißen wird. Er hofft, dass ihm ausgerechnet ein Thema Schub verleihen wird, das der FDP bislang besondere Probleme bereitet – die Europapolitik.

dass Rösler als Wirtschaftsminister viel für die Partei erreicht hat. Eine Griechenland-Pleite wird daran nichts ändern.

Rösler hat in der Fraktion und der Partei nur wenig Rückhalt. Weil er kein Abgeordnetenmandat hat und erst seit knapp drei Jahren in Berlin ist, konnte er keine Netzwerke knüpfen wie sein Widersacher Brüderle. Sein Landesverband ist zudem nicht so einflussreich wie der seines Rivalen Lindner. Für einen Machtkampf fehlen Rösler die Truppen.

Aber wird jemand offen die Führungsfrage stellen? Lindner hat bei der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen im vergangenen Mai mit 8,6 Prozent der Stimmen ein unerwartet gutes Ergebnis erzielt, er wäre ein vielversprechender Spitzenkandidat für den Bund.

Aber er hat versprochen, in Düsseldorf zu bleiben. Dieses Versprechen muss er halten, um seine Glaubwürdigkeit nicht zu gefährden.

In der Fraktion sähen die meisten Abgeordneten am liebsten ihren Vorsitzenden Brüderle an der Spitze der Partei. Brüderle ist peinlich darum bemüht, öffentlich nichts gegen Rösler zu sagen, aber gelegentlich bricht die Geringschätzung durch, die er gegenüber dem Parteichef empfindet. „Glaubwürdigkeit gewinnt man, indem man nicht wie Bambusrohre hin und her schwingt, sondern steht wie eine Eiche“, sagte er vor einiger Zeit. Der in Vietnam geborene Rösler hatte sich einmal mit einem Bambus verglichen.

Rösler glaubt, dass Brüderle ihn hätte stürzen können, wenn er es gewollt hätte. Aber Brüderle zögerte. „Er würde gern Parteichef werden, aber er will es nicht sein“, spottet ein Fraktionskollege. So lange Brüderle den Sprung nicht wagt, wähnt Rösler sich sicher.

Diese Überlegungen wären bei einer Wahlniederlage in Niedersachsen hinfällig. Die Frage ist nur: Was heißt Niederlage? Wenn die FDP den Sprung über die Fünf-Prozent-Hürde nicht schaffen würde, wäre es um Rösler geschehen. Das sieht er auch selbst so. Falls die FDP aber in den Landtag kommt und nur aus der Regierung fliegt, will Rösler um sein Amt kämpfen.

Das wird er auch müssen. „In Schleswig-Holstein und in Nordrhein-Westfalen hat sich gezeigt, was ein guter Spitzenkandidat erreichen kann“, sagt ein Mitglied der FDP-Führung. „Rösler braucht mindestens 7,5 Prozent, sonst ist er weg.“

MATTHIAS BARTSCH, SIMONE KAISER,
RALF NEUKIRCH, STEFFEN WINTER



ANGELIKA WARWUTH / DPA

die Führungsfrage stellen?

Diese Linie halten selbst diejenigen für richtig, die wie Lindner oder Brüderle finden, dass die FDP sich nicht auf Dauer an die Union ketten darf. Schließlich sind die Liberalen der Lieblingsgegner der Grünen. „Wenn ich Herrn Trittin richtig verstanden habe, würde er sich eher am Brandenburger Tor vierteilen lassen, als mit der FDP zu koalieren“, kommentiert der baden-württembergische Fraktionschef Hans-Ulrich Rühle. „Ich glaube nicht, dass die Ampel unmittelbar vor der Tür steht.“

Rösler hält es nicht nur aus taktischen Gründen für falsch, über ein rot-grün-gelbes Bündnis zu reden. Er sieht auch derzeit keine inhaltlichen Anknüpfungspunkte. Er will die FDP zur Bundestagswahl als Wirtschaftspartei positionieren, in Abgrenzung zu SPD und Grünen, aber auch zum Koalitionspartner CDU. Alles Gerade über eine Ampelkoalition würde diese Strategie nur stören.

In den vergangenen Wochen hat Rösler mehrmals darauf hingewiesen, dass eine Pleite Griechenlands für ihn kein Schreckensszenario mehr sei. In der Parteiführung und der Fraktion fanden es viele nicht glücklich, dass ausgerechnet der Wirtschaftsminister einem Zerfall der Euro-Zone das Wort redet.

Rösler registrierte eine andere Stimmung. Bei seiner Reise in die Wahlkreise lobten ihn viele FDP-Anhänger für seine klaren Worte. Auch die Parteizentrale erreichten viele positive Reaktionen.

Das soll sich für ihn auszahlen, wenn im September darüber entschieden wird, ob die internationalen Hilfszahlungen für Griechenland weiterlaufen. Sehr wahrscheinlich ist das nicht. Rösler könnte dann sagen, seine Haltung sei gerechtfertigt gewesen.

Ob das genügt, um den Posten des Parteichefs zu behalten, ist fraglich. Bislang herrscht in der FDP nicht der Eindruck,



CSU-Politikerin Aigner bei Almwanderung
„Ist's recht so?“

CSU

Stille Kämpferin

Im Ringen um die Nachfolge Horst Seehofers bringt sich Ilse Aigner in Stellung. Die Agrarministerin will sich absetzen vom Raufbold-Image der Partei.

Machtkämpfe werden in der Politik gern über Bilder ausgetragen, das gilt besonders für die CSU. Am vergangenen Freitag war Markus Söder, 45, zu Besuch in New York, an der Wall Street traf sich der bayerische Finanzminister mit Spitzenbankern und Börsenleuten, um über die großen Fragen der Weltökonomie zu reden. Söder mit den mächtigen Männern der Hochfinanz, nicht schlecht für einen Mann, der sich sonst mit den Fallstricken der kommunalen Finanzverfassung herumschlägt.

Dumm nur, dass Ilse Aigner, 47, am selben Tag auch auf Reisen ging. Der Flug der Bundeslandwirtschaftsministerin ging nach Rom. In der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo veranstaltete die Erzdiözese München-Freising einen Heimatabend für Benedikt XVI. Schuhplattler traten auf, Jodler ließen ihre Stimme erklingen, dazwischen Ilse Aigner und der Papst. Finanzjongleure gegen den deutschen Pontifex, am Ende des Tages war klar, wer die Schlacht um den schönsten Auftritt gewonnen hatte.

Es läuft nicht schlecht für Ilse Aigner. Wenn es darum geht, wer die CSU in die Zeit nach Horst Seehofer, 63, führt, ist Aigner zur heimlichen Kronprinzessin aufgestiegen. Zwar hat ihr schärfster Konkurrent Söder noch lange nicht aufgegeben, zu den Stärken des Franken gehört seine Zähigkeit. Aber viele in der CSU beschleicht das Gefühl, dass Söder ebenso wie Seehofer Relikte aus einer untergegangenen Epoche sind, als die CSU noch mächtig war und sie sich ständig mit dem Rest der Republik anlegen konnte.

Jetzt, da die Umfragewerte der CSU stagnieren, bedient Aigner die Sehnsucht nach einem Gegenmodell zu den Raufbolden Seehofer und Söder. In Bayern ist inzwischen aufgefallen, dass Seehofer umso schriller wird, je weniger er in Berlin Gehör findet, und Söders Problem ist sein permanent überhöhter Testosteronspiegel. Aigners Stärke liegt in ihrer demonstrativen Nettigkeit, was aber nicht mit mangelndem Ehrgeiz zu verwechseln ist. Kann sie sich vorstellen, bayerische Ministerpräsidentin zu werden? Sie sagt nicht nein, sie sagt: „Bayern ist fortschrittlicher, als viele denken.“

Mittwoch vergangener Woche, Aigner sitzt beim Gipfelkreuz neben der Blaubergalm, von hier aus schweift der Blick über die Alpen im deutsch-österreichischen Grenzgebiet. Wanderer in Lederhosen gruppieren sich um die „Frau Bundesministerin“. Den Hosenanzug, mit dem sie vor ein paar Stunden noch am Berliner Kabinetttisch saß, hat Aigner gegen eine dreiviertellige Wan-

derhose und eine blaukarierte Bluse eingetauscht.

Aigners Talent ist, dass sie bei aller Inszenierung natürlich wirkt. Lange galt sie in der CSU als Frau ohne Eigenschaften. Als sie 2008 von Seehofer die Leitung des Landwirtschaftsministeriums übernahm, wirkte sie wie eine Befehlsempfängerin der bayerischen Staatskanzlei. Zuletzt aber hat sie Härte gezeigt. Als es vor einem Jahr darum ging, den Bezirksvorsitz in der mächtigen Oberbayern-CSU zu übernehmen, griff sie beherzt zu. Und Peter Gauweilers Bewerbung für den stellvertretenden CSU-Vorsitz scheiterte, weil sie im Hintergrund die Strippen zog.

Um eines Tages Seehofer beerben zu können, darf sie aber nicht als Gewächs der Berliner Politik gelten, deswegen sorgt sie für schöne Bilder in der Heimat. Auf der Alm folgt sie geduldig den Anweisungen einer Fotografin: Aigner soll noch „a kloans Schnapserl“ trinken. Ein Wanderer hat zum Glück ein Fläschchen dabei, Aigner prostet in die Kamera. „Ist's recht so?“

Aigners Zeit könnte früher kommen als gedacht. Zwar zweifelt niemand daran, dass Seehofer die CSU in die Landtagswahl 2013 führt. Doch wenn er dabei, wie aktuelle Umfragen nahelegen, lediglich ein Wahlergebnis von rund 45 Prozent einfährt, wäre das ein Debakel. Seehofer wäre ein Regierungschef auf Abruf.

Aigner hat auch deshalb Konjunktur, weil sich die Partei nach Normalität sehnt. Einst wollte die CSU Weltpolitik machen; jetzt ist es sogar denkbar, dass sie nach der Landtagswahl auf den Bänken der Opposition landet. Deswegen finden viele es anmaßend, wenn Seehofer weiterhin die alten Machtrituale pflegt. Aigner sagt: „Bürgerliche Wähler wollen Verlässlichkeit und Ruhe.“

Am Berliner Kabinetttisch versteht Aigner sich mit den Leisen. Zu ihren Verbündeten zählen die Merkel-Vertraute Annette Schavan und Verteidigungsminister Thomas de Maizière. Als der noch Kanzleramtschef war und Aigner ihr Ministerium gerade von Seehofer übernommen hatte, traten Milchbäuerinnen vor dem Kanzleramt in den Hungerstreik. Aigner und de Maizière standen den Protest gemeinsam durch. Das verbindet.

Ist Bayern bereit für eine Frau an der Regierungsspitze? Aigner hat da keine Zweifel. Sie sitzt nach der Almwanderung in einem Gasthaus mit prächtigem Blick auf den Tegernsee. Sie hat sich in der CSU nach oben geboxt wie in dem Männerberuf, den sie gelernt hat – Elektrotechnikerin für Hubschrauber. Warum soll sie jetzt schon am Ende ihrer Laufbahn sein? „Die größten Schritte in meiner Karriere“, sagt Aigner, „kamen immer überraschend.“

PETER MÜLLER

ESSAY

Smarter Sensenmann

Deutschland will Kampfdrohnen anschaffen. Sind sie eine humane Waffe?

Von Dirk Kurbjuweit

Ein Selbstmordattentäter braucht eine Opferbereitschaft von hundert Prozent. Der Pilot einer Drohne braucht eine Opferbereitschaft von null Prozent. In diesem Spannungsfeld wird derzeit der Krieg des Westens gegen den islamistischen Terrorismus geführt. Nichts drückt die Asymmetrie dieses Krieges besser aus. Nichts steht so symbolhaft für die Kulturen, die ihn führen. Die, die alles geben wollen, kämpfen gegen die, die nichts aufgeben wollen, Verzicht gegen Bequemlichkeit, Körper gegen Technologie, Risiko gegen Sicherheit.

Die Drohne entspringt den Bedürfnissen und Stärken des Westens wie keine andere Waffe. Außer für Bequemlichkeit, Technologie und Sicherheit steht sie auch für einen moralischen Anspruch. Denn in der Welt der Waffen ist die Drohne auf den ersten Blick eine gute. Sie fordert keine eigenen Opfer und relativ wenige beim Gegner, da sie Präzisionswaffen abfeuert. Es liegt daher nahe, dass deutsche Verteidigungspolitiker nun ebenfalls erwägen, bewaffnete Drohnen für die Bundeswehr anzuschaffen. Weil die Bundesrepublik in Kriegsdingen vergleichsweise skrupulös ist, scheint der unbemannte Flugkörper die ideale Waffe für dieses Land zu sein.

Aber stimmt denn, dass die Drohne eine gute Waffe ist? In Wahrheit wirft sie eine Menge ethischer Fragen auf. Es geht dabei um Stolz, Humanität und Recht.

In der Geschichte des Krieges gilt der Nahkampf Mann gegen Mann als besonders edel. Man braucht Kraft und Mut. Die Schwächeren, Vorsichtigeren suchen deshalb ihr Heil in der Distanz. David konnte mit Goliath fertig werden, weil er ihm dank der Steinschleuder nicht nahekommen musste.

Speer, Bogen, Gewehr und Kanone sind Erfindungen, die für Distanz zwischen den Kämpfern sorgen und damit den Schwachen und Klugen eine Chance geben. Aber die Soldaten mussten und müssen mit diesen Waffen immer noch auf dem Schlachtfeld erscheinen, sie müssen sich einem Risiko aussetzen und für den Nahkampf gerüstet sein. Das Flugzeug schuf dann noch größere Distanz, der Pilot muss aber den Mut aufbringen, sich feindlichem Feuer auszusetzen und seiner Angst vor dem Abschuss trotzen.

Der nächste große Schritt waren die Raketen. Sie verlegten die Bedienung der Waffen ins Büro. Nun konnten theoretisch auch Rollstuhlfahrer Krieger werden. Im Zeitalter der Atomraketen tragen diese Soldaten das Risiko des Gegenschlags,

also das Risiko aller. Sie brauchen weder Mut noch Kraft und Geschick. Ein Knopfdruck reicht.

Die Piloten, die von den Vereinigten Staaten aus die Drohnen vom Typ „Predator“ (Raubtier) und „Reaper“ (Sensenmann) über Waziristan steuern, haben nur noch ein minimales Risiko. Ein Selbstmordattentäter müsste es zu ihnen schaffen, und das ist unwahrscheinlich. Gemäß alter Begriffe ist der Krieg mit Drohnen ein feiger Krieg. Feige ist demnach, wer ohne oder mit wenig Risiko gegen den kämpft, der dabei ein hohes Risiko eingeht.

In der Welt der islamistischen Krieger oder Terroristen gelten die alten Begriffe noch. Es herrscht das, was früher universell männliche Tugenden waren: Mut, Kampfeswille, Opferbereitschaft, also Kriegerstolz. Ein Selbstmordattentäter hat wahrscheinlich genau dieses Bild von sich. Allerdings ist er auch feige, weil er oft Zivilisten attackiert, also Unbewaffnete.

Für Teile der islamischen Welt sind die Drohnen Ausdruck unserer Verderbtheit, jeder Angriff befeuert die Wut dieser Leute. Sie verachten, dass ein Automat den gefährlichen Job macht und sich niemand zum Kampf stellt. Aber das muss den Westen nicht kümmern. Es ist ein Gewinn, dass die alten männlichen Tugenden nicht mehr die Gesellschaft beherrschen. Sie haben oft

ins Unglück geführt, wie gerade die Deutschen wissen und mit ihnen ihre Nachbarn.

Also: Die Drohne ist nach alten Vorstellungen eine feige Waffe, ja, aber das macht nichts. Es geht nicht mehr darum, stolze Antworten auf Herausforderungen zu finden, sondern smarte. Oder man sieht es so: Der Pilot einer Drohne kann durchaus stolz sein auf die Technologie des Westens, auf die Klugheit.

Schon lange gibt es eine Diskussion darüber, ob es humane Waffen geben kann, ob also die Waffe Täter oder Opfer in irgendeiner Weise schont. Human ist in diesem Zusammenhang kein absoluter, sondern ein relativer Begriff: weniger schrecklich als andere Waffen

Die Anführer der Französischen Revolution haben die Menschenrechte in die Verfassung schreiben lassen, und sie haben die Guillotine zu ihrer Waffe gegen Abweichung gemacht. Sie wurde vom Vorsitzenden des Gesundheitsausschusses, Dr. Joseph-Ignace Guillotin, propagiert und galt als human, weil der Tod schnell eintritt, anders als beim Galgen. Mit dieser „guten“ Waffe haben die Revolutionäre ein Massaker angerichtet. Tau-



Bewaffnete Drohne beim Start

Für Teile der islamischen Welt sind die Drohnen Ausdruck der westlichen Verderbtheit.

REX FEATURES / ACTION PRESS

sende Menschen ließen unter dem Fallbeil ihr Leben. Vielleicht wären es weniger gewesen, hätten Maximilien de Robespierre und Louis-Antoine de Saint-Just ertragen müssen, dass ihre Opfer lange Minuten am Galgen baumeln oder der Kopf erst nach einer Vielzahl von Axtschlägen fällt. Mit anderen Worten: Der Anschein von Humanität kann dazu verführen, eine Waffe oft einzusetzen.

Das Humane der Drohne ist in erster Linie, dass sie die eigenen Leute schont. Der Westen hat sich der Opferkulte zum Glück weitgehend entledigt, es geht ums Überleben, möglichst bis zum Alter von 90 oder 100. Die militärische Forschung trachtet danach, den Menschen aus den Kriegen herauszuhalten, Roboter sollen das erledigen. Die Drohne ist eine Vorstufe der künftigen Kriege, die weniger blutig sein sollen.

Gerade Deutschland ist empfindlich, wenn es um tote Soldaten geht. In ruhigen Zeiten interessiert sich niemand für den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan. Gibt es aber Opfer, werden die Rufe laut, dass die Soldaten abziehen sollen. Die bewaffnete Drohne könnte also ein Beitrag sein, das deutsche Gemüt zu schonen.

Das gilt umso mehr, weil sie auch das Umfeld der Gegner nicht so verheert wie ein Bombardement aus Flugzeugen. Die „Hellfire“-Raketen, die von den Drohnen abgefeuert werden, können ihr Ziel punktgenau treffen und halten damit die Zahl der Opfer relativ klein.

Eine Waffe hat auch eine Psychologie, das heißt, sie wirkt auf ihre eigene Art auf das Gemüt ihrer Nutzer. Die Drohne ist gerade für den Typus des sanften, menschenfreundlichen Politikers eine Versuchung. George W. Bush, der nicht in diese Kategorie fällt, hat in den letzten vier Jahren seiner Präsidentschaft 52-mal bewaffnete Drohnen in Pakistan eingesetzt. Sein sanfter und menschenfreundlicher Nachfolger Barack Obama hat dies 285-mal getan. So wie die Drohne zu Deutschland passt, passt sie auch zu Obama. Weil sie nicht so schrecklich wirkt, liegt die Schwelle vor dem Einsatz niedrig.

Die humanste aller Waffen ist bislang die potentiell grauenhafteste, die Interkontinentalrakete mit atomarem Mehrfachsprengkopf, die eine Millionenstadt auslöschen könnte. Die Zahl ihrer Opfer liegt bei null, weil niemand gewagt hat, sie einzusetzen. Die „guten“ Drohnen haben da eine weit traurigere Bilanz. Das Büro für investigativen Journalismus in London ermittelte, dass die USA von 2004 bis 2012 insgesamt 337-mal bewaffnete Drohnen in Pakistan eingesetzt haben. Zwischen 2524 und 3247 Menschen wurden getötet. Davon waren 482 bis 852 Zivilisten, einschließlich 175 Kindern. Von den vielen Übeln des Krieges sind zivile Opfer die schlimmsten.

Die hohe Quote toter Zivilisten liegt daran, dass die Amerikaner ihre bewaffneten Drohnen nicht auf einem Schlachtfeld einsetzen, sondern in der Lebenswelt der Leute, die als Terroristen gelten. In deren Nähe halten sich naturgemäß manchmal Zivilisten auf, die dann sterben müssen, obwohl die Drohnen präzise sind.

Dies ist generell ein Dilemma von Luftschlägen. Weil die westlichen Staaten die Zahl ihrer toten Soldaten niedrig halten wollen, nehmen sie zivile Opfer in Kauf. Ein Beispiel dafür ist die Bombardierung der Tanklaster bei Kunduz. Oberst Georg Klein verließ sich auf Luftbilder, statt eine Patrouille zum Fluss

zu schicken. Seine Soldaten hätten sehen können, dass die Laster feststeckten, also keine Bedrohung mehr waren, und sie hätten sehen können, dass die Laster vor allem von harmlosen Dorfbewohnern umringt waren, nicht von Kämpfern. Aber dafür hätten Deutsche ihr Leben riskieren müssen, und das wollte Oberst Klein nicht. Er forderte einen Luftschlag an, über hundert Menschen starben, die allermeisten waren Zivilisten.

Die präziseste Waffe für die Jagd nach Terroristen ist immer noch ein Mann wie James Bond, aber der muss bei seinen Einsätzen sein Leben aufs Spiel setzen, weshalb man in der realen Welt die Drohne vorzieht.

Humanität in Kriegsdingen ist also eine komplexe Angelegenheit. Drohnen erscheinen als relativ human, aber darin liegt auch die Versuchung, sie einzusetzen. Sie schonen die eigenen Leute, und das ist gut, aber sie sind eine große Gefahr für Zivilisten, und das ist furchtbar. So gebiert der humane Ansatz eine besondere Inhumanität.

Es kann rechtlich weniger bedenklich sein, tausend Männer zu töten als einen oder zehn. Wenn in kurzer Zeit viele Soldaten sterben, ist das eine Schlacht, und die ist Teil eines Krieges. Das Völkerrecht erlaubt das Töten von Kombattanten in einem Kampf.

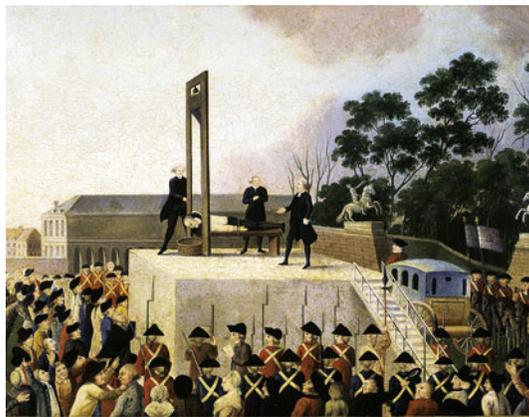
Aber ist der Einsatz von bewaffneten Drohnen gegen den Terror ein Kriegsakt? Oder ist das nicht eher die Jagd nach mutmaßlichen Verbrechern, deren Grundlage das Strafrecht sein müsste? Dazu brauchte es dann eine polizeiliche Ermittlung, einen Ankläger, einen Verteidiger, einen Richter, einen Prozess, ein Urteil.

Die Amerikaner machen all das nicht, sondern sehen sich im Krieg gegen den Terror. Allerdings ist auch umstritten, ob solche gezielten Tötungen von einzelnen Menschen im Krieg zulässig sind, da man die mutmaßlichen Terroristen womöglich festnehmen könnte.

Von Juristen gibt es dazu viele Meinungen. Es ist, wie so oft, nicht endgültig zu klären, was Recht ist und was nicht. Man kann allerdings sagen, dass die permanenten Hinrichtungen nicht zu einer demokratischen Rechtskultur passen. Schon die Revolutionäre Saint-Just und Robespierre haben sich damit ihrer Glaubwürdigkeit beraubt (und landeten schließlich selbst unter der Guillotine).

Drohnen sind eine smarte Waffe, aber auch eine tückische, weil die Ethik, die daran hängt, so kompliziert ist. Trotzdem kann es richtig sein, dass die Bundeswehr sich mit bewaffneten Drohnen ausrüstet. Damit dürfen aber keine Terroristen gejagt werden. Deutschland ist ein Rechtsstaat und ein Land ohne Todesstrafe, es sollte sich an solchen Hinrichtungen in der Ferne nicht beteiligen. Unbemannte Flugkörper sind sinnvoll, um Bodentruppen bei deren Kämpfen zu unterstützen. Zudem gehört die Zukunft der Sicherheitspolitik den Automaten, es wäre falsch, sich dieser Entwicklung zu verweigern.

Aber niemand sollte sich von dem Gedanken verführen lassen, diese Waffe sei human oder gut. Gerade die mit Raketen bestückte Drohne offenbart das Wesen des Krieges. Da sie den Einzelnen jagt, verliert das Schlachten seine Anonymität, das Opfer bekommt einen Namen, ein Gesicht, und es wird besonders deutlich, was im Krieg vor allem passiert: die Zerstörung von Menschen. ◆



Hinrichtung mit Guillotine (Gemälde aus dem 18. Jh.)

Die Guillotine galt als „gutes“ Tötungsinstrument. Dann wurde damit ein Massaker veranstaltet.



Kontrahenten Seeger, Friedrich

„Endlose Liste von Unerfreulichkeiten“

INNENMINISTER

In Abwicklung

Mit seiner hektischen Personalpolitik macht sich Hans-Peter Friedrich angreifbar. Wird der CSU-Mann im Wahljahr für die Union zur Belastung?

Reisen in die Welt des Sports gehören für deutsche Innenminister zu den seltenen Momenten der Leichtigkeit. Sie bieten die Gelegenheit, sich unbeschwert zu präsentieren, vom Glanz der Athleten zu profitieren und einmal nicht über Bösewichte, Budgets und Beamte reden zu müssen.

Der Abstecher, den sich Hans-Peter Friedrich (CSU) vergangene Woche zu den Olympischen Spielen gönnte, war freilich von unerwarteter Ernsthaftigkeit geprägt. Bis nach London verfolgte ihn eine Entscheidung aus dem Zentrum seines Ministeriums: der Rausschmiss der Führung der Bundespolizei um den Präsidenten Matthias Seeger – ein „beispielloser Vorgang in der Geschichte der Bundesrepublik“, wie SPD-Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier befand.

Der Personalaustausch hat zu einer Diskussion um Friedrich selbst und seine Rolle in einem der wichtigsten Ämter der Republik geführt. Er sei ein „Unsicherheitsminister“ („Süddeutsche Zeitung“), der seiner „Aufgabe nicht mehr gewachsen ist“, wie der innenpolitische Sprecher der SPD-Fraktion, Michael Hartmann, stichelte. Die Attacken sind derart vehement, dass die Kanzlerin ihrem Minister aus dem Urlaub beisporg: Er genieße ihr „vollstes Vertrauen“.

Das Gegenteil ist der Fall. In den nächsten Wochen wird der Christsoziale unter besonderer Beobachtung stehen, das Misstrauen wächst selbst in der CSU.

Friedrich muss die Unruhe bei der Bundespolizei befrieden, einen maroden Verfassungsschutz reformieren und das Bundeskriminalamt (BKA) stabilisieren. Sein Auftreten wird darüber entscheiden, ob er als Fehlbesetzung wahrgenommen wird, als Belastung für die Union im anstehenden Bundestagswahlkampf 2013.

Anfangs wurde der Bayer wegen seiner ruhigen Art noch als „Anti-Auführer“ gelobt. Doch die Schonzeit endete abrupt, als im November die Neonazi-Mordserie offenbar wurde.

Seitdem ist Friedrichs Amtsbereich in Aufruhr. Heinz Fromm schmiss als Chef des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV) hin, weil Geheimdienstler Akten über V-Leute vernichtet hatten. Jörg Ziercke soll als BKA-Präsident zum Jahresende in den Ruhestand, obwohl er gern geblieben wäre. Und mit seinem Rundumschlag bei der Bundespolizei hat der Minister auch die dritte Behörde aus dem Gleichgewicht gebracht. Friedrich wolle „rechtzeitig vor der Wahl alle Führungspositionen mit Leuten aus dem eigenen Ministerium neu besetzen“, glaubt Seeger.

Am Montag vergangener Woche, zehn Uhr, hatte Friedrich den Bundespolizeichef ins Ministerium geladen, ohne Angabe von Gründen. Gut fünf Minuten dauerte es, dann hatte Seeger seine Entlassungsurkunde in der Hand. Es tue ihm leid, dass Seeger die Entscheidung vorab aus der Zeitung erfahren habe, entschuldigte sich der Minister noch. Seeger reagierte bitter, dafür habe doch das Ministerium gesorgt – das war's. Keine Erklärung, keine Aussprache, kein Konzept.

Das Verhältnis zwischen dem Spitzenpolizisten und seinem Chef galt schon länger als zerrüttet. Im September 2011 hatte Seeger Friedrich unwissentlich bloßgestellt, als es um eine Haushaltsberatung im Bundestag ging. Der Minister hatte bereits eingewilligt, dass der Bundespolizei-Etat für 2012 unverändert bei etwa 2,4 Milliarden Euro bleibe. Seeger wusste da-

von nichts – und referierte vor den Parlamentariern selbstbewusst, dass seiner Behörde bis zu 160 Millionen Euro fehlten.

Seitdem war er ein Präsident in Abwicklung. Als der SPIEGEL Anfang Juli berichtete, dass deutsche Personenschützer in Afghanistan verummert hinter einer Totenkopfflagge posiert hatten, ließ Innenstaatssekretär Klaus-Dieter Fritsche das zuständige Referat der Bundespolizei auflösen und sprach von „Bildern wie in Abu Ghuraib“. Seeger verteidigte dagegen seine Leute. Im Ministerium ist von einer „endlosen Liste von Unerfreulichkeiten“ die Rede; Seeger spricht gegenüber Vertrauten von diversen Nadelstichen, mit denen Friedrichs Beamte ihn demontiert hätten. Über seine Ablösung entschied Fritsche und Friedrich bereits vor Wochen. Der Versuch, den Vorgang geheim zu halten und Seeger erst 48 Stunden vor seiner Demission zu informieren, scheiterte allerdings kläglich.

Für Friedrich kommt es nun darauf an, Vertrauen zurückzugewinnen. Er muss seinen Leuten die Sorge nehmen, dass hinter dem Personalwechsel eine Verschwörung steht. „Es gibt keinen Masterplan, die Bundespolizei näher an das Innenministerium zu rücken, das ist Unfug“, sagt er. „Auch eine Fusion von Bundeskriminalamt und Bundespolizei wird es nicht geben. Ich kenne niemanden, der so etwas auch nur ernsthaft erwägt.“

Am größten ist der Reformbedarf beim Verfassungsschutz. Ein Umzug nach Berlin könnte helfen, aber davor scheut Friedrich zurück. „Ich mache die Leute jetzt nicht verrückt, ein Umzug ist nicht das Primäre“, sagt er. Ende August wird er sich mit den Landesinnenministern treffen, um über mehr Befugnisse für das BfV zu beraten. Die Länder könnten Aufgaben an den Bund übertragen, bis hin zu einer zentralen Führung von V-Leuten. Denkbar wäre auch eine Zuständigkeit ähnlich wie beim BKA, das in Sonderfällen Ermittlungen an sich ziehen kann.

Zur Offensive zählt zudem ein Angebot an die für die Kontrolle der Nachrichtendienste zuständigen Bundestagsabgeordneten, die während der NSU-Affäre wiederholt falsch unterrichtet wurden. „Ich will die Transparenz gegenüber dem Parlament verstärken und weitere Möglichkeiten schaffen, die Arbeit der Geheimdienste zu begleiten“, sagt der Minister. „Da werden wir mehr machen.“

Am Mittwoch erlebte Friedrich dann doch noch einen Moment der Leichtigkeit. Der Turner Marcel Nguyen holte in London überraschend die Silbermedaille, Friedrich applaudierte begeistert. Für einen Augenblick schien der Sportminister ganz mit sich im Reinen.

HOLGER STARK

ISLAM

Der Pate

Millionen Muslime weltweit verehren ihn: Der türkische Prediger Fethullah Gülen inszeniert sich als der Gandhi des Islam. Seine Gemeinde findet auch in Deutschland neue Anhänger.



Ideologe Gülen in Saylorburg, USA: „Mit der Geduld einer Spinne legen wir unser Netz, bis sich Menschen darin verfangen“

Das Mädchen trifft die Töne nicht, das Publikum tobt trotzdem. Es singt ein türkisches Lied, die Betonung der Wörter klingt deutsch. Der Saal ist geschmückt mit Luftballons, Girlanden in Schwarz-Rot-Gold, Sichelmonden in Rot-Weiß, die Zuschauer wedeln mit deutschen und türkischen Fähnchen.

Der Bildungsverein Academy hat zum Vorentscheid der „Kulturolympiade“ ins Audimax der Technischen Universität Berlin eingeladen. Tausend Menschen sind gekommen, um sich den Talentwettbewerb anzusehen. Sie jubeln, als der Chor der deutsch-türkischen Tüdeschule auf der Bühne „Mein kleiner grü-

ner Kaktus“ singt. Und sie lauschen andächtig, als eine Schülerin ein Gedicht vorträgt. Auf der Leinwand hinter ihr erscheinen Bilder von Frauen, die Kinder im Arm halten. Das Gedicht heißt „Anne“, Türkisch für „Mutter“; für einen Augenblick wird der Name des Verfassers eingeblendet: Fethullah Gülen.

Gülen ist nicht irgendein Dichter, jeder im Saal kennt ihn. Gülen, geboren 1941 in der Türkei, wird von Millionen Muslimen in aller Welt verehrt. Er ist einer der einflussreichsten Prediger des Islam. Seine Anhänger haben in 140 Ländern Schulen gegründet, eine Bank, Medienhäuser, Kliniken, eine Versicherung, eine Universität.

Auch der Bildungsverein, der den Wettstreit in der Berliner Uni ausrichtet, beruft sich auf Gülen. Und so kommt es, dass viele der Teilnehmer Gülen-Schulen besuchen; dass Gülen-nahe Unternehmen die Kulturolympiade sponsern und dass Gülen-nahe Medien darüber berichten.

Deutsche und Türken, die voneinander lernen, miteinander musizieren, tanzen, klatschen – das sind die Bilder dieses Abends. Sie sollen vom friedlichen Miteinander der Religionen künden. „Wir sind die erste Bewegung in der Geschichte der Menschheit, die einzig und allein der Wohltätigkeit dient“, sagt der Istanbul-Gülen-Vertraute Mustafa Yeşil.

Menschen, die mit Fethullah Gülen gebrochen haben, die das Innenleben dieser Gemeinde kennen, erzählen eine andere Geschichte. Sie berichten von einem erzkonservativen Geheimbund, einer Sekte wie Scientology. Sie berichten von einer Welt, die mit den gefälligen Bildern der Kulturolympiade nichts zu tun hat.

Die Gemeinde (Türkisch: „Cemaat“) ziehe demnach ihre Kader auf der ganzen Welt in sogenannten Lichthäusern heran, einer Mischung aus Wohngemeinschaft und Koranschule. Gülen sei ihr Guru, ein Ideologe, der keinen Widerspruch dulde. Sein Streben gelte Macht und Einfluss, nicht Verständigung und Toleranz. Er träume von einem neuen Zeitalter, in dem der Islam über den Westen herrscht.

Experten kommen zu ähnlichen Einschätzungen. Der niederländische Soziologe Martin van Bruinessen sieht Parallelen zwischen der Gülen-Gemeinde und dem katholischen Geheimbund Opus Dei. Der amerikanische Historiker und Nahost-Kenner Michael Rubin vergleicht den türkischen Prediger mit dem iranischen Revolutionsführer Ajatollah Chomeini. Und US-Diplomaten halten die Gülen-Gemeinde, das geht aus den WikiLeaks 2010 zugespielten Botschaftsdepeschen hervor, für die mächtigste islamistische Gruppierung in der Türkei: „Sie kontrolliert Handel und Wirtschaft und hat die politische Szene tief unterwandert.“

Die wenigsten Aussteiger sprechen über ihre Zeit in der Bewegung. Jene, die es tun, bestehen darauf, nicht mit Namen genannt zu werden. Sie haben Angst vor Gülen und seinen Leuten; sie fürchten um ihren Job, ihre Gesundheit, ihre Familie.

Einer dieser Aussteiger – für das Gespräch mit dem SPIEGEL hat er den Namen Serkan Öz gewählt – lebte ein paar Jahre lang in einem Lichthaus in einer deutschen Großstadt. Unmittelbar nach dem Abitur war er dort eingezogen. Die Predigten Gülens, die er im Internet sah, begeisterten ihn, weil sie in seinen Augen die islamische Frömmigkeit mit der westlichen Moderne veröhnten.

Einrichtung und Alltag im Lichthaus, so Öz, glichen eher der Kargheit und Strenge eines Klosters als der Leichtigkeit einer Studenten-WG. In seinem Haus wohnten nur Männer, es gab keinen Damenbesuch und auch keinen Alkohol. Ein Vorsteher, den alle Bewohner „Agabey“

(großer Bruder) nannten, bestimmte den Tagesablauf – wann es Zeit war zu arbeiten, zu beten, zu schlafen. „Wir wurden wie in einem Gefängnis bewacht“, erinnert sich der Aussteiger. Täglich las Öz im Koran und studierte Gülens Schriften.

Die Lichthäuser sind das Fundament der Bewegung. Junge „Fethullahçis“ werden hier zu treuen Dienern erzogen. Lichthäuser gibt es in vielen Ländern: in der Türkei, den USA, allein in Berlin sind es zwei Dutzend. Die Cemaat bietet Schülern und Studenten ein Zuhause, oft kostenlos, und sie erwartet als Gegenleistung,

Schriften dafür Ratschläge: Die Schüler sollen die Ungläubigen als Freunde gewinnen, sich notfalls verstellen. „Mit der Geduld einer Spinne legen wir unser Netz, bis sich Menschen darin verfangen.“

Je stärker Serkan Öz seinen Alltag nach den Regeln Gülens, den „Hizmet düsturlari“, ausrichtete, desto weniger Freiheiten blieben ihm. Die Cemaat wollte ihm vorschreiben, welchen Beruf er ergreifen sollte. Freunde außerhalb der Bewegung hatte er kaum noch.

Andere Aussteiger berichten, wie sie gedrängt wurden, nur innerhalb der Gülen-Gemeinde zu heiraten. In einigen Lichthäusern ist es verboten, fernzusehen oder solche Musik zu hören und Bücher zu lesen, die Gülens Ideologie widersprechen – wie die Werke von Charles Darwin und Jean-Paul Sartre. Manche Bewohner wurden genötigt, den Kontakt zu ihren Eltern abzubrechen, weil diese sich dagegen wehrten, ihre Kinder an die Cemaat zu verlieren.

Serkan Öz beschloss, aus dem Lichthaus auszuziehen. Er war nun ein Abtrünniger, und die Karriere-Türen, die sich ihm geöffnet hatten, schlossen sich. Öz wurde isoliert, er verlor seine Freunde und Bekannten, seine religiöse Heimat und, so sieht er es heute, seinen Platz in der Welt.

Die Deutschen haben sich in den vergangenen Jahren intensiv mit dem Islam beschäftigt. Es gibt Islamkonferenzen, Forschungsprojekte über Integration. Über Gülen und seine Bewegung hingegen weiß die deutsche Öffentlichkeit fast nichts. Dabei hat hierzulande wohl kaum jemand so viel Einfluss auf die Muslime wie die Gülen-Gemeinde. „Sie ist die wichtigste und gefährlichste islamistische Bewegung in Deutschland“, sagt die Marburger Islamwissenschaftlerin Ursula Spuler-Stegemann. „Sie sind überall.“

Mehr als hundert Bildungseinrichtungen betreiben Anhänger der Cemaat: Schulen, Nachhilfzentren. Sie haben um die 15 „Dialogvereine“ gegründet, etwa das Forum für Interkulturellen Dialog Berlin (FID). Die Vereine organisieren Konferenzen, auf denen sich Rabbiner, Pfarrer und Imame treffen, sie laden zu Reisen nach Istanbul ein.

Gülen-Anhänger verlegen „Zaman“, die auflagenstärkste Zeitung der Türkei, mit einer Europa-Ausgabe und Ablegern in aller Welt, sowie die Monatszeitschrift „Die Fontäne“. Sie betreiben die Fernseh-



Teilnehmer der Kulturolympiade*: Schwarz-Rot-Gold und Sichelmond



Publikum der Kulturolympiade*: Parallelen zum Opus Dei

dass sie alle ihr Leben dem „Hizmet“ widmen, dem Dienst am Islam.

Im Buch „Fasildan fasila“ schreibt Fethullah Gülen, ein Schüler müsse „Tag und Nacht auf Trab sein“, dürfe von niemandem beim Schlafen gesehen werden: „Wenn möglich schläft er drei Stunden am Tag, hat zwei Stunden für andere Bedürfnisse, den Rest muss er voll und ganz Hizmet leisten. Im Wesentlichen hat er außer in einigen bestimmten Situationen kein persönliches Leben.“

Bewohner der Lichthäuser sollen auch missionieren. Gülen erteilt in seinen

* Beim Finale in Frankfurt am Main.

sender „Ebru TV“ und „Samanyolu TV“. Der Unternehmensverein Bares mit 150 Firmen aus Berlin und Brandenburg soll ebenfalls zum Netzwerk gehören.

Die ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth (CDU) sitzt im Beirat des Gülen-Vereins FID in Berlin. Andere Politiker wie der hessische Justizminister Jörg-Uwe Hahn (FDP), der Christdemokrat Ruprecht Polenz und der langjährige Berliner Innensenator Ehrhart Körting (SPD) folgten Einladungen zu Veranstaltungen der Gülen-Gemeinde.

Einer der größten Erfolge der Cemaat ist das Tüdesb-Gymnasium in Berlin-Spandau. Die Schule hat einen guten Ruf: kleine Klassen, motivierte Lehrer, moderne Ausstattung – auf jeden Platz kommen mehrere Bewerber. Die Schüler, die meisten türkischer Herkunft, sprechen Türkisch und Deutsch, der Unterricht folgt dem Berliner Lehrplan, manche Lehrer haben von Fethullah Gülen noch nie etwas gehört. Andere sollen der Bewegung jedoch jeden Monat einen Teil ihres Gehalts überweisen. Lange Zeit gab die Schule an, überhaupt keine Verbindung zu Gülen zu haben. Inzwischen bekennt sich der Vorsitzende des Trägervereins Tüdesb offen zu Gülen.

Die Gülen-Bewegung hat zwei Gesichter: eines, das der Welt zugewandt ist, und eines, das sich vor der Welt versteckt. Undurchsichtig sind vor allem die Finanzen. Reiche Unternehmer geben Millionen, aber auch Beamte und Handwerker beteiligen sich an der Finanzierung von Gülen-Projekten. Durchschnittlich zehn Prozent ihres Einkommens stellen „Fethullahçıs“ der Gemeinde zur Verfügung, einige bis zu 70 Prozent.

Fethullah Gülen selbst inszeniert sich gern als bescheidener Prediger, er möchte wie ein muslimischer Gandhi wirken. Von ihm kommt das Mantra: „Baut Schulen statt Moscheen.“

Bis er selbst in die USA zog, diente der Westen Gülen als Feindbild. „Bis zum jüngsten Tag“, schrieb er 1979 in seinem Buch „Çag ve Nesil“, werde man „kein menschliches Verhalten von den Westlern sehen“. Türken, die sich Europa öffnen, verurteilte Gülen als „Schmarotzer“, „Parasiten“, „Blutkrebs“. In einer Videobotschaft forderte er im November 2011 das türkische Militär zum Angriff auf kurdische Separatisten auf: „Lokalisiert sie, umzingelt sie, zerschlagt ihre Einheiten, lasst Feuer auf ihre Häuser regnen, überzieht ihr Klagegeschrei mit noch mehr Wehgeschrei, schneidet ihnen die Wurzeln ab, und macht ihrer Sache ein Ende.“

Auch bestreitet Gülen die Evolutionstheorie; sie sei „unwissenschaftlich“, eine „Illusion“. Wissenschaftliche Fakten sind für ihn nur dann wahr, wenn sie mit dem Koran übereinstimmen.

Aufgewachsen war Gülen als Sohn eines Dorfmam in Anatolien. Gemeinsam



Deutscher Gülen-Vertrauter Karakoyun

CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Die Säulen des Gülen-Reichs

Unternehmen und Einrichtungen, die der Bewegung zugeordnet werden

BILDUNG

Schulen in mehr als 140 Ländern der Welt

Weitere Bildungseinrichtungen

Nachhilfezentren und andere, allein in Deutschland mehrere Dutzend

Fatih-Universität
Istanbul

MEDIEN

Zeitung „Zaman“, auflagenstärkstes türkisches Blatt, Ableger in Europa

Fernsehsender
Samanyolu TV und Ebru TV

Internetportal
„Deutsch-Türkische Nachrichten“

WIRTSCHAFT

Bank Asya, Istanbul

Versicherung
İşik Sigorta

Verein Bares e. V., 150 Unternehmen in Berlin und Brandenburg

SOZIALES

„Lichthäuser“
Wohngemeinschaften, zwei Dutzend in Berlin

Hilfsorganisation
Kimse Yok Mu

Dialogvereine
Weltweit einige hundert, davon 15 in Deutschland

DER SPIEGEL

mit Cemaleddin Kaplan, dem späteren „Kalifen von Köln“, erhielt er Unterricht in einer Moschee in Erzurum, einer Stadt im Osten der Türkei. Zur gleichen Zeit begegnete er den Lehren Said Nursis, eines kurdischen Sufi-Predigers, und schloss sich dessen Gemeinde an.

Als Ankara in den achtziger Jahren im Kampf gegen den Kommunismus die türkisch-islamische Synthese beschwor, ergriff Gülen die Gelegenheit. Er gründete Schulen in der Türkei und im Ausland und beriet die streng säkulare Ministerpräsidentin Tansu Çiller.

In einer Predigt forderte er damals seine Schüler auf, ein neues muslimisches Zeitalter zu begründen. Er riet seinen Anhängern, den türkischen Staat zu unterwandern und sich konspirativ zu verhalten, bis die Zeit zur Machtübernahme reif sei: „Ihr müsst in die Arterien des Systems eindringen, ohne dabei bemerkt zu werden. Ihr müsst warten, bis der richtige Moment gekommen ist, bis ihr die gesamte Staatsmacht an euch gerissen habt.“

Wenn wir voreilig handeln, wird die Welt uns die Köpfe einschlagen, Muslime überall werden leiden. Es wäre, wie ein Ei zu zerbrechen, ohne die 40 Tage zu warten, bis das Küken schlüpft.“

Als eine Aufnahme dieser Rede 1999 an die Öffentlichkeit geriet, musste Gülen aus der Türkei fliehen. Er behauptet, seine Worte seien manipuliert worden. Gülen lebt seither im Exil in den USA.

Seine Bewegung hat keine Adresse, keinen Briefkasten, kein Register, kein zentrales Konto. Gülen-Anhänger demonstrieren nicht für Scharia und Dschihad – die Cemaat operiert im Verborgenen. Fethullah Gülen, der Pate, bestimmt Kurs und Ausrichtung. Einige aus dem inneren Zirkel der Macht dienen Gülen seit Jahrzehnten. Sie kontrollieren die wichtigsten Unternehmen der Bewegung: Verlage, Stiftungen. Jede Weltregion wird in der Cemaat von einem „Bruder“ verantwortet, wie Zentralasien und Europa. Über nationale und lokale „Brüder“ setzt sich die Hierarchie bis in einzelne Stadtteile fort.

Dass die islamisch-konservative AKP-Partei von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan 2002 die türkische Parlamentswahl gewann, mehrte Gülen's Einfluss in der Türkei. Die beiden Lager seien zunächst eine strategische Partnerschaft eingegangen, glauben Beobachter: Gülen sicherte der AKP Wählerstimmen, Erdogan schützte die Cemaat. Nach Informationen von US-Diplomaten gehörten 2004 fast ein Fünftel der AKP-Abgeordneten der Gülen-Gemeinde an, unter ihnen der Justiz- und der Kulturminister.

Viele Staatsbeamte würden auf Befehl der „Gülen-Brüder“ handeln, berichtet ein hochrangiger Aussteiger. „Sie waren unsere Schüler. Wir haben sie ausgebildet und unterstützt. Wenn diese dankbaren Kinder ihr Amt antreten, dienen sie weiterhin Gülen.“ Der ehemalige Polizeidirektor Adil Serdar Saçan schätzte 2006, die Fethullahçis würden mehr als 80 Prozent der türkischen Polizei in höheren Positionen stellen. „Es ist unmöglich zu beweisen, dass Mitglieder der Gülen-Bewegung die Polizei kontrollieren“, meinte 2009 James Jeffrey, der damalige US-Botschafter in Ankara, „aber wir haben niemanden getroffen, der es bestreitet.“

Das Gesicht der Gülen-Gemeinde in Deutschland heißt Ercan Karakoyun. Der 31-Jährige leitet den Berliner Dialogverein FID, dessen Ehrenvorsitzender Gülen ist. Karakoyun, Sohn türkischer Einwanderer, empfängt seine Gäste in einem Büro beim Potsdamer Platz, schmucklose, funktionale Möbel, hellblauer Teppichboden, im Regal stehen Texte von Fethullah Gülen, „Das Tagebuch der Anne Frank“, die „Bibel in gerechter Sprache“, ein Buch des protestantischen Theologen Heinz Zahrnt. Die Bücher scheinen wohlproportioniert ausgewählt: von allem etwas und bloß nichts Kontroverses. Sie sollen dem Besucher sagen: Seht her, wir sind die guten Muslime. Wir trauern um die Toten des Holocaust, wir sind auf der Höhe der theologischen Diskussion im Christentum, wir sind Demokraten.

Karakoyun fand über einen „Bruder“ zur Bewegung, der ihn als Jugendlichen vor einer Moschee in Nordrhein-Westfalen ansprach. Er begann, Bücher Gülen's zu lesen. Er begleitete den „Bruder“ in die Türkei und engagierte sich in der Cemaat. Er rekrutierte Anhänger an der Universität und am Gymnasium. Er stieg in der Hierarchie auf, bis er selbst ein „Bruder“ wurde.

Karakoyun erzählt in wohl gesetztem Deutsch davon, dass er und seine Gülen-Gemeinde bei „jeder Veranstaltung“, die sie machen, Briefe, Mails und Anrufe von „den üblichen Verdächtigen“ bekommen, die der Gemeinde schaden wollten und sie für eine gefährliche Sekte hielten. Für ihn sind das alles „Verschwörungstheorien“.

Die Welt des Berliner Gülen-Anhängers besteht aus zwei Gruppen: den „Kri-

tikern“ und den „Sympathisanten“. Als Beispiele für die Kritiker fallen ihm westliche Islam-Hasser, türkische Ultranationalisten und die Terroristen der kurdischen PKK ein. Als Unterstützer sieht er alle Menschen, die „an Dialog, Toleranz und friedlichem Zusammenleben zum Wohle aller“ interessiert sind.

Das alles klingt harmlos, so tolerant wie friedlich. Aber was Kritikern widerfahren kann, erlebte Ilhan Cihaner in der Türkei: „Wer sich mit Gülen anlegt, wird vernichtet“, sagt der ehemalige Oberstaatsanwalt. Er ist unter säkularen Türken ein Held, seit er 2007 gegen die Gülen-Gemeinde ermittelt hat. Cihaner hatte, wie er erzählt, Hinweise auf illegale Geldgeschäfte innerhalb der Cemaat erhalten. Auf Druck der Regierung sei ihm das Verfahren jedoch entzogen worden. 2010 wurde er verhaftet.

Cihaner wurde vorgeworfen, Mitglied des ultranationalistischen „Ergenekon“-Bundes zu sein, einer Verschwörergruppe, die den Umsturz der Regierung geplant haben soll. Selbst politische Gegner Cihaners halten die Vorwürfe gegen ihn für absurd. Der ehemalige Staatsanwalt hatte sich in der Vergangenheit als entschiedener Kämpfer gerade gegen mafiöse Netzwerke hervorgetan. Nun soll er im Auftrag „Ergenekon“ geplant haben, Waffen in Wohnheimen von Gülen-Anhängern zu platzieren, um die Bewegung zu diskreditieren. Die Staatsanwaltschaft stützte sich in ihrer Klage auf die Aussagen anonymen Zeugen. Aufgrund mangelnder Beweise wurde Cihaner aus der Haft entlassen. Heute sitzt er für die Opposition im türkischen Parlament.

Ähnlich wie Cihaner erging es dem Istanbuler Journalisten Ahmet Şik. Kurz

bevor sein Buch „Imamin Ordu“, Arme des Imam, über die Gülen-Bewegung auf den Markt kommen sollte, wurde der Autor im März 2011 verhaftet. Sein Verlag wurde von Sicherheitskräften gestürmt, das Buchmanuskript, in dem Şik beschreibt, wie die Gülen-Bewegung Polizei und Justiz in der Türkei unterwandert habe, wurde beschlagnahmt. Der Vorwurf: Der investigative Reporter sei Mitglied von „Ergenekon“. Dabei hatte ausgerechnet Şik zusammen mit Kollegen im Wochenmagazin „Nokta“ 2007 die geheimen Putschpläne eines „Ergenekon“-Admirals enthüllt und sich immer wieder mit dem Geheimbund angelegt. Vor einigen Monaten wurde Şik nach internationalen Protesten aus der Haft entlassen.

Im September 2010 wurde Hanefi Avci, ein früherer türkischer Polizeidirektor und einstiger Gülen-Sympathisant, festgenommen und beschuldigt, an der „Ergenekon“-Verschwörung mitgewirkt zu haben. Er hatte kurz zuvor in einem Buch Gülen-Kadern in der Polizei vorgeworfen, illegal Telefone ihrer Gegner abzuhören und Gerichtsverfahren zu manipulieren.

Dass Gülen hinter den Verhaftungen steckt, ist nicht zu beweisen. Er lebt zurückgezogen in den Bergen Pennsylvanias und tut gern so, als gingen ihn die Vorwürfe nichts an. Ein Interview mit dem SPIEGEL lehnte er ab.

Andere sprechen für ihn. Mahmut Çebi, der frühere Chefredakteur der Gülen-nahen Tageszeitung „Zaman“, hat sein Büro im Haus der World Media Group in Offenbach. Der Journalist hat die Europa-„Zaman“ aufgebaut, seit April arbeitet er als Autor für den Verlag. Die Europa-Ausgabe beziehen in Deutschland knapp 30 000 Abonnenten.

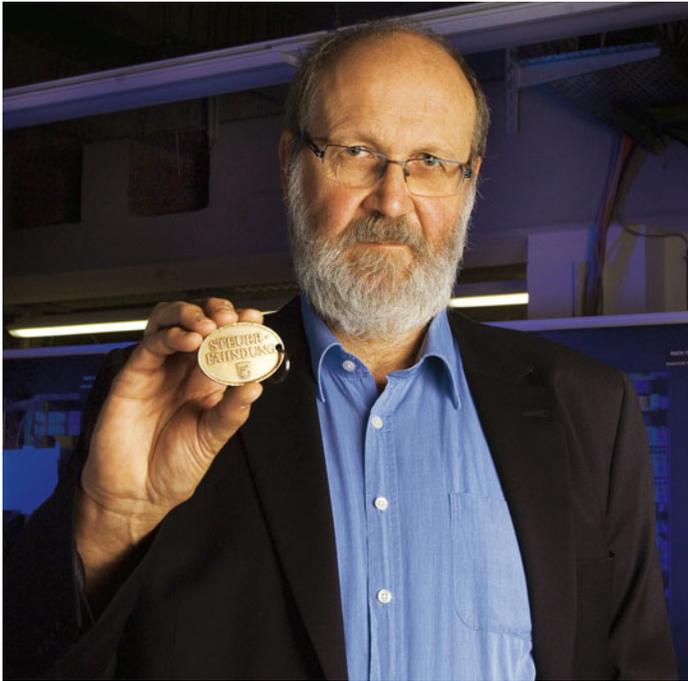
Çebi und die „Zaman“ erklären den Lesern, wie sich die Welt aus Sicht der Cemaat darstellt. Die Zeitung druckt Texte Gülen's und Auszüge aus dessen Predigten und Gedichten. Kritiker werfen „Zaman“ vor, gezielt Falschmeldungen zu verbreiten, um Gülen-Gegnern zu schaden. Als Politiker der Partei Die Linke vor einigen Wochen Äußerung Gülen's zu den Kurden rügte, behauptete „Zaman“, Die Linke unterstütze die verbotene Kurdische Arbeiterpartei PKK. „Die Bewegung steckt bis zum Hals in schmutzigen Machenschaften“, sagt Dani Rodrik, Professor für Wirtschaftspolitik in Harvard. „Zaman“ unterstütze diese „Mafia“ durch „Lügen, Fälschungen, Manipulation“. „Es gibt keine Desinformation, die sie auslassen würden, um für ihre Sache zu werben“, sagt Rodrik.

Mahmut Çebi widerspricht allen Vorwürfen. Seine Zeitung orientiere sich an den Idealen Gülen's, empfangt aber keine Aufträge von ihm. Gülen sei kein Sektenführer. „Er ist ein Philosoph wie Habermas.“



Unterricht in der Berliner Tüdesb-Schule „Mein kleiner grüner Kaktus“

MAXIMILIAN POPP



Fahnder Herrmann, Bankenplatz Zürich: „Die Vorteile liegen auf der Schweizer Seite, die Nachteile bei uns“

STEUERHINTERZIEHUNG

„Sieben Wege ins Glück“

Klaus Herrmann, 57, Leiter der Steuerfahndung in Rheinland-Pfalz, erklärt, wie Schweizer Banken mit neuen Angeboten das geplante Abkommen mit Deutschland unterlaufen wollen.

Anfang 2013 sollen die geheimen Auslandskonten deutscher Staatsbürger in der Schweiz legalisiert und steuerpflichtig werden. In einem bereits unterschriebenen, aber vom Bundesrat noch nicht beschlossenen Abkommen zwischen beiden Ländern verpflichtet sich die Schweiz, diese Konten mit einer einmaligen Steuer in Höhe von 21 bis 41 Prozent des jeweiligen Vermögens zu belegen und die Summe nach Deutschland zu überweisen. Anschließend unterliegen die Zinserträge der Konten einer jährlichen Quellensteuer von gut 25 Prozent. Die Namen der Kontoinhaber sollen den deutschen Steuerbehörden allerdings nach wie vor verborgen bleiben.

SPIEGEL: Herr Herrmann, freut es Sie als Steuerfahnder, wenn Sie künftig nicht mehr auf teuer eingekaufte Daten-CDs angewiesen sind, um Zinserträge in der Schweiz einzutreiben?

Herrmann: Nein. Wenn das Abkommen in Kraft tritt, werden die Vorteile einseitig auf der Schweizer Seite liegen und die Nachteile bei uns.

SPIEGEL: Wie das? Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble rechnet mit Einnahmen von zehn Milliarden Euro.

Herrmann: Das ist eine Milchmädchenrechnung. Die Schweiz hat nur rund 1,7 Milliarden Euro zugesichert. Die sollen aus den Einmalzahlungen stammen. Dafür bezahlen wir aber einen hohen Preis: Wir legalisieren die schwarzen Konten der deutschen Anleger, und wir akzeptieren dauerhaft deren Anonymität. Und aus der Quellensteuer werden wir in Wahr-



Stiftungsstandort Vaduz „Liechtensteiner Rettungsanker“

heit weniger als eine Milliarde Euro bekommen.

SPIEGEL: Warum nicht mehr?

Herrmann: Weil wir wissen, dass sich die Schweizer Banken intern schon darauf vorbereiten, das Abkommen zu unterlaufen. Als sich die geplante Vereinbarung abzeichnete, haben mehrere Banken ihre Kunden angeschrieben und auf deren Möglichkeiten hingewiesen: entweder einen Einmalbetrag zahlen und anonym bleiben oder das Konto freiwillig dem deutschen Finanzamt melden. Der Rücklauf war nach unseren Informationen katastrophal. Viele Kunden haben gar nicht geantwortet, sondern anzufangen, ihr Kapital aus der Schweiz abzuziehen. Also haben die Banken ganz schnell Modelle entwickelt, um das Geld auch nach Inkrafttreten des Abkommens in der Schweiz zu halten.

SPIEGEL: Wie funktionieren diese Modelle?

Herrmann: Nach unseren Informationen aus der Schweiz sind derzeit sieben Modelle auf dem Markt, die zumindest die 25-prozentige Quellensteuer unauffällig umgehen. In den Banken werden sie intern als „Sieben Wege ins Glück“ bezeichnet. Die ersten Angebote wurden bereits an deutsche Kunden verschickt.

SPIEGEL: Wie sehen die aus?

Herrmann: Ein bewährtes Modell läuft unter der Bezeichnung „Liechtensteiner Rettungsanker“. Dabei gründet der deutsche Bankkunde eine Stiftung in Liechtenstein und überträgt sein Geld auf deren Konto, das von derselben Bank geführt wird. Der Kontakt zwischen Bank und Stiftung läuft nun über einen Liechtensteiner Treuhänder, der den Namen des deutschen Kunden verdeckt. Dadurch geht der deutsche Fiskus leer aus, weil

die Zinserträge scheinbar nach Liechtenstein fließen.

SPIEGEL: Mit dieser Methode hat schon die hessische CDU in den achtziger und neunziger Jahren ihre geheime Parteidatei versteckt.

Herrmann: Offenbar haben einige Banken dieses Modell, das zeitweise ein bisschen aus der Mode gekommen war, jetzt revitalisiert. Ein anderer Weg ist die sogenannte Domizilierungslösung. Die Bank schlägt den Kunden vor, sich eine Adresse in einem Land einrichten zu lassen, mit dem kein Abkommen zum Quellensteuereinzug existiert. Solche Adressen, etwa in Gibraltar oder auf der Isle of Man, kann man für relativ wenig Geld erstehen. Die Bank sichert zu, nicht so ganz genau hinzusehen, ob es sich um eine echte oder um eine Scheinadresse handelt. Die Kontounterlagen kann der Kunde dann weiterhin direkt in der Bank abholen oder sich an einen Briefkasten unter der Scheinadresse schicken lassen.

SPIEGEL: Mehr Aufwand ist nicht nötig, um das Abkommen auszuhebeln?

Herrmann: Es gibt auch aufwendigere Modelle: etwa die Umschichtung des Kapitals in Offshore-Gesellschaften. Das ist allerdings teuer und eher für große Vermögen gedacht. Kleineren Anlegern bietet man alternativ noch Anlageformen an, die formal keine Zinsen abwerfen, sondern irgendwelche Sonderzahlungen. Die werden dann so deklariert, dass sie nicht quellensteuerpflichtig wären.

SPIEGEL: Woher haben Sie diese Informationen?

Herrmann: Es gibt in der Schweiz Bankmitarbeiter, denen die Geschäftspolitik ihrer eigenen Bank nicht gefällt und die einen sehr vertraulichen Kontakt zu deutschen Steuerbeamten halten. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

SPIEGEL: Minister Schäuble argumentiert trotz aller Kritik, das Abkommen werde einen großen Teil des Schwarzgelds auf einen Schlag abschöpfen. Die Einmalzahlungen sollen zwischen 21 und 41 Prozent des jeweiligen Vermögens betragen.

Herrmann: Die 41 Prozent stehen nur auf dem Papier, die erreichen Sie in der Praxis so gut wie nie. Wir haben jede Menge Beispiele durchgerechnet, aber in keinem einzigen Fall sind wir auch nur in die Nähe von 40 Prozent gekommen. In der Regel bleibt es bei 21 Prozent. Wer seine Kapitaleinkünfte in den vergangenen Jahren bei einem deutschen Finanzamt ordentlich versteuert hat, musste erheblich mehr abführen.

SPIEGEL: Könnte es unterm Strich für die deutschen Finanzminister dennoch lukrativer sein, dieses Geld zu nehmen, als weiterhin auf obskure Datenhändler und deren vermutlich illegal beschaffte Schweizer Kontodaten angewiesen zu sein?

Herrmann: Wenn wir diese Daten künftig nicht mehr kaufen und auswerten dürfen,

wie es anscheinend vorgesehen ist, dann wird das für uns ein schlechtes Geschäft. Seit 2010, als die ersten CDs gekauft wurden, haben wir allein in unserem kleinen Rheinland-Pfalz etwa 2500 Selbstanzeigen entgegengenommen; aus denen sind mehr als 125 Millionen Euro zusätzliche Steuereinnahmen geflossen. Bundesweit sind wir bei 40 000 Selbstanzeigen.

SPIEGEL: Das Bundesfinanzministerium meint, jetzt werde ohnehin nur noch minderwertiges Material angeboten, weil die Datenhändler quasi im Schlussverkauf noch schnell alles auf den Markt werfen, bevor das Abkommen in Kraft tritt.

Herrmann: Das kann ich nicht bestätigen. Nordrhein-Westfalen hat im Juli einen Datenträger gekauft, dessen Qualität meines Wissens sehr gut sein soll. Die gelieferten Datenmengen werden sogar immer umfangreicher. Aktuell gibt es noch eine Reihe weiterer Angebote mit hochinteressantem Material.

SPIEGEL: Aber wer soll das kaufen? Schäuble hat das Abkommen schon im April unterzeichnet. Falls es im Herbst auch den Bundesrat passiert, könnte es sein, dass Sie die Daten dieser frisch erworbenen CDs gar nicht mehr verwerten dürfen.

Herrmann: Das ist aus meiner Sicht eine offene Frage. Im Abkommen steht, dass sich die deutschen Behörden nicht mehr aktiv um solche Daten bemühen dürfen. Für mich heißt das: Wir können weiter zugreifen, wenn uns die Daten gewissermaßen frei Haus geliefert werden. Und gegen ein Verwertungsverbot würde es sicherlich Klagen vor dem Verfassungsgericht geben. In Deutschland gilt immer noch das Legalitätsprinzip. Wenn ich von Straftaten Kenntnis erlange, muss ich sie auch verfolgen.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass das Abkommen noch verhindert wird?

Herrmann: Eine Reihe von Bundesländern hat ja schon angekündigt, im Bundesrat Widerstand dagegen zu leisten. Ich hoffe, dass die sich durchsetzen. Das Abkommen hilft nur der Schweiz, ihr Bankgeheimnis zu sichern und mit deutschen Kunden weiterhin diskrete Geschäfte zu machen. In Deutschland hätte es dagegen fatale Auswirkungen auf die Steuer-moral.

SPIEGEL: Inwiefern?

Herrmann: Wenn es in Kraft ist, werden sich die ehrlichen Steuerzahler sagen: Mensch, ich war doch blöd, dass ich mein Geld nicht auch in die Schweiz gebracht habe. Da hätte ich mein Vermögen jahrzehntelang steuerfrei vermehren können, und am Ende ist nach einer Einmalzahlung von gerade mal 21 Prozent wieder alles legal. Viele werden dann wohl für sich entscheiden: Bei der nächsten Gelegenheit bin ich auch dabei.

INTERVIEW: MATTHIAS BARTSCH



Kanzler Schmidt (2. v. r.): „Tötung einzelner Menschen muss hingenommen werden“

ZEITGESCHICHTE

„Mit allen Mitteln“

Telefonprotokolle dokumentieren Helmut Schmidts harten Kurs während der Entführung der „Landshut“ 1977.

Kanzler Helmut Schmidt und sein 2005 verstorbener Staatsminister Hans-Jürgen Wischniewski vertrauten einander jahrzehntelang; Wischniewski gehörte zu den wenigen in der Regierung, die Schmidt duzen durften. Die größte gemeinsame Herausforderung erlebten beide im Herbst 1977. Ein Kommando der Roten Armee Fraktion (RAF) hatte Fahrer und Leibwächter von Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer erschossen und diesen entführt; sie verlangten die Freilassung von elf Gesinnungsgenossen. Um die Forderung zu unterstützen, kaperten palästinensische Terroristen am 13. Oktober die Lufthansa-Maschine „Landshut“ auf dem Flug von Mallorca nach Frankfurt mit fast hundert Menschen an Bord. Fünf Tage dauerte die Odyssee, die in Somalia mit der Erstürmung der Maschine und der Befreiung der Geiseln durch die GSG 9 endete.

* Mit Hans-Jürgen Wischniewski (3. v. l.) bei der Auszeichnung der GSG 9 sowie Überlebender der „Landshut“-Entführung 1977.

Im Auftrag des Kanzlers war Wischniewski den Geiseln hinterhergereist und hatte in Dubai und in Mogadischu mit diesen verhandelt. Schmidt sprach später von einer „glänzenden Rolle“, die Wischniewski gespielt habe. Dabei hielt der Staatsminister den Kanzler per Telefon auf dem Laufenden. Einige der Protokolle sind bekannt, auf Antrag des SPIEGEL hat die Bundesregierung nun weitere Dokumente freigegeben.

Es geht um die Gespräche, die Wischniewski von Dubai aus mit Schmidt führte, wo die „Landshut“ mehr als 54 Stunden auf der Rollbahn stand. Schmidt sah sich vor die Wahl gestellt, die Geiseln in der Maschine oder Schleyer zu opfern – und entschied sich zur Befreiungsaktion: „88 Personen sind wichtiger als eine.“

Dubais Verteidigungsminister war bereit, die Maschine von Fallschirmjägern stürmen zu lassen. Doch er musste auf die Erlaubnis von Machthaber Scheich Sajid Bin Sultan warten. Da verlangten die Geiselnnehmer auf einmal, den Jet



SVEN SIMON

innerhalb einer halben Stunde aufzutanken. Die Mitschriften der Telefongespräche sind historische Dokumente von Rang, weil sie die Dramatik der entscheidenden Stunde in Dubai auf beklemmende Weise wiedergeben. Auszüge:

Telefonat zwischen Wischniewski in Dubai und Schmidt sowie Heinz Ruhнау, Staatssekretär im Verkehrsministerium, in Bonn, Beginn 5.59 Uhr.

Ruhnau: Hallo, Hans-Jürgen.

Wischniewski: Wenn nicht sofort aufgetankt wird, sind nur noch Sekunden Zeit. Die Entführer haben jetzt gedroht, den Piloten und zwei andere zu erschießen. Bei Euch ist es sechs Uhr. Das heißt, ich habe für die Entscheidung nicht länger Zeit als fünf Minuten. Die Lage ist seit einer halben Stunde völlig verändert.

Ruhnau: Bleib dran, Helmut schläft noch, wir wecken ihn. Haben die denn eigentlich genug Benzin?

Wischniewski: Heinz, ich komme langsam unter Druck.

Bundeskanzler wird geweckt.

Ruhnau: Guten Morgen. Ich habe hier auf dem anderen Hörer jetzt Hans-Jürgen, die Lage hat sich dramatisch verändert. Was ist die Meinung in Dubai dazu?

Wischniewski: Hier wird das ernst genommen.

Schmidt: Hans-Jürgen, ich verstehe, ernst genommen, aber was würden die Autoritäten in Dubai jetzt machen?

Wischniewski: Die Autoritäten in Dubai machen alles, was wir für richtig halten

jetzt in dieser Stunde. Sie neigen in ihrer Beurteilung dazu, aufzutanken. Das kann man etwas langsam machen und so weiter. Aber man muss natürlich jetzt die Entscheidung fällen, ich bin dafür, das Auftanken zu beginnen.

Schmidt: Und wo soll das enden?

Wischniewski: Ich kann nicht sagen, wo das enden soll. Die sprechen im Augenblick gerade. Im Hintergrund sind die Stimmen der Entführer zu hören. Ich bin hier im Tower. Die Entführer melden sich jetzt alle 2-3 Minuten; jetzt sind noch 9 Minuten Zeit, noch 8 Minuten Zeit.

Schmidt: Aha. Also die haben eine Art von Minutenultimatum gesetzt.

Wischniewski: Ja, die ziehen jetzt immer ab bis zu der Zeit nach unserer Zeit 6 Uhr, das heißt, es ist ganz knapp. Der Entführer, dessen Stimme im Augenblick zu hören ist, ist völlig heiser. Er macht den Eindruck, dass er ziemlich down ist. So leid es mir tut, es sind nur noch vier Minuten bis sechs Uhr. Ich empfehle aus der hiesigen Sicht dringend, dass der Auftankungsvorgang beginnt.

Schmidt: Man kann sich damit viel Zeit lassen, aber man soll anfangen. Aber zu welchem Zweck? Willst Du abfliegen lassen?

Wischniewski: Nein, ich weiß nicht, ob zum Fliegen oder zum Bleiben. Es sind nur noch drei Minuten in Sicht. Daher werde ich jetzt hier gedrängt. Gibt es ein Einverständnis oder nicht?

Ruhnau: Wischniewski muss jetzt sagen ja oder nein.

Schmidt: Höchstens eine Tonne.

Telefonat Schmidts mit Wischniewski, Beginn kurz nach 6 Uhr.

Schmidt: Schmidt hier. Ja, Herr Wischniewski. Hans-Jürgen, auf keinen Fall etwas zulassen, was einen Abflug der Ma-

schine erleichtert oder ermöglicht. Auf keinen Fall. Es muss hingenommen werden, wenn tatsächlich einzelne Menschen getötet werden. Hast Du mich verstanden?

Wischniewski: Ja, ich habe verstanden.

Schmidt: Auf keinen Fall zulassen, dass der Abflug erleichtert oder ermöglicht wird. Tötung einzelner Menschen muss hingenommen werden. Anschließend, wenn das geschehen sein sollte, wenn einzelne Menschen getötet sein sollten, muss angegriffen werden. Es gibt überhaupt keinen Zweifel, dass die Maschine nicht raus darf, die Landebahn muss blockiert werden ... Sie haben keine weitreichenden Waffen, sie können nur mit Pistolen schießen.

Wischniewski: Sind wir uns völlig einig.

Schmidt: Ja. Auf keinen Fall etwas tun, was den Start erleichtert, auf jeden Fall den Start erschweren und die Polizeiaktion unmittelbar vorbereiten.

Wischniewski: Ja, muss ich mal seh'n, wie das geht. Jetzt brauch ich erst mal paar Minuten.

Telefonat Schmidts mit dem deutschen Wirtschaftsattaché in Dubai, Hubert Lang, Beginn 6.19 Uhr.

Schmidt: Herr Lang, wie weit ist Herr Wischniewski weg von Ihnen?

Lang: Etwa fünf Meter von mir weg, spricht aber gerade mit dem Verteidigungsminister, soll ich ihn holen?

Schmidt: Nein, sagen Sie ihm, die Bundesregierung beauftragt Herrn Wischniewski, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, zu verhindern, dass das Flugzeug in seiner Startbereitschaft gefördert wird. Unter Inkaufnahme von Menschenleben.

Lang: Ich werde das sofort übermitteln, Herr Bundeskanzler.

Schmidt: Ich bin noch nicht fertig. Unter Inkaufnahme von Menschenleben. Zweitens. Mit allen Mitteln Flugbahn, Startbahn blockieren lassen. Drittens. Ich ersuche dringend, Truppen und Polizei um das Flugzeug zu konzentrieren, um den Zugriff unmittelbar zu ermöglichen. Ich verlange nicht, dass es sofort ausgeführt wird. Unsere Leute, die sich jetzt wahrscheinlich nicht im Tower befinden, unsere Berater und Hilfskräfte heranziehen. Übermitteln Sie das sofort. Haben Sie mich verstanden?

Lang: Ich habe Sie verstanden, ich habe es übergeben, genau so, wie Sie es mir jetzt mitgeteilt haben. Die Antwort war: Inhaltlich weiß der Verteidigungsminister Ihre Antwort oder Ihre Weisung schon.

Schmidt: Sagen Sie Herrn Wischniewski: mit allen Mitteln.

Lang: Ich werde es noch mal sagen, mit allen Mitteln.

Am späten Vormittag ließ Scheich Sajid der „Landshut“ Starterlaubnis geben. Ein Staatsminister Dubais räumte später ein, man habe aus Angst vor der RAF so gehandelt.



DER SPIEGEL



PICTURE-ALLIANCE / DPA

Entführte „Landshut“ in Dubai 1977
Angst vor der RAF

PROZESSE

„Alle hatten Angst vor ihm“

Im vergangenen Jahr brannten in Hamburg weit über 300 Autos. Im ersten großen Brandstifterprozess steht ein arbeitsloser Sonderling vor Gericht, er verweigert die Aussage. Es gibt viele Indizien – doch gesehen hat ihn niemand. *Von Bruno Schrep*

Um vier Uhr früh am 29. Mai 2011 wird der Student Arthur S. im Hamburger Stadtteil Lurup durch einen lauten Knall aus dem Schlaf gerissen. Von seinem Wohnungsfenster aus sieht er, wie der Familien-Toyota, den er auf der Straße geparkt hatte, in Flammen steht. Kotflügel und Reifen sind schon zerstört, die Frontscheibe ist geborsten.

Ganz in der Nähe brennen drei weitere Fahrzeuge, zwei Daimler-Chrysler und ein BMW. Verstörte Anwohner stürzen auf die Straße, Feuerwehrleute versuchen zu retten, was noch zu retten ist. Die Stimmung der Anwohner schwankt zwischen Angst und Wut.

Wenige hundert Meter weiter liegt ein Radfahrer bäuchlings auf der Straße. Zivilfahnder haben ihn nahe des Brandorts von seinem blauen Damenrad gezerrt, weil er trotz Aufforderung nicht anhalten wollte. Sie drehen seine Arme auf den Rücken, legen ihm Handschellen an, führen ihn ab. Aus der Tasche seines Kapuzenpullovers fällt ein Feuerzeug, ein zweites steckt in seiner Hosentasche. In der Umgebung finden sich Grillanzünder und weitere Feuerzeuge. Und obwohl es nicht kalt ist, trägt der Mann dicke Arbeitshandschuhe. „Irgendwie verdächtig“, notiert einer der Polizisten.

Mit der zunächst nur routinemäßigen Festnahme des Radfahrers, der am Morgen wieder freigelassen wird, beginnt eine der größten Observierungsaktionen der jüngeren Hamburger Kriminalgeschichte. Sieben Monate lässt die Polizei den seltsamen Radler nicht aus den Augen. Sein Auto wird verwanzt, seine Wohnung videoüberwacht, Ermittler verfolgen heimlich seine Schritte.

Der Aufwand ist gut begründet. Kaum eine Nacht vergeht in jener Zeit, in der nicht Autos brennen in der Hansestadt. Seit 2004 sind es mehr als 1500 Fahrzeuge, allein 2011 gehen weit über 300 in Flammen auf. Unzählige Rückschläge bei der Fahndung beunruhigen die Bevölkerung und lassen Sicherheitsbehörden und Rathaus hilflos aussehen. Der Feuerterror schadete erst dem schwarz-grünen Senat unter dem Ersten Bürgermeister Ole von Beust, dann der sozialdemokratischen Nachfolgeregierung unter Olaf Scholz.



Verdächtiger M. an Tankstellenkasse*: Drei volle Benzinkanister im Kofferraum

Auch andere deutsche Großstädte leiden unter nächtlichen Brandanschlägen, in Berlin wurden sie zum lokalen Wahlkampfthema. Selbst Kanzlerin Angela Merkel äußerte sich besorgt. Als Täter wurden oft Linksextreme vermutet, selbsternannte Kämpfer etwa gegen Luxusanierungen oder protzig zur Schau gestellten Reichtum.

Als Ende Dezember 2011 Hamburger Polizisten den observierten Verdächtigen festnehmen, sind Fahnder und Staatsanwälte sicher, endlich einen notorischen Zünder gefasst zu haben.

Ob das tatsächlich stimmt, soll jetzt die 11. Große Strafkammer des Landgerichts Hamburg klären, beim ersten großen Brandstifterprozess in der Hansestadt.

Der Angeklagte im weißen T-Shirt und in blauen Jeans entspricht jedoch nicht

annähernd dem Bild, das bei Fahndern und in der Öffentlichkeit vom vermeintlich typischen Autobrandstifter kursierte: Er ist nicht jung, er ist kein linksradikaler Aktivist, er ist nicht Mitglied einer aggressiven Rapper-Bande, er gehört auch nicht zur autonomen Szene.

Auf der Anklagebank sitzt Wilfried M., 55 Jahre alt, ledig, seit vielen Jahren arbeitslos. M. ist eine ungewöhnliche Erscheinung: Die schütterten Haare fallen bis auf die Schultern, die goldene Uhr am linken Handgelenk ist ebenso unübersehbar wie der zwei Zentimeter lange linke Daumnagel. Die ihn kennen, nennen ihn „Wille“. Dem Mann wird vorgeworfen, im Mai und im Dezember vergangenen Jahres mindestens zehn Autos angezündet zu haben, meist Karossen der Oberklasse. Der geschätzte Gesamtschaden beträgt weit mehr als 200 000 Euro. Jede einzelne Brandstiftung kann mit Gefängnis zwischen einem Jahr und zehn Jahren be-

* Aufnahme einer Überwachungskamera vom 27. Dezember 2011.

straf werden. Der Prozessausgang ist jedoch ungewiss. Es gibt zwar viele Indizien und Zeugenaussagen, doch ein wesentlicher Baustein fehlt: M. wurde nie beim Feuerlegen beobachtet.

Bisher hat er jegliche Zündelei bestritten, vor Gericht sagt er dazu gar nichts mehr. Sein Verteidiger, der Hamburger Rechtsanwalt Elmar Böhm, verdonnerte ihn, beim Prozess zu schweigen. Selbst seine Personalien will M. nicht angeben. „Das steht doch alles in den Akten“, erklärt er mit unverkennbar hanseatischem Zungenschlag.

sonst noch braucht, rafft er irgendwie zusammen. „Sein Kofferraum war immer voll“, berichtet ein alter Kumpel.

Schon mit 17 beschäftigt Wille erstmals Polizei und Justiz, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Wie ein roter Faden ziehen sich kleine und größere Gaunereien durch seine Biografie. Ladendiebstahl, Drogengeschäfte, Betrugereien, Sachbeschädigung, Verkehrsgefährdung. Ein paar mal muss er ins Gefängnis, aber nie länger als ein paar Monate.

Bis zu seiner Verhaftung traute niemand Wilfried M. Verbrechen wie Brand-

der. Er sei immer nüchtern gewesen, habe weder geraucht noch getrunken, keine Drogen konsumiert. Allerdings sei er schon bei kleinsten Anlässen, etwa einem falschen Wort, total ausgerastet: „Dann schrie er sofort los.“

Zurückweisungen, die er als Kränkung empfindet, kann M. offenbar überhaupt nicht ertragen. Zwei frühere Freundinnen schildern als Zeuginnen ihre Nöte, nachdem sie sich von ihm getrennt hatten. „Er hat mir ständig aufgelauert, mich unflätig beschimpft, mit dem Fernglas in meine Wohnung gestarrt“, berichtet die ehemalige Lebensgefährtin Sabine Z.; die 49-Jährige hat mit Wilfried M. einen gemeinsamen Sohn. Sie sucht heute nur noch Abstand: „Ich will nie mehr etwas mit ihm zu tun haben.“

„Wegen ihm bin ich ins Frauenhaus geflüchtet“, sagt Marion T., eine andere Ex-Freundin. Sie schildert, wie M. sie jahrelang verfolgte: „Er besorgte sich einen Nachschlüssel, stand plötzlich in der Wohnung, jagte mich Tag und Nacht. Ich hatte keine ruhige Minute mehr, bevor ich mich schlafen legte, hab ich immer unters Bett und in die Schränke geguckt.“

Besonders gefürchtet hat die 43-Jährige nächtliche Anschläge, die sie „Hinterücksattaken“ nennt. M. weiche offenen Konflikten meist aus. „Er zieht sich dann zurück und überlegt, wie er dem anderen schaden kann.“ Am Auto eines Arztes, der ihr beigestanden hätte, seien ebenso die Reifen zerstochen worden wie am Bus des Frauenhauses. Allerdings: Niemand habe M. dabei gesehen.

Die Nachbarn in der kleinen Stadtrand-siedlung, in der Wilfried M. seit 25 Jahren in einem Parterre-Apartment lebt, sprechen nur ungern über ihren Mitbewohner. Wer sich etwas zu sagen traut, berichtet nichts Gutes. „Mich hat er mit einer Pistole bedroht“, beschwert sich die Frau von nebenan, deren Handwerker offenbar einmal M.s Tagesschlaf störten. In der Nacht darauf sei die Heckscheibe ihres Autos mit einem Ziegelstein zertrümmert worden. Von wem, sei nie aufgeklärt worden.

Auch andere schildern den Nachbarn als streitsüchtigen Sonderling, der die Siedlung terrorisiert habe. „Alle hatten Angst vor ihm“, sagt der Hausmeister, „es gibt kaum einen, mit dem er sich nicht zoffte. Wer ihn schief anguckte, hatte am nächsten Morgen platte Reifen.“

Rund 30-mal hätten nachts die Müllcontainer gebrannt, immer wieder seien die Bewohner aus dem Schlaf geschreckt. Erst jetzt, nach seiner Festnahme, herrsche wieder Ruhe. „Wenn er doch wegbliebe für immer“, ruft ein junger Mann von schräg gegenüber, der seinen Müll wegbringt.

„Der Mann ist mit Hass gefüllt“, glaubt eine Bewohnerin, die mehrfach mit ihm aneinandergeriet, „der ist gemeingefähr-



Brennendes Auto in Hamburg 2011: *Kaum eine Nacht vergeht ohne Feueranschlag*

Akten gibt es viele über Wilfried M., und Geschichten auch. Geschichten von einem, der aus dem kleinen Lüneburg nach Hamburg zog und davon träumte, auf dem Kiez eine ganz große Nummer zu werden. Der ein toller Hecht sein wollte, einer, dem alle Mädchen verfallen sind und vor dem selbst die härtesten Jungs davonlaufen.

Nacht für Nacht kurvte Wille mit der Mercedes-Limousine eines Bekannten durch das Rotlichtviertel von St. Georg und über die Reeperbahn, immer in der Hoffnung, gesehen und respektiert zu werden. Doch so richtig ernst nahm ihn in der Szene keiner. „Er wollte immer mehr sein, als er in Wirklichkeit war“, erinnert sich eine frühere Freundin.

Frühes Aufstehen, einen geregelten Job lehnt der gelernte Großhandelskaufmann als spießig ab. „Wer arbeitet, muss bescheuert sein“, äußert er im Bekanntenkreis, er selbst lebt von Stütze. Was er

stiftung zu. Viele, die ihn kennen, sind bis heute skeptisch. Ermittler glauben jedoch, dass der 55-Jährige viel mehr als die zehn Autos angesteckt hat, um die es vor Gericht geht. „Seit er sitzt, brennt es deutlich weniger“, stellt ein Polizeibeamter fest.

M. war verdächtig oft in der Nähe, wenn es irgendwo brannte. Seine Neigung, Blaulichteinsätze vor Ort zu verfolgen, ist allerdings nicht neu: Jahrelang hörte Wille mit einem Spezialempfänger nachts den Polizeifunk ab, raste zu den Einsatzorten. Bei spektakulären Unfällen, Bränden oder Schießereien alarmierte er Hamburger Polizeireporter und kassierte dafür Info-Honorare. Er galt als clever und zuverlässig. M. genoss die Anerkennung. „Er wollte geschätzt und geliebt werden“, vermutet ein ehemaliger Kumpel.

„Wille konnte auch richtig nett sein“, berichtet ein früherer Freund, der Einzige, der M. vor Gericht nicht nur negativ schil-

lich, der gehört in die Psychiatrie.“ Wie gefährlich Wilfried M. wirklich ist, soll vor Gericht der Hamburger Psychiater Gunther Keck beurteilen. Und auch, ob M., falls er überführt wird, schuldig ist.

Keine leichte Aufgabe. M. weigert sich, mit dem Gutachter zu sprechen. Der muss sich jetzt auf seine Eindrücke beim Prozess, auf Zeugenaussagen und Akteninhalte stützen. Er muss bewerten, wie ernst M.s protokollierte Drohung zu nehmen ist, er werde irgendwann einen „ganz großen Abgang“ hinlegen.

Aufschlussreich sind auch die Fotos von M.s Wohnung – Dokumente eines aus den Fugen geratenen Lebens. Zwar haben Polizisten, die bei der Hausdurchsuchung 132 Schuss scharfe Munition sowie Brandbeschleuniger, Feuerzeuge und Videos von Bränden fanden, das vorhandene Chaos noch verschlimmert. Doch dass in

schen, für seine Bedürfnisse viel zu wenig. Auch deshalb empfindet er die Gefangenschaft als Qual. Im Besuchszimmer sechs klagt er über die Haftbedingungen: Das Essen sei schlecht, „ständig Katastropheneintopf“, die Unterbringung in dem uralten Gemäuer, „dem Drecksloch“, eine Zumutung, die Bediensteten seien oft unfreundlich. „Ja, ich fühle mich beschissen.“

Ob er viel über die Vergangenheit nachdenke? Na ja, die Geschichte mit seinem Sohn, den er lange nicht mehr gesehen habe, der weit weg in einer Jugendeinrichtung lebe, beschäftige ihn schon. Und immer wieder müsse er an die kurze Beziehung zu einer hübschen jungen Polizistin denken, in die er sehr verliebt gewesen sei. Doch die Frau habe sich nach einem Blick in sein Vorstrafenregister von ihm getrennt, weil sie Kar-

der, Mitglied einer Spezialeinheit, schildert als Zeuge detailliert, wie er und andere Kollegen den Verdächtigen M. in der Nacht auf den 28. Dezember 2011 beobachteten, verfolgten und schließlich festnahmen. Der Beamte erinnert sich noch genau an die Uhrzeiten.

22.27 Uhr. M. füllt an einer Tankstelle drei Reservekanister mit Benzin, packt sie in den Kofferraum seines Autos. Kurvt dann mit dem Mercedes stundenlang durch die Hamburger Vergnügungsviertel.

0.40 Uhr. M. fährt zu seiner Wohnung, zieht sich um, trägt jetzt einen Kapuzenpulli. Braust zum Hauptbahnhof, spielt im Auto mit seiner Taschenlampe.

4.00 Uhr morgens. M. lenkt den Mercedes zum Hamburger Stadtteil Marienthal, dreht dort mehrere Runden.

4.15 Uhr. M. stellt das Fahrzeug ab, läuft zu Fuß weg, bleibt 13 Minuten lang unbeobachtet. Die Verfolger wagen sich nicht näher heran, sie fürchten, entdeckt zu werden.

4.28 Uhr. M. kehrt zum Wagen zurück, fährt zügig davon.

4.29 Uhr. In der Straße brennen drei Autos, zwei Mercedes und ein BMW. Meterhohe Flammen erfassen die Äste der Straßenbäume, schwarzer Rauch steigt auf, es stinkt nach verbranntem Gummi.

Kurze Zeit später parkt M. nahe dem Hauptbahnhof, Löschzüge der Feuerwehr rasen in Richtung Brandort vorbei. Während er noch den Einsatz verfolgt, ziehen ihn Männer eines Spezialkommandos aus dem Wagen, werfen ihn zu Boden, fesseln ihn. Er ruft: „Was soll das, ich habe nichts gemacht.“

Die Polizisten finden bei Nichtraucher M. zwei Feuerzeuge, wie schon bei seiner ersten Festnahme im Mai. Einer der Reservekanister ist leer. „Der ganze Kofferraum stank nach Benzin“, erinnert sich der Beamte, darin entdeckt werden auch mit Sprit getränkte Papiertaschentücher und mehrere Dochte.

Wilfried M. rutscht während der Aussage des Polizisten vor Gericht aufgeregt auf seinem Stuhl hin und her, möchte unbedingt etwas fragen, obwohl er doch schweigen soll. Sein Anwalt kann ihn nur mit Mühe bremsen, redet auf ihn ein.

Mit einem Geständnis des Angeklagten rechnet trotz dieses Redebefehls niemand. Bleibt Wilfried M. bei seinem Schweigen, kommt es darauf an, ob sein Verteidiger die Indizien entkräften kann. Anwalt Böhm stützt sich dabei auf das Fehlen von Augenzeugen und auf Lücken in der Beweisführung, etwa den Ausfall eines an M.s Auto platzierten GPS-Senders zum Zeitpunkt einer angeklagten Brandstiftung.

Das Urteil soll voraussichtlich im Herbst gefällt werden. Verteidiger Böhm will zuvor auf Freispruch plädieren. ♦



DER SPIEGEL

Apartment von Wilfried M. nach Razzia: Trampelpfad zur Tür

der Parterre-Unterkunft ein Messie wohnte, wussten in Willes Umgebung alle.

Seine Kleider stapelte M. auf dem Fußboden und dem Sofa, einen Schrank gab es nicht. Gleich daneben wuchsen Berge alter Zeitungen bis zur Decke, entstanden Haufen mit Kassetten und Büchern. „Wille konnte sich von nichts trennen“, erinnert sich ein Bekannter, „zum Schluss führte nur noch ein Trampelpfad zur Tür.“ Das Angebot, ihm beim Aufräumen zu helfen, einmal klar Schiff zu machen, lehnte M. ab.

Schmutzig war die Wohnung aber nicht. M. hasste Dreck, putzte ständig, kämpfte gegen den Staub. Wie unter Zwang wusch er sich dauernd die Hände, badete so oft, dass es selbst seiner damaligen Lebensgefährtin zu viel wurde. „Er hat sich stundenlang geschrubbt“, erzählt sie beim Prozess.

Jetzt, im Untersuchungsgefängnis, kann M. nur dreimal wöchentlich du-

riere machen wollte, das tue ihm noch immer leid. „Das war das Solideste in meinem Leben.“

Seine Aussichten beim Prozess? Die Staatsanwaltschaft habe nichts weiter als ein paar dünne Beweise und Indizien, das sei alles. Im Übrigen: In Berlin habe ein geständiger Brandstifter, der 102 Autos angezündet habe, sieben Jahre bekommen. „Verdammt wenig, oder?“

Der fünfte Verhandlungstag läuft nicht gut für Wilfried M. Zunächst beschwert er sich wie vor jedem Termin über die lange Wartezeit in der stickigen, überheizten Vorführzelle: „Diese Schwitzkur ist unerträglich, soll das der Wahrheitsfindung dienen?“ Und wie stets geht die Kammervorsitzende Ulrike Taeubner höflich, aber bestimmt zur Tagesordnung über: „Trinken Sie ein Glas Wasser, das hilft immer. Und beruhigen Sie sich.“

Was folgt, sorgt vor allem bei M.s Verteidiger für Unruhe. Ein 43-jähriger Fah-



Teilnehmer bei Schlachtvorbereitungen auf dem Drachenfest in Diemelstadt: Räuber und Gendarm für Fortgeschrittene

D. GROSSMAN / DER SPIEGEL

HOBBYS

Wirklichkeit, weiche!

Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt: Mehr als 4000 Darsteller versammeln sich jedes Jahr auf einer hessischen Wiese zu einem improvisierten Historientheater.

Rechts und links vor den Säulen schießen Feuerbälle in den Nachthimmel, es knistert und kracht, die Menge jöhlt. Kettenhemden rasseln, Metallfäuste recken sich nach oben, der rote Vorhang öffnet sich. Über den Donner erhebt sich eine dunkle Stimme. „Ich rufe in diesen Kreis, um sich dem Streit zu stellen: den, dessen Wort der Anfang ist. Den, in dessen Herz die Gnade regiert. Den, in dessen Schwert der Zorn herrscht. Ich rufe den Silbernen Avatar.“ Eine Frauengestalt tritt aus dem Schatten, hinein in den tosenden Halbkreis. Ihr Diadem funkelt.

An dem, was sich einmal im Jahr auf einem hessischen Höhenrücken zu trägt, hätte der „Herr der Ringe“-Autor J. R. R. Tolkien vermutlich seine Freude gehabt. Rund 4500 Fantasy- und Mittelalterbegeisterte erschaffen für sechs Tage eine magisch-mystische Parallelwelt. Ende Juli, wenn einem auf der A 44 zwischen Dortmund und Kassel Elfen hinter dem Steuer begegnen, spielen sie bei Diemelstadt das Drachenfest, ein sogenanntes Live Action Role Playing auf knapp 40 Hektar.

Live Action Role Playing, kurz Larp, ist eine Fortsetzung des Kindseins im an-

deren Rahmen, eine Art Räuber und Gendarm für Fortgeschrittene. Die Teilnehmer übernehmen auf dem Drachenfest eine von ihnen selbst gewählte Rolle mit Fantasy- oder Mittelalterbezug. Das Drehbuch schreibt der Zufall, die Phantasie des Einzelnen, die Interaktion mit den anderen.

Es ist improvisiertes Historientheater, bei dem es kaum eine vorgegebene Handlung gibt – die Hobbyschauspieler entscheiden selbst über Tun und Lassen. Ein Richter wird auf dem Acker zu Diemelstadt zum Magier, die Kassiererin mimt eine holde Maid, der Bankkaufmann gibt den Barbaren. Jeder Teilnehmer bastelt sich nicht nur das Kostüm, sondern auch einen Lebenslauf für seine Rolle. Wenn Figuren, auch Charaktere genannt, dann aufeinandertreffen, ist vom Faustkampf bis zur Eheschließung alles möglich.

Die Gegenbewegung zum profanen Alltag, ein Second Life, das wirklich was mit Leben zu tun hat, kommt aus England; Anfang der neunziger Jahre erreichte sie Deutschland und gewinnt seither ständig Anhänger dazu. Das Drachenfest in Hessen gilt vielen Larpern inzwischen

als Mekka. Sie pilgern aus Spanien, Russland, Australien und weiteren 25 Ländern zu dem Gelände, auf dem sonst nur Kuhfladen herumliegen und rein gar nichts passiert.

Ein ausgetüftelter Erzählstrang gibt dem Fest Struktur: Es geht um Drachen als Herrscher der Welt, zerstörerische Kriege, die zum Weltuntergang führen, und den Glauben an das Gute, den die Drachen trotzdem behalten haben. Am Ende liefert die verschnörkelte Legende einfach den Vorwand für eine Mixtur aus Schlachten, Kämpfen und Versöhnungen.

Der Silberne Avatar ist das irdische Abbild der Drachen, eine der mächtigsten Figuren. Er entscheidet, welche Abtrünnigen ins Jenseits befördert werden, wer zur Hochzeit eine kostbare Avatar-Träne bekommt. Der Silberne Avatar trägt ein helles Kleid mit imposanter Schulterkonstruktion, er wird von Selda Karakaya gespielt. Seit 2008 hat sie einmal im Jahr ihren großen Auftritt – auf dem Drachenfest.

Wenn sie als Avatar keine Todesurteile fällt, sitzt sie im Büro eines Heizgeräteherstellers in Bergheim. Ihre dunklen Locken fallen lose auf ihren Blazer, ihre Hände halten eine Teetasse umschlossen. Die 37-Jährige weiß, dass ihr Hobby für Außenstehende skurril wirken mag. Als eine Freundin im Internet auf Bilder der kostümierten Selda stieß, kam sofort die Frage: „Bist du in einer Sekte?“ Das ist sie nicht, sie will sich nur einen Teil ihres Lebens ganz frei von Effizienz und Vernunft erhalten.

Auf dem Drachenfest wird der Chefsekretärin und Fachfrau für Heiztechnik

Wein in Gläsern gereicht, in die ihr Wappen eingraviert ist. Eine Hundertschaft von Zaubergestalten und Fantasy-Charakteren verehrt Avatar Selda, jeder von ihnen ist bereit, sein Leben auf dem Schlachtfeld für sie zu lassen. Ihr zu Ehren wurde in Diemelstadt ein Tempel errichtet, ein Schrein zeigt ihr Porträt.

Der Ruhm des Silbernen Avatars beschränkt sich längst nicht mehr auf die Fantasy-Welt. Wenn Selda Karakaya nach acht Stunden im Büro in ihre Kölner Wohnung zurückkehrt, gibt sie in Internetforen noch Tipps rund ums Larp und weiht Novizen in die Geheimnisse des guten Spiels ein. Als Avatar ist sie in ganz Deutschland bekannt.

„Selda? Klar weiß ich, wer Selda ist.“ Eigentlich findet der Berliner Fabian Schwarze, dass die Avatarrolle besser zu Männern passt. Doch Selda nimmt er ernst, auch wenn viele ihrer Zauberformeln, die sie so gekonnt vorträgt, auf Türkisch gemurmelt Gedichte sind.

Fabian Schwarze ging schon als kleiner Junge mit seinem Vater auf Mittelaltermärkte. In der Schweiz lernte er dann Larp kennen. Sein Larp-Charakter heißt Faren Otharson, er ist der Sohn des Dorfältesten und als Jäger über die Lande gezogen. Bis er auf einer Lichtung einen grünen Schein erblickte. Dort stand der Grüne Avatar und heilte ein Reh. Diese lichte Gestalt schickte Faren Otharson Visionen vom Drachenfest und eine magische Feder als Transportmittel. „Die Geschichte ist mir nach den ganzen Filmen und Büchern einfach so gekommen“, sagt der 17-Jährige. Auf dem Drachenland zu Diemelstadt braucht Fabian allerdings ein paar Stunden, um eins zu werden mit seiner Rolle.

Leider lauert überall, selbst in Nordhessen, die irdische Moderne und stört die Mittelalter-Phantasie: Wenn Fabian alias Faren abends zum Duschen mit dem Handtuch übers Feld läuft, erinnert die Szene mehr an normales Camping als an eine abenteuerliche Drachenwelt. Dann sieht er eher aus wie der gute Schüler, der Richtung Abitur strebt, seit mehr als zwei Jahren dieselbe Freundin hat und seine Zukunft am Fachbereich BWL der Uni Greifswald sieht. Ein ziemlich normales erstes Leben also.

Für das Leben als Larp-Charakter hat Fabian Schwarze die Erträge mehrerer Geburtstage und Weihnachtsfeste investiert: 1000 Euro kostete sein Kostüm



Avatar Karakaya, Jäger Schwarze: „Bist du in einer Sekte?“

keinen Job gefunden, sie hatte ihr Studium für Tochter Melva abgebrochen. Der Ausflug nach Diemelstadt war der erste gemeinsame Urlaub mit Zeltkomfort statt all-inclusive auf Mallorca und genau das Richtige. Marco sagt: „Larp ist für uns auch immer ein Stück Urlaub von uns selbst.“ Nach ein paar Tagen würde der Alltagstrott ihn selbst am entlegensten Sandstrand einholen, meint der Berliner. Vor sich selbst könne man nicht fliehen – aber als neuer Charakter spielerisch Abstand von der Wirklichkeit gewinnen.

Vor gut zwei Jahren hat Marco Höppner sein eigenes Unternehmen Mithril Armoury gegründet. Mithril ist das sagenumwobene Material aus Tolkiens Roman, das leichter ist als Seide und härter als Stahl. Auf Ebay oder bei Firmenaufösungen besorgten Marco und Nicole sich diverse Gerätschaften, darunter Spezialwerkzeug aus einer historischen Kupferschmiede. 600 Euro kosten Torso und Schultern einer Rüstung bei Mithril Armoury, manche Konkurrenten berechnen das Zehnfache.

Doch Marco ist neu am Markt und will deshalb noch nicht mehr Geld verlangen. Anfangs interessierten sich nur Drachenfest-Bekanntschäften für seine Rüstungsteile, nun erreichten ihn auch begeisterte E-Mails von Fremden. „Wir sollten alle unsere Rüstungen edoisieren“, heißt es mittlerweile auf dem Drachenfest. Abgeleitet ist der Slogan von Marcos Charakternamen E Moran. Wenn sich der Name als Oberbegriff verselbständigt, sollten es die beiden Schmiede geschafft haben.

Marco denkt über eine Spezialisierung auf leichte Aluminiumrüstungen nach, damit auch noch Larp-Fans Ritter spielen können, die sich ihren Rücken am Schreibtisch ruiniert haben. Eine Rüstung wiegt etwa 30 Kilogramm, und wer es an der Bandscheibe hat, muss sich bislang mit einer Figur ohne Rüstung begnügen, etwa einen Knecht oder eine Magd spielen.

Manchmal allerdings versagen auch Marcos Qualitätsrüstungen: Er selbst ist schon etliche Male durch Klängen seiner Gegner im Kampf gestorben. Doch auch für diesen Fall sieht die Drachenfest-Dramaturgie einen Ausweg vor: Die Seele eines jeden Hingeschiedenen durchwandert den Limbus, ein abgestecktes Wiesenstück – und kehrt von dort ins Leben und zur Schlacht zurück.

inklusive Pfeil, Bogen und Lederrüstungen.

Eigene Hersteller produzieren Polsterwaffen aus Latex oder Schaumstoff und Zubehör. Ganze Rüstungen werden handgehämmert. Von Marco Höppners und Nicole Meyers Händen zum Beispiel.

Das Paar betreibt im Berliner Ortsteil Weißensee eine Larp-Schmiede. Wenn Selda Karakaya nach dem Drachenfest wieder an ihrem Schreibtisch Platz nimmt und Fabian Schwarze in seinem Biologieleistungskurs büffelt, steigen Marco, 30, und Nicole, 27, hinab in einen ehemaligen Luftschutzkeller. Dort schmieden sie Rüstungen.

2009 waren Marco und Nicole gemeinsam aufs Drachenfest gegangen, in Gestalt der dunklen Ritter E Moran und Nujala. Er hatte nach der Fachhochschule

FOTOS: DAMILIA GROSSMAN / DER SPIEGEL

ANNA ROSA ECKERT

ITALIEN

INHALT

IN DER SCHULDENFALLE

Die alte Politikerkaste gefährdet die Reformen 42

SPIEGEL-GESPRÄCH

Premierminister Mario Monti fordert gemeinsame Anstrengungen der Euro-Mitglieder bei der Rettung ihrer Währung 44

ALTA MODA

Die exzentrischen Kollektionen der Frau Dr. Prada 47

GENERATION DER VERLIERER

Mit Diplom und Laptop ins Ausland 48

SPIEGEL-ESSAY

Der Schriftsteller Andrea De Carlo über Klischees diesseits und jenseits der Alpen 52

ERFOLGREICHER NORDEN

Der Kaffeekönig aus dem Veneto 54

MARODE BANKEN

Die Wohltäterin von Siena 56

COMEBACK

Berlusconi hofft auf eine vierte Wiederwahl 60



Die Episode Monti

Von den Ländern des Südens hat Italien die besten Möglichkeiten, sich selbst aus der Schuldenkrise zu befreien. Aber nicht, wenn der Riege der alten Politiker ein Comeback gelingt.

Er ist zurückgetreten, die Märkte und die Richter haben ihn dazu gezwungen. Raffaele Lombardo, der Präsident der Region Sizilien, musste sein Amt aufgeben, weil er wegen Verbindungen zur Mafia angeklagt ist und weil seine Insel kurz vor der Pleite steht. Der italienische Premierminister Mario Monti hatte ihn dazu aufgefordert.

Im mittelalterlichen Normannenpalast im Herzen von Palermo, in dem einst der Stauferkaiser Friedrich II. groß und mächtig wurde, herrschte eine autonome Regierung mit einem Hang zu Verschwendungssucht, Klientelismus und Mafia-Kontakten, die einen Schuldenberg von 5,4 Milliarden Euro vor sich herschob und fünfmal mehr Staatsdiener bezahlte als die weitaus produktivere Lombardei.

Ob die Regierung in Rom neben den nationalen Schulden nun auch noch Siziliens Verbindlichkeiten schultern kann, ist ungewiss. Ob es weitere Siziliens im Land gibt, die gerettet werden müssen, ebenso. Das Ganze scheint ein weiteres Symptom der italienischen Krankheit zu sein.

Ministerpräsident Monti ist ein ruhiger Mann. Als aber im Rahmen eines SPIEGEL-Gesprächs (siehe Seite 44) das Wort „italienische Krankheit“ fällt, fährt er auf. Entschieden verbittet er sich diese Bezeichnung: „Nein, nein, nein. Das ist ein Begriff aus der Vergangenheit.“ Auf sein Land passe er nicht mehr, „zumindest nicht in Bezug auf unseren Staatshaushalt“. Der soll schon im nächsten Jahr ausgeglichen sein.

Kann Mario Monti, der grundsolide Wirtschaftsprofessor und ehemalige EU-Wettbewerbskommissar ein solches Versprechen halten? Bei einer Staatsverschuldung von 120 Prozent, bei einer Wirtschaftsleistung, die in diesem Jahr wohl um zwei Prozent schrumpfen wird, bei den horrend hohen Zinsaufschlägen,

die Italien für seine Staatsanleihen zahlen muss?

Dabei ist die Rezession nicht einmal das drängendste Problem Italiens. Das Land muss auch nicht so hohe Zinsaufschläge zahlen, weil es arm wäre. Im Gegenteil: Es gibt große Vermögen, der Norden des Landes gehört zu den produktivsten industriellen Regionen Europas. Woran also liegt es, dass in Europa die Angst umgeht, eines Tages könne auch Italien sich nicht mehr selbst finanzieren?

Es liegt nach wie vor daran, dass das Sehnsuchtsland der Deutschen mit politischen und wirtschaftlichen Strukturen kämpfen muss, die das Wachstumspotential der Wirtschaft behindern. Sicher, die Technokraten-Regierung des Ökonomen Monti hat Staatsausgaben gesenkt, erste Ansätze zur Liberalisierung des Arbeitsmarkts in Gang gebracht, das Rentenalter heraufgesetzt.

Aber die Episode Monti wird im Frühjahr beendet sein, wenn die nächste Parlamentswahl ansteht. Dann werden auch die alten Politiker wieder in vorderster Reihe stehen, dazu die neuen Populisten: Silvio Berlusconi, die zerstrittene Linke und der Komiker Beppe Grillo. Dann könnten, ein wenig so wie vor der Wahl in Griechenland, nationale Töne lauter werden, und im Land der bisherigen Mustereuropäer könnte das Geschimpfe auf Europa zunehmen.

Noch traut sich niemand, die Reformen der regierenden Technokraten zu blockieren. Bislang haben die drei Parteien, die Monti stützen, ihm verlässlich die Mehrheit verschafft.

Aber seine Popularität sinkt, was die Rückkehr instabiler Verhältnisse nach der Wahl leider wahrscheinlicher macht. Er selbst fürchtet das, und er ist der Erste, der das auch zugibt. Angesichts anhaltender Schwierigkeiten, sagt er, sei so etwas „normal“.



ALESSANDRO BIANCHI / REUTERS

„Eine Front zwischen Nord und Süd“

Ministerpräsident Mario Monti, 69, klagt, dass die Staatenlenker des Kontinents zu wenig tun, um die Erosion Europas aufzuhalten. Er fordert mehr Gemeinsamkeit.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, wieder einmal ist der Euro in großer Bedrängnis, die Stimmen werden lauter, die von einem Auseinanderbrechen sprechen. Haben Sie Ihren Sommerurlaub schon abgeschlossen?

Monti: Ich habe nur sechs Tage, und ich hoffe, dass die nicht flachfallen. Dennoch blicke ich einigermaßen gelassen auf den Sommer. In Bezug auf Griechenland gibt es natürlich noch ein Risiko ...

SPIEGEL: ... weil die Zahlungsunfähigkeit unausweichlich scheint ...

Monti: ... aber nach langer Vorbereitung haben wir auf dem jüngsten Brüsseler Gipfel Ende Juni insgesamt gute Ergebnisse erzielt, die den Märkten eine bessere Einschätzung ermöglichen sollten, wie solide die Euro-Zone wirklich ist.

SPIEGEL: Die haben aber nicht geholfen, den Druck auf Italien und Spanien zu verringern. Vorige Woche kündigte EZB-Chef Mario Draghi die grundsätzliche Bereitschaft der Europäischen Zentralbank an, womöglich gemeinsam mit den europäischen Rettungsschirmen Staatsanleihen von Schuldnerländern zu kaufen, allerdings erst in unbestimmter Zukunft. Sind Sie enttäuscht von der Zögerlichkeit der Bank?

Monti: Ich kann die Aussage der EZB, dass der Markt für Staatsanleihen im Euro-Raum „schwer gestört“ ist, nur begrüßen. Richtig ist auch, dass einige Länder „außerordentlich hohe“ Kosten tragen müssen, um ihre Schulden zu finanzieren. Das ist genau das, was ich seit langer Zeit sage. Es ist doch offensichtlich, dass sich die Banken hinter ihre nationalen Grenzen zurückziehen und es so noch schwerer für solche Länder machen, die unter den Zweifeln der Märkte leiden. Diese Probleme müssen jetzt schnell gelöst werden, damit es keine weitere Unsicherheit über die Fähigkeit der Euro-Zone geben kann, mit der Krise fertig zu werden.

SPIEGEL: Glauben Sie nicht, dass genau diese Lösung über die EZB die betroffenen Länder vom Zwang befreien würde, ihre Staatshaushalte in Ordnung zu bringen?

Monti: Nein. Wenn Sie die Auflagen der europäischen Rettungsschirme lesen würden oder auch nur die EZB-Erklärung vom vorigen Donnerstag, müssten Sie zugeben, dass solche Sorgen unbegründet sind. Das ist genau das Misstrauen, das uns in dieser Krise daran gehindert hat, einen klaren Lösungsweg einzuschlagen. Wir müssen das schnell überwinden und wieder anfangen, einander zu vertrauen.

SPIEGEL: Gibt es denn Grund dafür?

Monti: Das glaube ich schon. Italiens gegenwärtige Regierung hat dafür gesorgt, dass das Haushaltsdefizit schnell zurückgefahren wird, und hat Strukturreformen durchgeführt, die das Wachstumspotential stärken. Trotz beachtlicher Opfer haben die Italiener diesen Kurs akzeptiert.

SPIEGEL: Gegen die EZB-Pläne, Staatsanleihen aufzukaufen, gibt es viel Protest in Deutschland. Können Sie nicht verstehen, dass diejenigen, die für die Bank geradestehen sollen, davor zurückschrecken, Garantien in unbegrenzter Höhe zu übernehmen?

Monti: Die Entscheidungen, vor denen Deutschland jetzt steht, sind nicht einfach, und ich verstehe die Schwierigkeiten, die deutsche Politiker gerade durchmachen. Um innerhalb einer gemeinsamen Währung handlungsfähig zu bleiben, hätten alle Länder Reformen durchführen und ihre Haushalte so gestalten müssen, dass sie nicht zur Last für andere werden. Deshalb sind die bereits realisierten Fortschritte so wichtig, um die Haushaltsdisziplin sicherzustellen – wie etwa mit dem Fiskalpakt.

SPIEGEL: Das hat dem Euro bislang nicht geholfen.

Monti: Wir haben alle Fehler gemacht, schon bei der Gestaltung des Euro, schon in seiner frühen Phase, als etwa Frankreich und Deutschland 2002 und 2003 gegen die Auflagen des Stabilitäts- und Wachstumspakts verstießen und so für andere ein schlechtes Vorbild wurden. Wir müssen jetzt eine verantwortungsvollere Währungsunion schaffen.

SPIEGEL: Genau dafür hat man Sie gerufen. Immerhin ist Italien inzwischen wieder ein wichtiger Mitspieler in Europa.

Monti: Für einige Jahre hatten wir offenbar keine zentrale Rolle. Ich denke, es ist völlig normal, dass die drittgrößte Wirt-

schaftsmacht der Euro-Zone wieder aktiver wird, wenn es darum geht, bei Gemeinschaftsentscheidungen einen Konsens herbeizuführen.

SPIEGEL: Ihre Treffen mit dem französischen Präsidenten François Hollande und dem spanischen Premier Mariano Rajoy in der vergangenen Woche wecken aber eher den Verdacht, es gehe darum, ein Bündnis des Südens zu schmieden, um stärker gegen die Forderungen aus dem Norden auftreten zu können.

Monti: Zwischen den beiden Treffen war ich auch in Finnland. Dort habe ich von allen drei Ländern die meiste Zeit verbracht. In diesem Fall geht es nicht um Nord und Süd, es geht um die Währung von 330 Millionen Europäern. Je geschlossener wir handeln, desto schneller finden wir zurück auf einen sicheren Weg, mit weniger Kosten für alle. Gerade habe ich mit Kanzlerin Angela Merkel telefoniert, die mich für Ende August nach Berlin eingeladen hat.

SPIEGEL: Generell scheint das Verhältnis von Italienern und Deutschen derzeit allerdings eher getrübt zu sein. Es wird viel über die Härte, die Arroganz der Deutschen geklagt. Wie erklären Sie diese Stimmung?

Monti: Das hat mich in den vergangenen Monaten in der Tat sehr beunruhigt, und ich habe Kanzlerin Merkel über die wachsenden Ressentiments hier im Parlament berichtet – gegen die EU, gegen den Euro, gegen die Deutschen und manchmal auch gegen die Kanzlerin selbst. Das ist aber ein Problem, das weit über das Verhältnis von Deutschland und Italien hinausgeht. Die Spannungen, die in den letzten Jahren die Euro-Zone begleiten, tragen bereits die Züge einer psychologischen Auflösung Europas. Wir müssen hart daran arbeiten, das einzudämmen. Wenn wir Europa mit einer Kathedrale vergleichen, dann ist der Euro ihr bisher perfektester Turm.

SPIEGEL: Von dem wir leider fürchten müssen, dass er demnächst einstürzt.

Monti: Wenn der Euro zu einem Faktor des europäischen Auseinanderdriftens werden sollte, dann sind die Grundlagen des Projekts Europa zerstört. Deswegen ist es die vorrangigste Aufgabe der Staatführer, ihren Landsleuten die wirkliche



Krisen-Premier Monti

IMAGO

Lage Europas zu erklären und nicht den alten Vorurteilen nachzugeben. **SPIEGEL:** Glauben Sie, dass diese Aufgabe noch lösbar ist? In ganz Europa hat die Euro-Krise nationale Vorurteile geweckt.

Monti: Ja, und in diesem Bereich gibt es auch eine Frontstellung zwischen Nord und Süd, es gibt wechselseitige Vorurteile. Das ist sehr beunruhigend, und das müssen wir bekämpfen. Ich bin sicher, dass die meisten Deutschen eine instinktive Sympathie für Italien haben, wie auch die Italiener die Deutschen für ihre zahlreichen Qualitäten bewundern. Ich habe aber auch den Eindruck, dass die Mehrheit der Deutschen glaubt, Italien habe bereits finanzielle Hilfe von Deutschland oder der Europäischen Union erhalten, was einfach nicht der Fall ist. Nicht einen einzigen Euro.

SPIEGEL: Wie würden Sie einem deutschen Kleinunternehmer, der mit seinen Steuern schon für die diversen Rettungspakete haftet, erklären, dass er indirekt – über die Europäische Zentralbank – für die Sanierung einer Pleitebank in Siena bürgt?

Monti: Ich würde versuchen, ihm zu erklären, dass die Wirklichkeit zuweilen ganz anders aussieht als die Vorstellung, die man von ihr hat. Die Wirklichkeit ist nämlich auch, dass Italien im Verhältnis zu seiner wirtschaftlichen Größe mehr oder weniger den gleichen Prozentsatz an Hilfe für Griechenland, Irland, Portugal und neuerdings den Bankensektor Spaniens aufgebracht hat wie Deutschland. Aber sehen Sie sich einmal den Nettonutzen dieser Hilfe an.

SPIEGEL: Sie meinen, die Hilfe für die Schuldnerstaaten kommt Deutschland auch zugute?

Monti: Vieles, was Deutschland und Frankreich für die Rettung Griechenlands getan haben, hilft auch deutschen und französischen Banken, die lange große Gläubiger von Griechenland und von griechischen Banken waren. Das trifft dagegen auf Italien praktisch überhaupt nicht zu. So betrachtet hat Italien bisher nicht nur keine Hilfe erhalten, sondern hat, wenn man den Nettorückfluss ins eigene Land einbezieht, mehr ausgegeben als Frankreich oder Deutschland. Unsere Staatsverschuldung beträgt dieses Jahr 123,4 Prozent unseres Bruttoinlandsprodukts. Ohne die Hilfszahlungen wären das 120,3 Prozent. Das würde ich dem deutschen Kaufmann erklären.

SPIEGEL: Und Sie glauben, dass er Ihnen das abnehmen würde?

Demonstranten in Rom



MASSIMO FERROSSI / DPA

Monti: Ich würde ihm erklären, dass Deutschland ja auch davon profitiert, dass die Bundesrepublik Staatsanleihen zu so niedrigen, manchmal sogar zu negativen Zinsen ausgeben kann. Da wirkt sich natürlich das Risiko eines Zerfalls der Euro-Zone aus. Auf diese Weise subventionieren die hohen Zinsen, die Italien derzeit zahlen muss, die niedrigen, die Deutschland zahlt. Ohne dieses Risiko lägen die Zinsen für deutsche Staatsanleihen auch etwas höher. Und außerdem: Niemand kann leugnen, dass Deutschland, eben weil es groß, so produktiv und so effizient ist, auch der größte Nutznießer des gemeinsamen Marktes ist.

SPiegel: Sind Sie sicher, dass ein Auseinanderbrechen der Euro-Zone noch aufzuhalten ist?

Monti: Ja, das ist noch möglich, aber es fällt nicht einfach vom Himmel.

SPiegel: Mit dem Prinzip, die Probleme in immer mehr Geld zu ertränken, geht es erkennbar auch nicht. Das schafft für ein paar Tage Atemluft, dann wächst der Druck an den Finanzmärkten wieder. Kann man diesen verhängnisvollen Zirkel durchbrechen?

Monti: Ja.

SPiegel: Ohne ständig neues Geld hinterherzuwerfen?

Monti: Richtig, das darf nicht sein. Es wäre schon hilfreich, wenn die Kommunikation nach den Entscheidungen der Euro-Zone verbessert würde.

SPiegel: Es geht um Schuldenberge, nicht um Pressekonferenzen.

Monti: Aber es gibt eben diese Pannen nicht völlig deckungsgleicher Informationen, die zu neuer Unruhe an den Mär-

ten führen. Viel ernster ist jedoch, dass es ein paar Länder gibt – und die liegen nördlich von Deutschland –, die jedes Mal, wenn wir im Rat einen Konsens erreicht haben, ein, zwei Tage später Dinge sagen, die diesen Konsens wieder in Frage stellen.

SPiegel: Sie meinen jetzt die Finnen neben anderen?

Monti: Ich kann verstehen, dass sie auf ihre Parlamente Rücksicht nehmen müssen. Aber ein Parlament und ein Verfassungsgericht gibt es schließlich in jedem Land der Europäischen Union. Und natürlich muss sich jede Regierung nach den Entscheidungen des Parlaments richten. Aber jede Regierung hat auch die Pflicht, das Parlament zu erziehen. Hätte ich mich ganz mechanisch an die Vorgaben meines Parlaments gehalten, hätte ich den Beschlüssen des jüngsten Brüsseler Gipfels nicht zustimmen können.

SPiegel: Warum nicht?

Monti: Ich hatte den Auftrag erhalten, auf dem Gipfel Euro-Bonds durchzusetzen. Wenn sich Regierungen vollständig durch die Entscheidungen ihrer Parlamente binden ließen, ohne einen eigenen Verhandlungsspielraum zu bewahren, wäre das Auseinanderbrechen Europas wahrscheinlicher als eine engere Integration.

SPiegel: Silvio Berlusconi brüstet sich damit, den Kommunismus in Italien bekämpft zu haben. Als was möchten Sie im Gedächtnis der Italiener und Europäer bleiben?

Monti: Wenn alles nach Plan läuft, werde ich bis April 2013 im Amt bleiben und hoffe, dass ich bis dahin Italien vor dem

finanziellen Ruin retten kann, und zwar mit der moralischen Unterstützung einiger europäischer Freunde, Deutschland vornan. Aber ich sage ganz deutlich: moralische Unterstützung, nicht finanzielle. Und schließlich hoffe ich, dass Italien für Beobachter von außen einfach ein bisschen langweiliger wird. Wenn Deutschland und andere Staaten interessiert daran sind, dass die gegenwärtige Politik in Italien eine Zukunft hat, dann ...

SPiegel: ... sollten sie Italien mehr entgegenkommen?

Monti: Noch mal, nicht mit Finanzhilfe. Aber sie sollten jenen Staaten in der Euro-Zone etwas mehr Spielraum lassen, die den europäischen Vorgaben am genauesten folgen.

SPiegel: Ihr Verhältnis zu Angela Merkel, die viele zur Verliererin des letzten Gipfels gestempelt hatten, ist aber wieder im Lot?

Monti: Wir pflegen ein sehr freundschaftliches, herzliches Verhältnis. Wir kennen uns seit vielen Jahren, und ich habe mich über die Anerkennung sehr gefreut, die ich sowohl von der Kanzlerin als auch von Finanzminister Wolfgang Schäuble für die Fortschritte der italienischen Politik erhalten habe.

SPiegel: Als Ihr Vorgänger Berlusconi vor wenigen Wochen für sich reklamierte, er habe ein herzliches Verhältnis zur Kanzlerin, hat sie das umgehend dementieren lassen.

Monti: Dann können wir ja jetzt in Ruhe abwarten, ob es wieder ein Dementi gibt.

SPiegel: Herr Ministerpräsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Frau Dr. Prada

Die Designerin Miuccia Prada und ihr Mann Patrizio Bertelli führen eines der erfolgreichsten Unternehmen Italiens. Eigensinnig definieren sie, was als modern gilt.

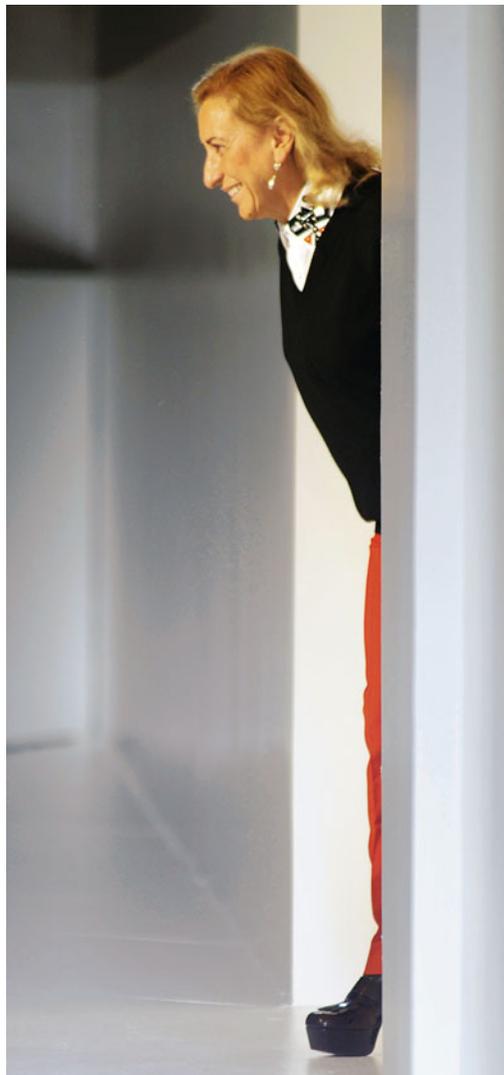
Wenn sich Miuccia Prada nach ihren Modeschauen dem Publikum zeigt, trägt sie meist ein schüchternes Lächeln. Nur kurz schaut sie dann aus den Kulissen hervor, um den Applaus entgegenzunehmen, gerade lang genug, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Miuccia Prada ist eine Designerin mit Dokortitel. Bis heute soll sie weder mit Stift oder Zeichenblock gearbeitet noch eine Schere zur Hand genommen haben. Miuccia Prada entwirft mit Worten, ihre Mitarbeiter verwandeln diese in Skizzen. Dennoch ist die Italienerin die einflussreichste lebende Modemacherin der Welt, stilprägend wie einst Christian Dior oder Yves Saint Laurent. Und selbst in Italien, dem Krisenland, in dem es noch immer klingende Namen wie Giorgio Armani und Valentino gibt, gilt sie als unangefochtene Meisterin des klugen Understatements. Ihre Biografie führte nicht auf direktem Weg dorthin.

In den späten sechziger Jahren studierte Prada politische Wissenschaften und promovierte. Sie engagierte sich in der feministischen Gruppe der Kommunistischen Partei, und als ob das für eine künftige Modedesignerin noch nicht ungewöhnlich genug wäre, ging sie Anfang der Siebziger ans Piccolo Teatro von Giorgio Strehler in Mailand. Fast sechs Jahre lang gehörte sie zu dessen Ensemble.

Seit einem Vierteljahrhundert wird die internationale Mode also geprägt von einer Italienerin, die Pantomime lernte und die dem Magazin „The New Yorker“ sagte, Mode sei etwas, das einen nicht mehr als zehn Minuten am Morgen beschäftige.

Von Anfang an haftete Miuccia Pradas Entscheidungen etwas Eigensinniges an. Ihr Großvater Mario Prada hatte ein exklusives Lederwarengeschäft gegründet, mit Sitz in der berühmten Mailänder Einkaufspassage Galleria Vittorio Emanuele II. Als Miuccia das Unternehmen 1977 übernahm, entwarf sie schwarze Nylontaschen und Rucksäcke aus dem Material, das die Firma bis dahin zur Verpackung der Lederartikel verwendet hatte. Die Verweigerung des Erwartbaren prägt bis heute ihre Entwürfe. Es gibt



Präsentation von Kollektionen 2012, Modemacherin Prada

nicht viele Interviews mit der Designerin, aber wenn sie sich zu Wort meldet, dann spricht sie davon, wie sehr es ihr anfangs widerstrebt, in die Mode zu gehen, in dieses so oberflächliche, so wenig intellektuelle Geschäft.

Fast zwangsläufig befreite Miuccia Prada die italienische Mode von allem Goldglänzenden und Aufgedonnerten. Mit guten Schnitten und ungewöhnlichen Details prägte sie einen avantgardistischen Stil. Und eroberte jene Frauen, die sich wie sie von traditionellen Rollenbildern emanzipieren wollten. Doch der Weg zur Emanzipation ist selten ein gerader, und Pradas Kreativität liegt darin, die Zweifel und die Zerrissenheit sichtbar zu machen, die ihn begleiten.

Ende der siebziger Jahre hatte sie auf einer Messe Patrizio Bertelli kennengelernt, der eine Lederwarenfabrik in der Toskana besaß. Heute leitet Bertelli die weltweit agierende Prada Group, er ist CEO, alleiniger Geschäftsführer. Im Juni 2011 ging das Unternehmen, nach mehreren geplatzten Versuchen, in Hongkong an die Börse. Bertelli platzierte 16,5 Prozent der Aktien für rund 1,5 Milliarden

Euro. Möglich wurde dieser Schritt, weil die Prada Group im Geschäftsjahr 2010 mitten in der Finanzkrise ihren Umsatz auf gut zwei Milliarden Euro steigerte. Der Nettogewinn betrug rund 250 Millionen Euro.

Kurz nach ihrer Bekanntschaft beauftragte Prada Bertelli mit der Produktion des schwarzen Nylonpäckes, sie versachlichte das Logo ihres Großvaters und war mit dem überraschend großen Verkaufserfolg eigentlich zufrieden.

Doch schon bald schlug Bertelli ihr vor, auch Schuhe zu entwerfen. Sie zögerte. Er drohte, einen zusätzlichen Designer zu engagieren. Da übernahm sie die Aufgabe lieber selbst und hatte damit den nächsten großen Erfolg. Einige Jahre später bat Bertelli sie, es mit einer Damenskollection zu probieren. Die Einzelhändler, die sich mittlerweile um Prada-Schuhe und -Taschen rissen, verpflichtete er, auch Teile dieser Kollektion abzunehmen. 1987 heirateten Prada und Bertelli.

Miuccia Pradas Mode ist viel beschrieben worden, oft als „ugly chic“, weil die Entwürfe der Designerin stets eine Sexiness verweigern, die den Körper zur Schau stellt und die Frau auf ihre

FMDPHOTOS/SIPA PRESS (L.); MASSIMO PROCOPIO/SPLASH NEWS/CORBIS (O.); WWD/CONDE NAST/CORBIS (R.)

physischen Aspekte reduziert. Pradas Mode scheint Launen zu entspringen. Launen, die wenige Monate später die ganze Welt trägt, wenn nicht als Original, dann als Kopie von Zara oder H&M. Ihre Entwürfe können von Saison zu Saison grundverschieden sein, für den Sommer 2012 entwarf sie plissierte Röcke in Sorbet-Tönen, für den Winter schwere, wadenlange Westen und Mäntel in dunklen Farben, die zu knöchellangen Hosen kombiniert werden. Doch es gibt Themen, die wiederkehren: Anleihen von Uniformschnitten, Ornamente aus Strass und Plexiglassteinen sowie krude Muster, die an altmodische Tapeten erinnern.

Es ist, als ob Miuccia Prada sich selbst geschworen hätte, ihren Eigensinn nicht verkümmern zu lassen und die Grenzen dessen zu ignorieren, was herkömmlich als schick gilt. Rätselhaft bleibt, wie die Marke Prada auf diese Weise so unglaublich erfolgreich werden konnte. Den größten Teil des Gewinns macht das italienische Unternehmen im asiatisch-pazifischen Raum. Natürlich ist das auch Bertellis unternehmerischem Geschick zu verdanken, aber längst umgibt das Label eine Aura von Modernität, die sich nicht abzunutzen scheint. In Italien, dem Land der antiken Ruinen, sind die Entwürfe der Modemacherin und promovierten Politologin Miuccia Prada zum Maßstab der ästhetischen Moderne geworden.

Dabei wird sie nicht müde zu betonen, dass Mode keinesfalls mit Kunst gleichzusetzen sei. Mode sei vor allem ein Geschäft, so die Kunstliebhaberin, die mit ihrem Mann eine der bedeutendsten italienischen Sammlungen moderner Kunst besitzt, die Fondazione Prada. Schon in den neunziger Jahren begannen beide zu sammeln. Während er Bilder des US-Malers Mark Rothko kaufte, interessierte sie sich für zeitgenössische Künstler. In ihrem Büro steht eine Installation von Carsten Höller, eine Art Rutsche, auf der sie rasch ein Stockwerk tiefer gleiten kann.

Als Ende der Neunziger ein neues Ladenkonzept für einen Flagship-Store in New York entwickelt werden sollte, engagierten die beiden den avantgardistischen niederländischen Architekten Rem Koolhaas. Sie entschieden sich für ihn, weil es als schwierig galt, mit ihm zu arbeiten. Inzwischen hat Koolhaas verschiedene Projekte für Prada realisiert. Darunter einen vieleckigen Ausstellungsraum in Südkorea, den sogenannten Prada-Transformer, in dem zur Eröffnung Röcke ausgestellt wurden, die Miuccia Prada in den vergangenen zwei Jahrzehnten schneiden ließ. Es sind Entwürfe, bei denen sich Mode und Kunst erstaunlich nahe kommen. Aber von einer Intellektuellen, Feministin und Querdenkerin, die nie Designerin werden wollte, war auch nichts anderes zu erwarten.

CLAUDIA VOIGT



ROCCO RORANDELLI / TERRAPROJECT / DER SPIEGEL

Altes Land, alte Ideen

Italiens Jugend ist der große Verlierer der Krise. Aus Akademikern werden Nesthocker, viele fliehen ins Ausland, wenige wagen sich zurück. Ein Streifzug durch ein Land im Umbruch.

Ein heißer Sommertag in Rom, auf den Hügeln über der Stadt treffen sich Europas Politiker, wieder einmal. Sie stehen in einer Medici-Villa, unter dem Wandfresko des Polyphem, des einäugigen griechischen Riesen, und lassen verlauten, wie sie Europa retten wollen: mit „Wachstum“ und „Disziplin“, mit „Hausaufgaben“ und ohne Visionen.

Die Zukunft sieht düster aus derzeit, sie ist voller Versprechen und Beschwichtigung. Doch eine Zahl ist schmerzhaft konkret, sekundenlang hallt sie durch den Festsaal: „36 Prozent“, Italiens neues Rekordhoch bei der Jugendarbeitslosigkeit. Ministerpräsident Mario Monti spricht sie aus. Er findet sie „inakzeptabel“.

Am Ende des Treffens, im Labyrinthgarten aus Buchsbaumhecken, gruppieren sie sich zum Familienfoto: vier Europäer



Dokumentarfilmer Hofer, Ragazzi

vor römischen Statuen, Angela Merkel, Mario Monti, François Hollande, Mariano Rajoy, Durchschnittsalter 60,25 Jahre. Junge Europäer misstrauen diesen Bildern wie diesen Protagonisten. Ihre Zukunft steht auf dem Spiel.

Am selben Abend füllt sich unten in der Stadt der alte Schlachthof in Testaccio. Dort gibt es ein Nachbarschaftszentrum mit Biomärkten und Büros für ethisch korrektes Leben. „L'altra economia“ nennen sie es, Parallelwirtschaft.

Gustav Hofer und Luca Ragazzi, zwei Filmemacher, bauen ihre Leinwand auf. Sie zeigen ihren Film „Italy: Love It Or Leave It“, in Italien ist er noch nicht oft gelaufen. Es geht um die sehr persönliche und ebenso politische Frage, ob man als junger Italiener das Land verlassen sollte oder nicht, es geht um Italiens Zukunft.

International war der Film ein Überraschungserfolg. Seit Monaten läuft er auf Filmfestivals in aller Welt, ist immer ausverkauft, immer Publikumsbeliebter. Bei den anschließenden Diskussionen sind

Hofer, 36, und Ragazzi, 41, zu Kummerkästen geworden für Exil-Italiener, die das Heimweh plagt.

Der Film wurde vor zwei Jahren gedreht, als Silvio Berlusconi noch das Land regierte. Sie hatten es nicht geplant, aber jetzt, mitten in der Finanz- und Wirtschaftskrise, ist es, als stellten sie die richtige Frage am richtigen Ort. „Italien ist zum Symbol geworden“, sagt Hofer, „hier entscheidet sich die Zukunft einer Generation für ganz Europa.“

Hubschrauber kreisen jetzt am Abendhimmel, die Regierungschefs fliegen zurück in ihre Länder, im Film beginnt die Reise durch Italien. Nach Gründen zu bleiben fahnden ein Mönch, ein Dichter, ein schwuler Politiker, streikende Arbeiter, protestierende Frauen. Man sieht Berlusconi im Wahlkampf, Tittenfernsehen und jede Menge Tristesse. Man weiß nicht, ob man Italien noch mögen soll.

Und dann stellt sich eine junge Frau aus dem Publikum in den Lichtstrahl des Abspans. Gehen oder bleiben, das sei nicht mehr die Frage, sagt sie. Sie habe Italien so viele Chancen gegeben, aber „Italien hat mich nicht gewollt“. Ihre Stimme scheint zu brechen, sie sagt, Anfang August werde sie nach London auswandern, „für immer, ich habe keine Wahl“.

Am nächsten Tag fährt diese Frau, Alessandra Bertolini, auf ihrem himmelblauen Fahrrad durch Rom. Sie sagt, sie werde das Plätschern der römischen Brunnen vermissen, die Gerüche des Essens in den Gassen, das Knattern der Motorini. Heimweh zerreißt ihr jetzt schon das Herz, darin ist sie sehr italienisch.

Alessandra Bertolini ist 36 Jahre alt, sie lebt noch bei ihren Eltern. Sie erfüllt das Klischee der italienischen Nesthocker – wider Willen.

Sie hat Architektur studiert, mit Bestnote abgeschlossen, war bald Jungunternehmerin, leitete Bauprojekte. Zuletzt war sie angestellt in einem Ingenieurbüro und vergeudete ihr Talent damit, Straßenbauprojekte so lange herunterzurechnen, bis die Sparversion umgesetzt wurde. Seit sechs Monaten bekommt sie kein Gehalt mehr, ihr Arbeitgeber steht vor der Pleite. Bei über 200 italienischen Firmen hat sie sich beworben, kein Wort gehört. Aber plötzlich, vergangene Woche, ging alles ganz schnell: drei Zusagen, aus Dubai und London, doppeltes Gehalt. „Ihnen gefiel, was so vielen an uns Italienern gefällt“, sagt Bertolini und klingt gar nicht stolz. „Wir sind flexibel und belastbar, wir haben bewiesen, dass wir ‚l'arte di arrangiarsi‘ beherrschen“, die Kunst des Sich-Durchwurstelns. Sie steigt jetzt wieder auf ihr Fahrrad und sagt, dass sie

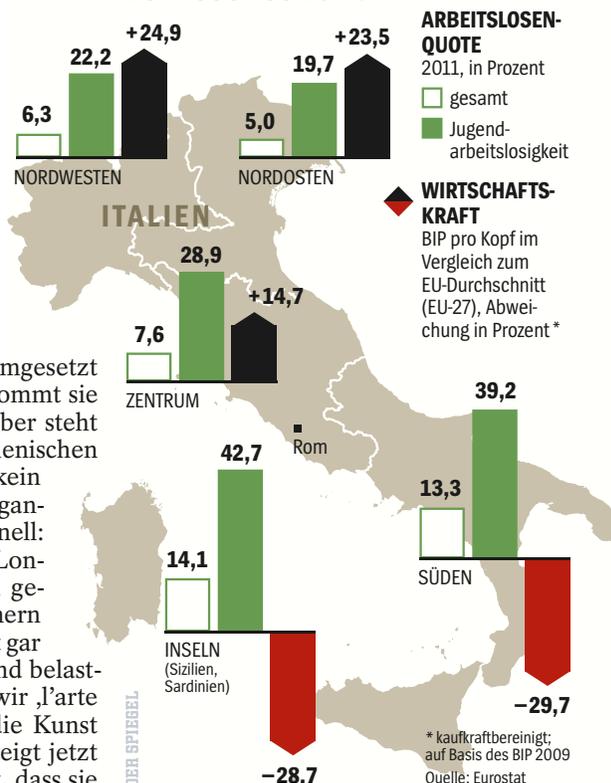
es als persönliche Tragödie empfinde, zu einer Zeit gehen zu müssen, „in der mich mein Land am meisten braucht“.

Die neuesten Zahlen sind tatsächlich alarmierend. Wer jung ist in Italien, wird nicht als Ressource gesehen, sondern als Last. Die Arbeitslosenquote von unter 25-Jährigen lag lange bei etwa 20 Prozent, jetzt ist sie auf 36 Prozent hochgeschwollen, das ist die Zahl, die Mario Monti so alarmiert. Im Süden, in einigen Städten Siziliens und Kalabriens, liegt sie bei über 50 Prozent, so hoch wie in Spanien und Griechenland.

Das liegt an Italiens extrem ungerechtem Arbeitsmarkt, der 50- bis 60-Jährige durch feste, nahezu unkündbare Verträge schützt. Junge hingegen werden miserabel bezahlt, mit befristeten Verträgen vertröstet und in Krisenzeiten als Erste entlassen. Kein Wunder also, dass zwei von drei Italienern unter 35 Jahren „mammoni“ sind, Muttersöhnchen, die noch bei den Eltern wohnen. Anders ist es nicht möglich bei einem Einstiegsgehalt unter 1000 Euro und horrenden Wohnungsmieten.

Die Jungen bleiben also Statisten, ewige Praktikanten, ihnen wird wenig getraut. „Es fehlt der Hunger auf die Zukunft“, schreibt die liberale Zeitung „La Stampa“. Die Elterngeneration müsse einen Schritt zurücktreten, das wäre „das einzige wahre Geschenk“ an den Nachwuchs. Oder, um es mit den Worten von Fußball-Nationaltrainer Cesare Prandelli zu sagen: „Italien ist ein altes Land mit

Zerrissenes Land



alten Ideen. Vielleicht sind wir einfach noch nicht bereit zu gewinnen.“

Italiener lieben ihre Heimat, aber sie hadern auch mit ihr, es wird viel gejammert und wenig angepackt. Die Zukunft, so heißt es, ist überall, nur nicht zu Hause. Und so ist in Italien ein Phänomen zu beobachten, das eher typisch für Entwicklungsländer ist: der Exodus der Elite, „la fuga di cervelli“, die Flucht der Gehirne. Bis zu 60 000 junge Italiener verlassen das Land jedes Jahr, die Hälfte der 100 besten Wissenschaftler, so wird geschätzt, forscht im Ausland.

Eine der Ersten, die gingen, war Sandra Savaglio. Sie floh „in andere Universen“, erst in die USA, dann nach Bayern ans Max-Planck-Institut. Nach Italien kommt sie nur noch der Kulisse wegen, in die Ferien oder zu internationalen Kongressen, wie jetzt im Juli. Sie steht vor einer verlassenen Abtei in der Toskana, eine zierliche blonde Süditalienerin in stockdunkler Nacht. Sie wendet den Kopf nur kurz von den Sternen und sagt, sie verdanke ihre Karriere den Steinen, die man ihr in den Weg gelegt habe. In Italien wäre sie nie so weit gekommen.

Sandra Savaglio ist ein Super-Brain, Astrophysikerin, eine der besten der Welt. Sie ging, weil ihr das widerfahren war, was Zehntausende junge Italiener hier so oft erleben. Nur dass sie den Mut besaß, es einem US-Journalisten zu erzählen. Vom Titelbild des „Time“-Magazins blickte sie damals stolz, die Sterne der Europaflagge trug sie wie eine Dornenkrone, darunter die Zeile: „Wie Europa seine Wissenschaftsstars verlor“. Das war im Jahr 2004, sie war 36. Auf Kritik aus dem Ausland reagieren Italiener empfindlich, heute ist Savaglio berühmt in Italien, als Nestbeschmutzerin.

An der Sternwarte Monte Porzio bei Rom war sie das Mädchen aus Kalabrien, vielversprechend, aber nicht wichtig. Sie ging, weil ein Vorgesetzter sagte: „Sie wollen ihre Ergebnisse veröffentlichen? Gern, aber nur unter meinem Namen.“ Savaglio ging, weil sie eine Forschungsstelle bekommen hatte, aber von einem Vater verklagt wurde, der seine Tochter auf dieser Stelle wollte. Der Prozess dauerte vier Jahre, die Beklagte bekam ihre Stelle zurück – forschte aber längst an der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore. Vor drei Jahren machte sie mit Kollegen eine Entdeckung, die weltweit für Aufsehen sorgte. Am Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik lieferte sie den Nachweis, dass Galaxien im frühen Universum wesentlich weiter entwickelt

waren als angenommen. Sandra Savaglio hat Italien längst hinter sich gelassen, aber sie macht sich Sorgen um den Nachwuchs. „Energie ist vorhanden“, sagt sie, „aber sie wird nicht gebündelt. Italien fehlt der Fluss, der Austausch von Ideen und Menschen. Alle gehen, niemand kommt.“

Italien verliert eine gesamte Generation, die junge Elite. In den fünfziger und sechziger Jahren zogen ungelernete Arbeiter mit Pappkoffern von der Stiefelspitze über die Alpen, heute flüchten Akademiker mit Diplom und Laptop. Aufgewachsen ist diese Elite mit einer Staatsverschuldung von jetzt 2000 Milliarden Euro, mit Korruption und Vetternwirtschaft.

der Alten, und „raccomandazioni“, Empfehlungen. Beides führt dazu, dass Jobs an Familie oder Freunde vererbt werden. Universitäten, eine Bildungsinstitution, die hier erfunden wurde und Italiens Weltruhm mitbegründete, sind heute geistig verwaist. Nicht zuletzt wegen der prähistorischen „concorsi“, der Auswahlverfahren für leitende Stellen an Schulen und Universitäten, bei denen die Bewerber in Turnhallen gepercht werden und Aufsätze schreiben müssen wie in der Grundschule.

Kulturverfall, auch daran kranke das Land, sagt die Physikerin Savaglio. Diese fast pubertäre Anarchie, nicht vor roten Äpfeln zu halten, weil das niemand tut,



Auswanderin Bertolini

ROCCO RORANDELLI / TERRA PROJECT / DER SPIEGEL

Die „Generazione Mille Euro“ ist immer noch gut ausgebildet, aber sie bekommt keinen Kredit von der Bank und kann keine Wohnung finanzieren. Noch hält sie still, Ausbruch liegt ihr näher als Widerstand. Wenn ihr aber nicht bald die 50- bis 60-Jährigen Platz machen, droht ein Generationskonflikt: Wütende Prekäre ziehen auf die Straßen gegen satte, auf ihren Posten Wurzeln schlagende Alte.

Callcenter als typische Arbeitsplätze sind ein Symbol dieser Generation, Billigflieger als Fluchtmöglichkeit das andere. In den Goethe-Instituten des Landes werden Deutschkurse längst „Nichts wie weg“-Kurse genannt und sind ausgebucht. In Oxford gibt es einen Think-Tank, in dem sich junge italienische Wissenschaftler Gedanken über römische Politik machen. Warum holt sie keiner zurück, mit Jobangeboten und Steuervorteilen?

Italiener haben zwei Erklärungen für ihr Dilemma: „gerontocrazia“, Herrschaft

dieser lähmende Fatalismus, das war schon immer so, was will man machen. „Wir suhlen uns in unserer glorreichen Vergangenheit. Aber wem nutzen die alten Römer, wenn der Bus nicht fährt?“ Was fehle, seien Respekt und Bürgersinn, Mitmenschen, die sich nicht nur für sich selbst verantwortlich fühlen, sondern für das Gemeinwohl, die „res publica“.

Stattdessen die Flucht ins Ausland: Seit drei, vier Jahren wächst die Exilgemeinde in Berlin. Tausende junge Italiener ziehen jedes Jahr an die Spree, es gibt eine Kulturszene, Künstler, Filmemacher, die Neuankömmlingen beim Einleben in „la deutsche vita“ beistehen. Zur Europameisterschaft trafen sie sich in der Kulturbrauerei, geladen hatte Andrea D’Addio, 30 Jahre alt, Römer mit Weblog und Gründer einer Fußballmannschaft im Lieblingsviertel der Exilanten: Prenzlauer Berg.

Von Berlin aus betrachtet, sagt D’Addio, wirke Italien wirklich trist und un-

beweglich. Es gebe dieses Aufatmen am Flughafen Schönefeld, sagt er. Dieses Gefühl, endlich frei und ohne Erfolgsdruck und ohne Eltern leben zu können, an einem Ort, an dem Respekt zähle und Loyalität. Ja, sagt D'Addio, er sei fertig mit Italien, nach drei Jahren Berlin sei die Distanz zu Rom unüberwindbar. Nein, ihn plage es nicht, das schlechte Gewissen, nicht dabei zu sein bei der Krisenbewältigung in der Heimat.

Barbara Labate ist 35 Jahre alt, eine dunkle Sizilianerin und eine der wenigen, die den Mut hatten zurückzukehren. Sie steht vor einem weißen Klinkerbau in Catania, im Hintergrund der wolkenlose Ätna. Sie kam aus New York nach der

einem sündhaft teuren Delikatessengeschäft im New Yorker Stadtteil Soho. US-Firmen boten ihr viel Geld für ihre Geschäftsidee, aber die Jungunternehmerin fand, Italien brauche sie dringender.

„Risparmiosuper“ heißt ihre Erfindung, Supersparmarkt. Ein Portal, das Preise für Lebensmittel vergleicht und den Kunden Einkaufslisten erstellt, mit denen sie bis zu 50 Prozent sparen können. Gerade wurde sie von Italiens führender Wirtschaftszeitung für die beste Innovation des Jahres ausgezeichnet, und sie sondiert bereits den nächsten vielversprechenden Markt – den griechischen.

Labate sagt, Italienern mangle es an Ernsthaftigkeit und Tempo, sie reagierten

einer Elite-Schmiede riet seinem Sohn, das Weite zu suchen. „Dein Ehrgeiz, Fleiß und Gerechtigkeitsinn“, schrieb der Vater, zählten nicht mehr in diesem streitsüchtigen, mittelmäßigen Land. „Schau dich doch um, Italien verdient dich nicht, mach dein Examen und geh!“

Heute, zweieinhalb Jahre später, sitzt Celli an seinem Schreibtisch in Rom und klingt enttäuscht. Er sagt, sein Sohn sei in Italien geblieben. Mattia sei halt ebenso dickköpfig wie seine Schwester, die wurde Nonne und lebt im Konvent. Celli junior ist jetzt 26 Jahre alt, hat sein Ingenieursexamen gemacht, will in die Raumfahrt. Noch klebt er am Boden als einer der prekären Dauerpraktikanten.

Wenn der Vater sich jedoch heute umschaute in Italien, empfinde er trotzdem so etwas wie Hoffnung, sagt er. Die Leidenschaft seiner Studenten, wenn sie ihm von ihren Start-up-Plänen berichten, eine Regierung aus Fachleuten, die ungeahnten Reformeifer an den Tag legen: heraufgesetztes Rentenalter, liberalisierter Arbeitsmarkt, gelockerter Kündigungsschutz. Das ist mehr, als Montis Vorgänger in all ihren Amtsjahren geschafft haben. Das ist ein anderer Ton als der von Berlusconi, der einer Studentin auf die Frage, wie sie ohne Job eine Familie gründen soll, riet: „Heiraten Sie doch einen meiner Söhne!“

Auch wenn die Lage auf dem Arbeitsmarkt verheerend sei, sagt Celli, würde er den Brief an seinen Sohn heute so nicht mehr formulieren. Es werde noch Jahre dauern mit den Reformen, „aber die Gefahr, dass Italien bald Entwicklungsland ist“, die sei gebannt.

Bislang also träumt Mattia von einer Zukunft in Rom, Barbara spart in Catania, Alessandra baut in London, Sandra forscht in Bayern. Und die Filmemacher Gustav und Luca sammeln weiter Geschichten einer verlorenen Generation. Ihre Absicht, nach Berlin zu ziehen, haben sie vertagt. Sie seien Chronisten in einem Land im Umbruch, sagen sie, sie müssten bleiben. Das klingt nach Neuanfang, nach gutem Stoff für einen nächsten Film.

FIONA EHLERS



Rückkehrerin Labate

Lehman-Pleite. Sie hatte an der Columbia-Universität studiert, wie ihre Tante, eine berühmte Archäologin, die nie mehr zurückwollte ins kaputte Europa.

Ihre Nichte wollte. Sie kam mit Heiligenbildchen, die ihr die Mutter vor jeder Reise in den Koffer gesteckt hatte, die heilige Barbara, dazu Madonnen, damit sie die Tochter beschützten.

Die hat mobile Downloads aus den Devotionalien gemacht. Sie wusste, sie hatte es geschafft, als sie Heiligabend vor vier Jahren vor dem Petersdom stand und von CNN interviewt wurde. Denn der Vatikan hatte Labates Bilder für „geschmacklos“ befunden, eine bessere Werbung war nicht möglich. Fortan hielt sie fest an ihrer Idee, italienische Traditionen in die Moderne zu übersetzen.

Heute hat Labate Büros in Mailand und Catania, zehn Angestellte und eine viertel Million Kunden. Ihr Durchbruch war ein Rezept gegen die Krise, es kam ihr in

allergisch auf alles Neue. Sie stöhnt über die vielen Behördengänge, die Rekordsteuerlast von bis zu 55 Prozent und 60-jährige Vorstandschefs, denen sie erklären muss, was Facebook ist. Sie sehnt sich ins Silicon Valley, wohin sie manchmal noch fliegt, weil sie dort „in einem Monat mehr gebacken kriegt als in Italien in einem halben Jahr“. Warum kehrte sie trotzdem zurück? „Weil die Krise Italiens eine Chance ist“, sagt sie. Weil es befriedigender sei, Zitronen in der eigenen Erde wachsen zu sehen, und sei die noch so karg. „Wer fortbleibt, überlässt nur denjenigen den Platz, vor denen er einst geflüchtet ist.“

Auch Pier Luigi Celli hat sich eingemischt, Präsident der Luiss-Universität in Rom, einer der besten des Landes. Ende 2009 schrieb er einen Brief an seinen Sohn. „La Repubblica“ veröffentlichte ihn und provozierte damit eine landesweite Debatte. Ausgerechnet der Chef



Video:
Eine italienische
Astrophysikerin in Bayern

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app322012lostgeneration

Von Clowns und Schwindlern

Warum einige Klischees über Italien und Deutschland doch stimmen – leider

Von Andrea De Carlo

De Carlo, 59, lebt als Schriftsteller in Mailand. Seine Bücher verkauften sich weltweit mehr als fünf Millionen Mal. Zuletzt erschien der Roman „Sie und Er“ (Diogenes Verlag).

Vor vielen Jahren war ich im Juli in Siena, um mir den Palio anzusehen, das Pferderennen rund um die wunderbare, unregelmäßige Piazza del Campo, die von herrlichen mittelalterlichen Bauten umgeben ist. Dieses im 13. Jahrhundert entstandene Rennen wird zwischen 10 von insgesamt 17 „contrade“ ausgetragen, die jeweils einem Stadtteil von Siena entsprechen. Vorher gibt es zur Einstimmung lange, ermüdende Paraden in historischen Kostümen, Fahenschwinger, Musik und Chöre, die die ausländischen Touristen begeistern. Dann kommen die Pferde, und an der Startlinie beginnt ein undurchsichtiger Handel unter den Jockeys: eine Art Feilschen, Tauschangebote und sich kreuzende Vetos, während die Pferde immer nervöser scharren. Endlich geht es los: drei Runden in rasender Geschwindigkeit, halsbrecherische Kurven, mehrfache Stürze, ein Pferd, das sich ein Bein bricht, ein anderes, das ohne Jockey weiterrennt, Endspurt der völlig erschöpften Tiere. Schlagartig ist das Rennen vorbei, die Mitglieder der siegreichen „contrada“ jubeln, die der unterlegenen Stadtteile vergießen Tränen.

Zwischen den rivalisierenden „contrade“ gibt es aber nicht einfach einen sportlichen Wettkampf: Da ist Hass. Abgründiger Hass, der sich am Ende des Rennens in Schlägereien und Prügel für die unterlegenen und vielleicht korrupten Jockeys entlädt. Zuletzt marschieren die Sieger triumphierend wie ein Eroberungsheer durch das historische Zentrum und überschütten die Besiegten mit lauten Drohungen. Ratlos beobachten die ausländischen Touristen die Szene, ohne recht zu begreifen, was eigentlich geschieht.

Nun, mir scheint, der Palio von Siena ist eine gute allegorische Darstellung Italiens. Fast alle Elemente sind vorhanden: die in der ganzen Welt bewunderten historischen Schönheiten, der Zauber des Schauplatzes, die leuchtenden Farben, die Eleganz und Schnelligkeit der Pferde, die geistige Wendigkeit und der Opportunismus der Jockeys, die Aufteilung in Fraktionen, der Widerstand gegen Veränderungen.

HÄUFIG GESCHIEHT ES, dass ich im Ausland Gemeinplätze über Italien höre, die mich heftig irritieren. Meist sind es Urteile aus zweiter Hand, wiedergegeben von Leuten, die keine direkte Kenntnis dessen besitzen, wovon sie sprechen. Diesen Klischees zufolge sind die Italiener phantasievoll, überschwänglich, fröhlich, galant, den Tafelfreuden zugetan – und grundsätzlich unzuverlässig, Improvisierer, Wendehälse, oberflächlich, oft unehrlich. Die Italiener wiederum pflegen ihre Klischeevorstellungen über die Deutschen: Diese seien großartige Organisatoren, tiefgründige Denker, hervorragende Mechaniker – und

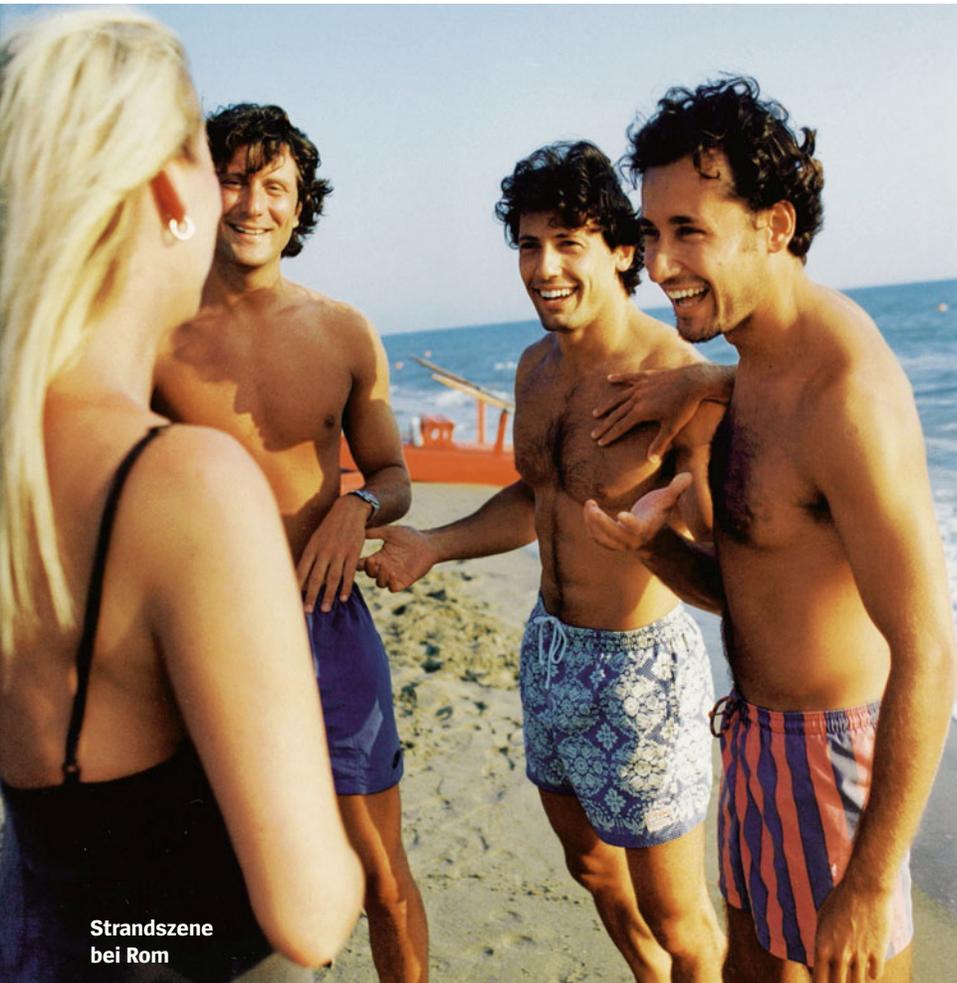
zugleich dumm, phantasielos, überheblich, unerbittlich im Verfolgen ihrer Pläne. Vielleicht enthalten diese Klischees einige Körnchen Wahrheit, aus denen sich auch die seltsame Bindung von Anziehung und Abstoßung speist, die seit Jahrhunderten zwischen unseren beiden Ländern besteht. Goethes Beschreibungen in seiner „Italienischen Reise“ drücken vollendet die Mischung aus Faszination und Sorge aus, die ein deutscher Reisender, der unser Land besucht, noch heute empfinden kann.

Doch ist Italien – genau wie Deutschland – eine viel zu komplexe Realität, die sich nicht in wenige Klischees pressen lässt. Ja, in gewisser Hinsicht ähnelt es tatsächlich seinen gemeinsten Karikaturen. Mehr als einer echten Nation gleicht das Land einer Anhäufung separater Realitäten, mit einem hochindustrialisierten und superproduktiven Norden, einem Zentrum mit weitverzweigter, sehr aktiver und lebendiger Kleinunternehmensschar, einer spektakulären und vorwiegend parasitären Hauptstadt – die ihrerseits parasitär vom Vatikan ausgenutzt wird, der Ressourcen anzapft und sich pausenlos einmischt – sowie einem Süden, der unfähig ist, sich selbst zu verwalten, und sich zu einem großen Teil in der Hand krimineller Organisationen befindet. Dem Land fehlen Geschlossenheit und Nationalstolz. Was nicht verwundern dürfte, da seine Geschichte die Geschichte vieler Kleinstaaten mit unterschiedlicher Kultur, unterschiedlichen Charakteren und sogar verschiedenen Sprachen ist. So war es über Jahrhunderte, seit dem Fall des Römischen Reiches, unterbrochen nur durch Invasionen, Fremdherrschaften und Gebietsteilungen. Der Partikularismus und der Familismus sind so tief in der italienischen Mentalität verwurzelt, dass es schier unmöglich zu sein scheint, sie zu überwinden.

Zum Glück gibt es auch ein anderes Italien, das alles andere als unbedeutend ist. Es würde zu viel Raum erfordern, hier all die außerordentlichen Unternehmer, Architekten, Ingenieure, Designer, Modeschöpfer, Schriftsteller, Verleger, Automobil-designer, Chefköche, Weinproduzenten, Maler, Bühnenbildner, Ärzte, Wissenschaftler und Forscher Italiens aufzuzählen, die im Rest der Welt bekannt sind für ihre Begabung, ihren Erfindungsreichtum, ihren Geschmack und ihre brillante Intelligenz. Hinter den Ergebnissen, die sie täglich erzielen, stehen gewiss nicht nur mediterrane Phantasie und Improvisationstalent, sondern vor allem die Fähigkeit, große Ideen zu haben und sie mit unbedingter Entschlossenheit zu verfolgen, um hervorragende Ergebnisse zu erzielen, was nach den Klischeevorstellungen eigentlich eine eher „deutsche“ Qualität sein müsste.

Diese Italiener werden immer unduldsamer gegenüber einer politischen Klasse von Gaunern, Ignoranten, unehrlichen und unfähigen Stümpfern. Sie fühlen sich von ihr nicht im Geringssten repräsentiert und sprechen ihr die Fähigkeit ab, sich um das Land zu kümmern. Dennoch hat sich keiner von ihnen bisher entschieden, selbst in die Politik gehen, da die italienische

Manche erfinden äußere Feinde, die man präsentieren kann, um eigene Schuld zu vertuschen.



Strandszene
bei Rom

BARBARA DOBROWSKI / LAIF

Politik zu lange eine schmutzige, korrupte, kompromittierte Welt war, in der eine Art umgekehrte Artenauslese stattfindet, die stets garantiert, dass sich der Schlechteste durchsetzt. Man denke nur an Silvio Berlusconi, der fast 20 Jahre lang die Szene dominiert hat mit seinen Lügen, seinen Vulgaritäten, seinen Interessenskonflikten, seinen Gesetzen ad personam. Lange hat er behauptet, dass die internationale Krise unser Land nicht betreffe und dass es sich jedenfalls um ein Phänomen psychologischen Ursprungs handle.

In Wirklichkeit hatte er keine Zeit, mit qualifizierten Wirtschaftsberatern zu sprechen, weil er die Vormittage mit seinen Anwälten, die Nachmittage am Telefon mit seinen Kupplern und die Nächte bei „eleganten Abendessen“ und „Burlesque-Shows“ mit Tänzerinnen und Mochtégern-Schauspielerinnen verbrachte, die mit Geldgeschenken und manchmal auch mit öffentlichen Ämtern belohnt wurden.

Bis die Alarmsignale im vergangenen November sehr schrill wurden. Das Wort „spread“ tauchte in allen Nachrichtensendungen auf, neben Grafiken, die eine immer furchterregendere Divergenz zwischen der Rendite deutscher und italienischer Staatsanleihen zeigten, 450 Punkte, 500, 600: Jeden Tag schien der Abgrund des italienischen Bankrotts näherzurücken. Die Italiener waren erschrocken und die führenden Politiker der anderen Länder ebenso, denn eines war klar, wenn Italien abstürzte, würde es den Rest der westlichen Welt mitreißen. Aus der ganzen Welt und dem gesunden Teil Italiens kam die dringende Forderung, der alte Lügner solle abtreten. Es war surreal, eines Morgens aufzuwachen und, ohne zur Wahl gegangen zu sein, den nüchternen, präzisen Professor Mario Monti vorzufinden, der sich mit seinem Expertenteam an die Arbeit machte, um einige Dinge zu erledigen, die Italien seit Jahrzehnten

hätte tun müssen, und so die internationale Glaubwürdigkeit Italiens wiederherzustellen. Zumindest teilweise, glaube ich, gelingt es ihm, und das ist schon viel, in Anbetracht der wenigen Monate, die seitdem vergangen sind.

DOCH MONTI IST NICHT gewählt worden, und seine Regierungszeit wird nur bis 2013 dauern, danach stehen Neuwahlen an. Was wird passieren? Schwer zu sagen. Berlusconi ist keineswegs verschwunden, im Gegenteil, er ist fest entschlossen, auf die Bühne zurückzukehren, gleichgültig, wie viel Schaden er seinem Land noch zufügt. Keiner aus seiner Partei wird je von ihm fordern können abzutreten, denn es handelt sich um eine Privatpartei, die Berlusconi besitzt, als wäre sie ein Fußballverein oder eines der vielen Unternehmen seines Imperiums. Die Linke ist unsicher, eine Gefangene ihrer verschiedenen Komponenten, und hat keine echte Vision. Die Parteien der Mitte warten ehrgeizig und opportunistisch ab, wie sich der Wind dreht. Der Schauspieler, Blogger und Polit-Aktivist Beppe Grillo verleiht dem allgemeinen Abscheu vor der existierenden Politik sehr wirksam Ausdruck, ist aber jenseits seiner Invektiven gänzlich unfähig, ein überzeugendes Programm zu formulieren, schließlich ist er von Beruf Komiker.

Italien scheint zu schwanken zwischen dem Wunsch nach Veränderung, der Versuchung, erneut die Augen vor der Realität zu verschließen, und dem Willen, den von Monti eingeschlagenen Kurs fortzusetzen.

Wie es unter solchen Umständen häufig der Fall ist, erfinden manche äußere Feinde, die man der öffentlichen Meinung präsentieren kann, hauptsächlich, um die eigene Schuld zu vertuschen: die großen internationalen Banken, die Rating-Agenturen, die Regierung Merkel, das böse, arrogante Deutschland. Nur die dümmsten und kurzsichtigsten Italiener glauben wirklich daran. Die anderen wissen, dass das Land unbedingt seine alten Probleme angehen und lösen muss, um voranzukommen. Italien besitzt auf der Welt einzigartige Kunstschätze und kulturelle, handwerkliche, industrielle und landschaftliche Reichtümer, die es schützen und weiter erschließen muss, indem es sie aus den Zwängen der Bürokratie, der Kammern und Verbände, der Korruption und der veralteten Gepflogenheiten befreit.

In Wirklichkeit wäre die Bühne frei für eine neue politische Formation von sauberen, kompetenten, unbelasteten Personen, die fähig sind, das Potential Italiens zu entwickeln und sich mit dem Rest der Welt zu messen. Würde bei den nächsten Wahlen eine solche Partei auftreten, würde ich sie wählen und sehr viele Italiener ebenso, glaube ich. Wird es so kommen? Oder werden die Zirkusclowns und die Fernsehschwindler erneut die Bühne besetzen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass der größte Teil der Italiener froh ist, zu Europa zu gehören, und nicht den geringsten Wunsch hat, auszuscheiden. Sie sehen Europa als Garantie, als Mittel gegen die Provinzialität, als Chance für einen weiteren Horizont, für Austausch und Bereicherung.

Was mich betrifft, ich beobachte, schreibe meine Romane und pflege weiter die Kunst, mit leichtem Gepäck zu reisen. Ich halte den Koffer, die Computertasche und die Hülle für meine Mandoline bereit. Auch ein Klischee, nicht wahr, ein Italiener, der Mandoline spielt? Allerdings ist es eine kanadische Mandoline, die ganz anders klingt als die neapolitanischen.

Die Schwaben Italiens

Der Veneto, zwischen Alpen und Adria gelegen, ist das Kraftwerk der italienischen Wirtschaft. Hier sind Familienbetriebe wie Benetton, Geox oder De'Longhi zu Hause. Kann die Erfolgsregion dem Land als Vorbild dienen?

Das Mahlwerk krächzt, die Pumpe summt, dann fließt der Espresso, und Fabio De'Longhi beginnt zu erklären, worauf es bei der Zubereitung eines ordentlichen Kaffees ankommt: auf die Bohne, die Dosierung, das Wasser, die Temperatur und, ganz klar, auf die Maschine. Dann greift er sich einen Plastikbecher. Einen Plastikbecher? „Darin bleibt er länger warm“, sagt er entschuldigend.

De'Longhi, Chef des gleichnamigen Herstellers von Espressomaschinen, steht im Vorzimmer seines Büros und bedient sein bestes Stück: einen Vollautomaten mit Farbdisplay und regelbarer Milchschaumkonsistenz, von flüssig bis cremig. Ladenpreis der „Prima Donna Exclusive“: 1999 Euro. Der Mann aus Treviso ist Italiens Vorzeigeunternehmer, 43 Jahre alt, gutaussehend, der Typ, der gern das Sakko ablegt und die Ärmel seines Maßhemdes hochkrempelt. Seit 2001 steht er an der Spitze des Unternehmens.

Sein Vater Giuseppe De'Longhi hatte den Betrieb aufgebaut, der Sohn machte ihn dann zum Weltmarktführer: mit rund 1,8 Milliarden Euro Umsatz im Jahr 2011, gut zehn Prozent mehr als im Vorjahr. Beim Gewinn legte er um fast 20 Prozent zu. Ähnlich erfolgreich soll es dieses Jahr weitergehen – mitten in der Krise Europas und speziell Italiens.

De'Longhi gehört zu einer Reihe von Unternehmen, die tief verwurzelt sind im Veneto, der Gegend zwischen Venedig, Padua und Belluno im Nordosten des Landes. Es sind Familienbetriebe, die oft erst seit zwei Generationen existieren, aber bereits Weltgeltung erlangt haben.

Die Textildynastie Benetton hat hier ihren Stammsitz, ebenso der Schuhfabrikant Geox, die Modehersteller Replay und Stefanel, aber auch Luxottica, Weltmarktführer im Brillengeschäft mit Marken wie Ray-Ban oder Persol. Solche Unternehmen sorgen dafür, dass der Veneto,

vor allem die Provinz Treviso, so gut dasteht wie kaum eine andere Gegend Italiens. Nirgendwo im Land ist die Unternehmensdichte höher und fast nirgends die Arbeitslosenquote niedriger: Die Rate liegt kaum über sechs Prozent. Jeder Veneter erwirtschaftet durchschnittlich ein Bruttoinlandsprodukt von fast 30 000 Euro pro Jahr. Zum Vergleich: In Kampanien, am Golf von Neapel, sind es weniger als 17 000 Euro.

Während der Rest Italiens in der Rezession versinkt und Arbeitslosigkeit der jungen Generation die Perspektive raubt, scheint die Region im Norden entkoppelt zu sein von der Malaise des Landes. Ein Wirtschaftswunder hat sich hier in den vergangenen Jahrzehnten ereignet, aber was steckt dahinter? Wie gelingt den Unternehmen dieser Erfolg ausgerechnet am verrufenen Standort Italien – mit seinen lahmen Behörden, der ausufernden Bürokratie und den ständigen Streiks?

Manche meinen, der Reichtum dieses Landstrichs wurzele in der Geschichte der Republik Venedig, die im Spätmittelalter als wichtigste Handelsmacht zwischen Ost und West galt. Andere betrachten die Nähe zu potenten Nachbarn als entscheidend: zu Österreich und Deutschland im Norden, Slowenien und Kroatien im Osten, zur Lombardei und zum Piemont im Westen.

Alessandro Vardanega, 47, Präsident des Industrieverbands von Treviso, sieht es so: Das Zusammenwirken von Geschichte und Geografie habe einen Menschenschlag mit einer besonderen Geisteshaltung hervorgebracht.

Die Veneter seien Vollblutunternehmer, schwärmt der Industriepresident; sie arbeiteten diszipliniert, seien flexibel und bereit, Risiken einzugehen. Mit diesen Voraussetzungen seien sie im Veneto zu Wohlstand gekommen. Wo früher der Vorgarten Venedigs lag, zwischen Alpen und Adria, wollten junge Leute in den



Geox-Turnschuh



Ray-Ban-Sonnenbrille

sechziger und siebziger Jahren etwas Neues starten, eine Zukunft jenseits der Landwirtschaft. Einige wanderten aus, nach Amerika, Australien oder auch Deutschland. Andere gründeten kleine Betriebe, ihre Familien bildeten das Rückgrat der Produktion.

Onkel und Tante, Opa und Oma, alle halben mit, auch samstags und sonntags. „So konnten die Unternehmen die Kosten niedrig halten“, erklärt Vardanega, der selbst einen Familienbetrieb führt, eine Ziegelproduktion mit 270 Mitarbeitern.

Es sind besondere Eigenheiten, die die Unternehmen der Region auszeichnen. Sie sind hoch spezialisiert: Bei Texa zum Beispiel, einer Hightech-Firma, die Autodiagnosegeräte entwickelt, führt fast die Hälfte der Mitarbeiter einen Promotions-titel. Sie treten geballt in sogenannten Clustern auf: In Montebelluna, am Fuße der Alpenausläufer, konzentriert sich die Ski- und Outdoor-Schuhbranche; von dort aus kontrollieren die Unternehmen zwei Drittel der Weltproduktion.

Und sie sind fokussiert auf das Ausland: Der Veneto exportiert wertmäßig mehr Waren als ganz Portugal in seinen besten Zeiten. De'Longhi verkauft fast 90 Prozent seiner Espressoautomaten außerhalb Italiens. Deutschland ist der größte Auslandsmarkt, fast jede dritte Maschine stammt hierzulande von De'Longhi.

Hergestellt werden sie im Werk in Mignagola, wenige Kilometer von der Unternehmenszentrale entfernt. Rund 600 Beschäftigte sind hier tätig, sie arbeiten in zwei Schichten; eine Nachtschicht einzuführen, lehnt De'Longhi ab, die Zuschläge sind ihm zu hoch. Der Unternehmer expandiert lieber woanders: Er hat im rumänischen Cluj die Fabrik von Nokia gekauft.

Der schwächelnde Handy-Hersteller hatte zuerst das Werk in Bochum geschlossen und die Fertigung nach Rumänien verlagert; dann machten die Finnen



De'Longhi-Espressomaschine



Unternehmer De'Longhi



Benetton-Unterwäsche

auch den Standort in Cluj dicht. „Es war eine günstige Gelegenheit für uns“, sagt Fabio De'Longhi. Die Arbeitskosten seien dort um gut 75 Prozent niedriger.

Rumänien ist das bevorzugte Ziel vieler Betriebe aus dem Veneto. Die Fertigung in Cluj helfe dabei, die Arbeitsplätze in Treviso zu sichern, argumentiert De'Longhi. Genauso hätte es auch ein Vorstandschef von Bosch oder ein Geschäftsführer von Miele formulieren können.

Es offenbaren sich verblüffende Parallelen zwischen venetischem Unternehmertum und deutschem Mittelstand: Hier wie dort verfolgen Familienbetriebe die Strategie, auf dem Weltmarkt Nischen auszumachen und zu besetzen. Die deutsche Volkswirtschaft ist berühmt für ihre „Hidden Champions“, Weltklasse-Unternehmen, die in der Provinz beheimatet sind: auf der Schwäbischen Alb zum Beispiel oder in Ostwestfalen-Lippe. In Italien konzentrieren sich diese heimlichen Marktführer auf die nordöstlichen Landstriche. Der Veneto ist gewissermaßen das Schwaben Italiens – und Treviso das Stuttgart der Region.

In der Stadt, etwa 25 Kilometer nordwestlich von Venedig, deuten die mit Fresken prächtig verzierten Bürgerhäuser auf gediegenen Wohlstand hin. Romantische Wasserwege durchziehen das historische Zentrum, in den Laubengängen offerieren die Baristi Prosecco von den Weinbergen der Region. Und doch kann die Stadt zuweilen ganz unitalienisch wirken: Niemand hupt, keiner schimpft, alles ist picobello sauber, sämtliche Parkplätze der Innenstadt sind durchnummeriert.

An der Politik kann es kaum liegen, dass es in der Gegend auffallend geordnet zugeht und sich das Unternehmertum so weltoffen zeigt. Seit zwei Jahrzehnten ist die separatistische Lega Nord eine relevante Kraft in der Stadt, Parteigrößen wie Luca Zaia oder Giancarlo Gentilini kommen aus der Gegend.

Zaia war einst Agrarminister in der Regierung von Silvio Berlusconi und erregte Aufsehen damit, dass er seinen Bürgern den Konsum der Ananas ausreden wollte – Italiener sollten mehr italienische Produkte essen. Und Gentilini, ehemaliger Bürgermeister von Treviso, schlug vor, illegale Immigranten in Hasenkostüme zu stecken, „damit die Jäger etwas zum Üben haben“.

Solche Politik steht den Unternehmen nicht zur Seite, sondern im Wege: Die Firmen reüssieren trotz aller politischen Widrigkeiten. Sie sind es gewohnt, dass ihnen der Staat das Leben schwermacht.

In einer Umfrage der Deutsch-Italienischen Handelskammer in Mailand klagen deutsche Firmen mit Niederlassung in Italien zunehmend über den Mangel an politischer Stabilität im Land und über die Ineffizienz der Verwaltung. Der Anwältin Paola Nardini, 52, sind solche Nöte vertraut. Auf den Ämtern herrschten „byzantinische Verhältnisse“, schimpft sie.

Nardini residiert in der Villa Canossa, einem venetischen Herrenhaus des 17. Jahrhunderts bei Treviso; der Palast dient heute als Repräsentanz der Deutsch-Italienischen Handelskammer, der Nardini angehört. Dann gibt die zierliche Frau ein Beispiel dafür, was sie unter „byzantinischen Verhältnissen“ versteht.

Vor 22 Jahren habe sie für einen Mandanten ein Zivilverfahren vor dem Gericht in Venedig angestrengt. Dann sei sie mit dem Fall durch die Instanzen gegangen, jahrein, jahraus, ohne dass ein Prozessende absehbar war. Kürzlich nun habe das Gericht die Hauptverhandlung anberaumt: für das Jahr 2015. „Ein Glück, dass ich noch jung genug bin“, bemerkt Nardini sarkastisch.

Was die Effizienz des Rechtssystems angeht, liegt Italien im Vergleich zwischen 142 Staaten auf Platz 133, selbst im Veneto mahlen die Mühlen der Justiz nicht schneller als sonst wo im Land.

Dass die Wirtschaft dort keinen größeren Schaden davonträgt, liegt vor allem daran, dass die Bedeutung Italiens als Absatzmarkt für ihre global agierenden Familienbetriebe abnimmt. In erster Linie investieren die Veneter im Ausland. Deshalb tangiert es sie nicht so sehr, dass das Land immer tiefer in die Krise rutscht.

Der Maschinenbauer De'Longhi zum Beispiel möchte als Nächstes die Vereinigten Staaten ins Visier nehmen. Dort habe die Kaffeehauskette Starbucks den Weg bereitet, Amerikaner mit anständigem Kaffee vertraut zu machen. „In vielleicht zehn Jahren“, erwartet er, „wird der US-Markt bereit sein für Espresso.“

Der Weltmarkt bietet offenbar auch künftig genügend Chancen für die Hidden Champions aus dem Veneto. Aber könnte ihre Strategie dann nicht als Vorbild für ganz Italien dienen? Wäre es möglich, das Modell etwa auf die Städte Neapel, Bari oder Palermo zu übertragen?

Der Industriefunktionär Vardanega schüttelt den Kopf. „Impossibile“, antwortet er, dazu sei die Mentalität der Menschen einfach zu verschieden.

Bezeichnend ist für Vardanega, wie unterschiedlich sie mit den Folgen von Naturgewalten umgingen. Ende Mai erschütterten mehrere heftige Erdbeben die Emilia Romagna, Ausläufer waren noch im Veneto zu spüren. Die Bürger zögerten nicht und bauten zerstörte Häuser im Handumdrehen wieder auf, erzählt er.

Die Menschen im Süden dagegen reagierten in solchen Situationen ganz anders: „Sie warten auf Hilfe.“

ALEXANDER JUNG



**Animation:
Italiens Norden gegen
den Süden**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app322012delonghi

Das Fiasko von Siena

Die älteste aktive Bank der Welt, Monte dei Paschi, brauchte 535 Jahre, um ihren Reichtum anzuhäufen. Drei Krisenjahre genügten, um ihn zu verspielen. Eine toskanische Idealstadt erlebt den Einbruch der Wirklichkeit ins Idyll – nicht anders als derzeit das ganze Land.

Valentina bleiben jetzt noch genau – „Moment: 22 Stunden“. Dann ist die Zukunft vorbei. Morgen um 18 Uhr muss – „müsste!“, sagt Valentina – sie die Unterlagen bei der italienischen Fußballvereinigung abgeben, um ihren Verein in der Serie A anzumelden. Es wäre der Triumph. Der verdiente Abschluss nach einer Saison, in der sich Sienas Frauenfußballerinnen zum ersten Mal für den Aufstieg in die höchste Liga qualifizieren konnten.

Die Unterlagen rechtzeitig in Rom abzuliefern wäre nicht das Problem gewesen. Aber die 17 000 Euro Einschreibgebühr. Der traditionelle Sponsor ist abgesprungen, „eine interne Entscheidung“, stand auf dem Fax. Darüber der Briefkopf mit den drei Bienenkörben: „Stiftung Monte dei Paschi“. Und weiterhin viel Erfolg.

Valentina Lorenzini ist die Trainerin, Masseurin, Organisatorin von „Siena calcio femminile“. Eine 43-jährige stämmige Person, die nicht begreifen will, dass es was endgültig zu Ende ist in ihrer Stadt. „Wir haben gewonnen und können nicht aufsteigen. Wie krank ist das denn?“

Aber noch bleibt ja Zeit. Es ist 20 Uhr. Vielleicht findet sich noch jemand.

Bisher war es immer so in Siena. Dieser toskanischen Idealstadt, in der noch die Rinnsteine aussehen, als hätte Bernini sie gemeißelt. Eine Kommune, über der Jahr für Jahr der Gewinn einer Großbank, der Monte dei Paschi di Siena (MPS), ausgeschüttet wurde wie eine Eisenbahnladung Manna. Mal 150 Millionen, mal 200 Millionen Euro. Und das bei einer Einwohnerzahl wie der von Sindelfingen.

Siena galt immer als die glückliche Ausnahme in Italien. Eine Art toskanisches Tübingen, mit funktionierenden Krankenhäusern, Mülltrennung und Gratisbussen für die Schulen. Und jetzt reicht es nicht einmal mehr für die Anmeldung zur Serie A. Jetzt sind die Kassen leer, die Großbank muss sich Geld borgen, die Eliten haben versagt, und ein Kommissar hat in der Stadt das Kommando übernommen: Von der Ausnahme ist Siena zum Abbild Italiens geworden.

Die meisten hier empfinden das nicht als Kompliment.

Das hat etwas mit der Schuldenkrise zu tun, etwas mit dem italienischen Staat und sehr viel mit Siena beziehungsweise der Tatsache, dass jetzt, um 20 Uhr, einige hundert Sieneser mit falschen Timoschenko-Zöpfen und Schnullern im Mund über

den Campo ziehen, trommelnd und blau-weiße Fahnen schwenkend.

Das ist „Onda“, die Welle. So heißt der Altstadtbezirk gleich hinter dem Rathaus, der das letzte Pferderennen, den Palio, gewonnen hat. Eine gute Woche ist das her, aber gefeiert wird immer noch, mit Banketten auf der Straße, und weil das siegreiche Pferd Iwanow hieß, tragen die Frauen diese Zöpfe einer Ukrainerin, deren Name ja auch irgendwie russisch klingt, und Schnuller, weil das ganze Viertel durch den Sieg neu geboren ist.

Auch Valentina, die Trainerin, gehört zur Welle. Sie wurde als Welle, als „Onda“, getauft, und eines fernen Tages wird sie in der Wellen-Kirche aufgebahrt sein. So ist das hier.

Die 17 Bezirke, die „Contrade“, gelten als das Geheimnis der Stadt. Sie tragen Namen aus dem Mittelalter, Giraffe, Schnecke, Einhorn, haben eigene Tauf- und Sterberituale, ihre Flaggen, Symbole, Zeitungen, ihren „capitano“ als Anführer. Im „Corriere di Siena“ gibt es eine tägliche Seite nur über die Contrade.

Für die einen ist das eine beispielhafte Form kommunaler Demokratie, die unter anderem dafür gesorgt hat, dass Siena eine sehr niedrige Kriminalitätsrate hat. Für die Kritiker sind die Contrade vor





Konferenzraum der Stiftung Monte dei Paschi

SIMONE DONATI / DER SPIEGEL

allem ein Interessengeflecht im Folklore-Look, um möglichst viel Geld aus dem Füllhorn der Bank für sich abzuziehen.

Beide Auffassungen schließen sich nicht aus. Unbestritten ist, dass die Contrade kaum so gut funktioniert hätten ohne einen Zugriff auf den Gewinn der drittgrößten Bank Italiens. Kommune und Provinz Siena besetzen den Verwaltungsrat der Stiftung MPS, die Fondazione ist Mehrheitsaktionär der Bank MPS.

„Siena ist in den Händen einer Oligarchie, die sich die Posten zuschiebt“, sagt Raffaele Ascheri. Ein wütender Schullehrer, altes Wellen-Geschlecht, der als „eretico di Siena“, als Ketzer von Siena, ein Blog betreibt und in diversen selbstverlegten Büchern das Bild einer Stadt zeichnet, in der gewendete Christdemokraten, gewendete Kommunisten und Contrada-Kapitäne um die Pfründen kungeln.

Des Ketzers Lieblingsfeind ist Giuseppe Mussari, nicht nur für ihn der Mann, der Siena ins Fiasko geführt hat: „Noch nicht einmal richtiges Englisch versteht er, geschweige denn die Kunst des Bankwesens.“ Mussari war lange Jahre Vorsitzender der Fondazione und bis April Präsident der MPS. Jetzt sitzt er dem italienischen Bankenverband ABI vor.

Jahrelang war die Stadt zufrieden mit diesem Mussari. Außerordentlich zufrieden sogar. Ob es die Züchtung bedrohter Maremma-Rinder war, Krankentransporte oder das Bürgerbankett des Bezirks „Giraffe“ – „la banca“ bezahlte. 233 Millionen Euro für 2008, 180 Millionen im

folgenden Jahr. In 15 Jahren wurden rund zwei Milliarden Euro vergeben. In einer Stadt mit 55 000 Einwohnern.

Es war so ähnlich wie in den Scheichtümmern der Golfregion. Die Bürger brauchten nur ihren Antrag zu stellen, und meistens wurden ihre Träume wahr: Siena Biotech, ein pharmakologisches Forschungszentrum. Eine Schnellstraße nach Florenz. Ein Reliquiar von Francesco di Vannuccio. Eine Donatello-Ausstellung. Schulbusse. Ein Schwimmbad. Alles wichtige und gute Dinge.

Selbst im Krisenjahr 2010 wurden noch 109 Millionen verteilt. Im Jahr darauf dann: „Niente. Nichts mehr. Nur die laufenden Projekte.“ Das sagt der Herr von der Fondazione MPS, der nicht genannt werden möchte, denn jedes Wort könnte den Börsenwert weiter in die Tiefe treiben. Er sitzt im Palazzo der Stiftung, Fresken an den Wänden, im Sitzungszimmer eine Venus von Domenico Beccafumi.

Wie lange wird die Dame dort noch hängen? Zu Jahresbeginn war die Fondazione noch mit einer Milliarde Euro verschuldet, großteils bei internationalen Finanzhäusern wie J.P. Morgan und Crédit Suisse, die sich nicht verträsten lassen. Da ist keine Kunstsammlung mehr sicher.

Der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies werden jetzt, im Nachhinein, auf das Jahr 2007 datiert. Es war die Zeit der Fusionen. Kleine Geldhäuser wie die „Monte“, so hieß es überall, hätten auf dem globalen Finanzmarkt keine Chancen mehr. Auch nicht, wenn sie seit 1472 im

Geschäft sind und schon Kredite vergaben, als Kolumbus noch das Segeln lernte.

Als die niederländische Großbank ABN Amro zerschlagen wurde, ging die italienische Filialbank Antonveneta, mit Sitz im reichen Nordosten des Landes, an die spanische Großbank Santander. Die Spanier wollten verkaufen und hatten vom französischen Geldhaus BNP Paribas ein Angebot für Antonveneta von rund sieben Milliarden Euro bekommen.

Die Sienser boten ungefragt zwei Milliarden mehr. Ein Liebhaberpreis. Gezahlt von Leuten, die offenbar wenig von Finanzmärkten, aber viel von der Geschichte des Palio, von Contrade und anderen Machtzirkeln verstehen. Die Stadtverwaltung gab ihren Segen. „Es wird große Vorteile für die Aktionäre geben“, erklärte für die Linksdemokraten der spätere Bürgermeister Franco Ceccuzzi. Das war im November 2007.

Wenige Wochen zuvor war in Großbritannien die Bank Northern Rock in Refinanzierungsschwierigkeiten geraten. Ein halbes Jahr später war die Finanzkrise in vollem Gange, der Kurs von MPS auf steilem Kurs nach unten. Den Kauf von Antonveneta finanzierte MPS auch durch eine Kapitalerhöhung von fünf Milliarden Euro, aufzubringen von den Aktionären. Also vor allem vom Großaktionär, der Fondazione MPS. Die Stiftung musste über zwei Milliarden Euro lockermachen, um den Kauf der Antonveneta mitzufinanzieren.

Dazu kommt, dass die MPS viele Italo-Bonds, langfristige italienische Staatsan-

leihen, besitzt. Über 25 Milliarden Euro. Und diese Papiere gelten nicht unbedingt mehr als Sicherheit. Die US-Rating-Agentur Moody's hat Mitte Juli die Kreditwürdigkeit Italiens noch einmal heruntergestuft.

Die Europäische Bankenaufsicht hatte zudem bei ihrem Stresstest eine Kapital-lücke bei der MPS festgestellt und bestand auf einer um 3,2 Milliarden Euro höheren Eigenkapitalquote. Das war der Punkt, an dem die Stiftung aussteigen musste. Die Fondazione entschied sich, 15 Prozent der Bank zu verkaufen. Eine Revolution.

Ein Desaster.

„Ein schwieriger Moment. Aber er wird vorübergehen.“ Das sagt Franco Ceccuzzi, bis vor kurzem Bürgermeister von Siena. Bis ihm ein Teil seiner Mitte-links-Koalition die Zustimmung zum Haushalt ver-

zwei Milliarden Euro. Die MPS ist das erste italienische Geldinstitut, das Staats-hilfen in Anspruch nehmen musste.

Fabrizio Viola ist ein Banker aus Mailand, rundlich und kahl, gewiss kein Mann für Talkshows, und genau deswegen ist er als neuer Generaldirektor bestellt worden. Vor allem aber ist Viola kein Sieneser. Er ist der Retter von außen, eine Art Kommissar. Der Monti der „Monte“. „Wir bleiben eine Bank, die ihr Kreditgeschäft in der traditionellen Weise ausübt, eine Bank, die in ganz Italien verwurzelt ist“, sagt Viola. Und bittet darum, klar zwischen Bank, Stiftung und Kommune zu trennen.

Hinter ihm zeigt ein Fresko eine apokalyptische Szene, sich windende halb-nackte Gestalten, die ihre Arme in Verzweiflung emporrecken. „Das hat nichts zu sagen“, sagt Viola. „Ich möchte auch

Aber ohne „la banca“, den Sugar-Daddy für alle Fälle, ist jenes Grundvertrauen geschwunden, dass alles rundlaufen würde in der Stadt.

Die Kranken- und Altentransporte sind nicht mehr gratis. Siena Biotech musste für einen Großteil der Angestellten einen Sozialplan beantragen. Die Universität steht tief in den roten Zahlen und wird wohl Institute schließen. Erstmals seit Jahren kam es im Frühjahr zu wütenden Umzügen in der Altstadt, die nichts mit dem Palio zu tun hatten.

„Es war zuerst wie eine Panik“, sagt Caterina Barbetti, Präsidentin der Kinderclubs Giocolenuvole. Sie hat ihre Gratisangebote gerade streichen müssen. „Die Leute hatten sich daran gewöhnt, dass Blutanalysen gratis waren, dass es Schulbusse gab und die Kinder im Sommer nur vor der Frage standen, ob sie segeln oder reiten wollen. Das ist vorbei.“

Sie fürchtet, dass sich nur noch die Bessergestellten die öffentlichen Dienste leisten können. Denn bis jetzt hatte die Stadt die Zuschüsse der Bank in den normalen Haushalt eingeplant. So sei der Einbruch der Wirklichkeit ins Sieneser Idyll auch nicht nur schlecht: „Wir müssen uns jetzt mehr auf uns selbst verlassen.“

Es gibt in der Provinz Siena nicht weniger als 330 Freiwilligenvereine mit 27000 aktiven Mitgliedern. Das soziale Netz ist fest gewebt und belastbar. „Wir können mit der Krise besser umgehen als andere Städte“, meint Simone Pellegrini, die Referentin für Wohlfahrt, Bildung und Arbeit. „Es gibt nicht nur die Solidarität der Contrade. Es gibt Spenden für alles. In Siena kann man auch mit weniger Geld in Würde leben.“

Auch das ist etwas, was Siena mit Italien gemein hat – und was es gewiss von Deutschland unterscheidet: Ein wirtschaftlicher Einbruch führt nicht notwendig zu einer sozialen Krise.

Franco Ceccuzzi, der zurückgetretene Bürgermeister, steht für ein Foto noch auf der Straße, die Ziegel sienabraun leuchtend in der Nachmittagssonne. Die Frist für die Anmeldung zur Serie A ist gestern Abend abgelaufen. Im Viertel der Onda stehen schon die Tische fürs nächste Bürgerbankett. Das Leben geht weiter. Auch Franco Ceccuzzi wird sich wieder bewerben. Die Partei stünde hinter ihm.

„Kommen Sie doch zum nächsten Palio im August“, sagt er. Und wie ein Reflex folgt der Satz: „Die Bank lädt Sie ein.“

ALEXANDER SMOLTZYK



Hauptsitz der Bank Monte dei Paschi di Siena

SIMONE DONATI / DER SPIEGEL

weigerte. Derzeit regiert ein Kommissar aus Rom das stolze Siena. „Es war Verrat. Von Leuten, denen mein Neuanfang nicht behagt“, sagt Ceccuzzi. Er ist ein 45-Jähriger mit auffällig starren Rehaugen, ein Sohn der „Roten Toskana“, Abkömmling kommunistischer Landarbeiter.

„Es war ein Fehler, als Kommune die Mehrheit der Aktien kontrollieren zu wollen“, gibt Ceccuzzi zu. „Das hat die Stiftung finanziell überfordert, als die Finanzkrise kam.“ Über ihm hängt ein Porträt von Robespierre. Es ist das Logo der Agentur, die für Ceccuzzi die Öffentlichkeitsarbeit macht. „Eine öffentliche Verwaltung“, sagt er, „kann sich kaum selbst kontrollieren. Wie dann so etwas Kompliziertes wie eine Bank?“

Tja. Moody's stufte die ehrwürdige MPS im Mai noch einmal herunter, mit „negativen Aussichten“. Ende Juni wirkte der neue Generaldirektor Fabrizio Viola einen weiteren Staatskredit von fast

die strategischen Entscheidungen meiner Vorgänger nicht kommentieren, sondern lieber in die Zukunft schauen. Damals bestand wahrscheinlich ein besonderer Wille, eine Bank wie die MPS zu vergrößern, um weiterhin auf nationaler Ebene konkurrenzfähig zu bleiben.“

Er habe zusammen mit der Kommune einen Sanierungsplan beschlossen: „Der wird für manche schmerzhaft sein. Aber gewiss nicht nur für die Sieneser.“

400 Filialen sollen bis 2015 geschlossen werden, das ist fast jede siebte, Prämien gestrichen und 4600 Beschäftigte entlassen werden. Damit will Viola 630 Millionen Euro einsparen.

Nun ist Siena kaum in Gefahr, das Neapel der Toskana zu werden. Die Touristen werden weiterhin in Scharen kommen, solange der Dom steht, der Turm der Kommune seinen schlanken Schatten auf die Ziegel des Campo wirft und zweimal im Jahr der Palio seine Runden dreht.



Video:
Der Palio von
Siena

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app322012palio

„Ich bin der Jesus Christus der Politik“

Seit fast zwei Jahrzehnten hat Silvio Berlusconi Italien im Griff. Seine Gegner hassen, seine Anhänger vergöttern ihn. Nun will der peinliche alte Mann zurück ins Rampenlicht.

 Ich steige wieder in den Ring“, sagt er. Seine Partei will er retten, „ohne mich versinkt die“.

Auch das Land brauche ihn dringender denn je. Sein „Opfer für Italien“ – der erzwungene Rücktritt im November – sei vergebens gewesen, unter seinem Nachfolger Mario Monti habe sich „gar nichts gebessert“.

Davon, „dieses Scheißland zu verlassen“, ist nun keine Rede mehr. Es geht angeblich nicht anders, er muss wieder ran.

Daher joggt er und hält Diät, um besser in Form zu kommen, tüftelt an einem neuen Namen für sein „Volk der Freiheit“, wie die Partei derzeit heißt, und sucht nach Verbündeten in Politik und Wirtschaft. Er werde, sagt er, „eine Galaxie der neuen rechten Mitte bauen“. Und niemand lacht in Bella Italia.

Silvio Berlusconi, 75, drängt wieder nach vorn. Abgesagt sind die für den Herbst geplanten innerparteilichen Vorwahlen zur Kür des aussichtsreichsten Kandidaten. Abgeräumt ist auch der von ihm persönlich ausgesuchte Nachfolger als Parteichef. Angesagt ist eine neue „liberale Revolution“.

Ratlos verfolgt der Rest der Welt die neue Show des alten Zampanò: Wieso haben die Italiener diesen schrecklichen Menschen nicht längst endgültig zum Teufel gejagt? Wie kann es sein, dass halb Italien von einem Comeback redet?

Berlusconi, sagt Romano Prodi, der Wirtschaftsprofessor, der ihn mit einer Mitte-links-Koalition einmal für zwei Jahre vom italienischen Chefsessel vertrieben hat, „verkörpert all jene, die in zweiter Reihe parken. Und das ist in Italien die Mehrheit. Diese Menschen sind allergisch gegen Gesetze“. Und dank Berlusconi müsse sich dafür keiner mehr schämen.

Gewiss, auch viele Italiener finden Berlusconi peinlich, seine Witzchen, seine Skandale, seine Politik, die Italien wirt-

schaftlich an den Rand des Ruins geführt hat – den kleinen Mann, der sich mit acht Zentimeter hohen Absätzen größer machen, sich mit Haartransplantationen vor der Glatze retten will, sich von käuflichen Damen mit „amore“ und „darling“ anreden lässt, was jeder, der will, hören kann. Die Telefonmitschnitte stehen im Internet. Viele Italiener hoffen in der Tat, dass es endlich vorbei sein möge.

Doch der „Cavaliere“, wie er sich anreden lässt, hat offenbar ganz anderes vor. Er braucht ja weiter politische Macht, etwa um sein Medienreich zu stabilisieren. Das bröckelt, vor allem seit er nicht mehr der Chef in Italien ist. Und er braucht Zeit, um seine juristischen Probleme zu lösen. Ministerpräsident muss er dazu nicht unbedingt werden. Aber zumindest mächtig genug, um im Parlament eine Sperrminorität zu haben, ein Machtpotential für den Notfall. Dafür tritt er wieder an. Nach bewährter Manier und mit den gleichen Sprüchen.

„Es gibt nur mich. Nur ich kann alles retten“, rief er schon vor ein paar Wochen seinen Anhängern zu. Plötzlich ist Regierungschef Monti nicht mehr „ein Bürgerlicher wie wir“, sondern auch einer von denen, die es nicht können. Eine schlichte Botschaft für den Weg aus der Krise hat Berlusconi ebenfalls: Die italienische Notenbank wird Geld drucken, Lire notfalls, damit kann man alles bezahlen!

Das Volk teilt sich in fanatische Anhänger und glühende Gegner, „er ist der Meistgeliebte und Meistgehasste“, sagt der Sozial- und Politikwissenschaftler Ilvo Diamanti. In fast jeder politischen Diskussion geht es weiterhin vorrangig um dasselbe Thema: Berlusconi. Der Mann ist omnipräsent.

Auch im Netz. Auf seiner Facebook-Seite hat er über 430 000 „Gefällt mir“-Klicks gesammelt. Sein Gegenspieler, Pier Luigi Bersani, der Chef des Partito Democratico, bringt es auf 78 000. Und der allseits geschätzte Monti muss sich



mit kaum mehr als 2000 Zustimmungen auf seiner Facebook-Unterstützerseite begnügen.

Berlusconi, auch das ist ein Teil des Phänomens, ist für viele Italiener der geliebte Tellerwäscher-Traum, das Sinnbild des kapitalistischen Versprechens, dass jeder es schaffen kann: Er bringt es vom Sohn eines Bankangestellten zum zeitweise zehnfachen Dollar-Milliardär. Er ist ein Idol, ein Hoffnungsschimmer für manches triste Leben.

Vom ersten Tag an mischten Berlusconi und seine Bewegung „Forza Italia“ die politische Landschaft Italiens auf. Sein Rezept: Die Gegner rüde attackieren und einschüchtern, auffallen um jeden Preis. „Ich bin ein politischer Revolutionär“, sagte er, „politisch unkorrekt.“

Berlusconi kann und weiß alles. Als Wirtschaftsfachmann verbreitet er Schlichtrezepte zur Spontanheilung der italienischen Wirtschaft, als Gärtner erklärt er die Pflanzenwelt, Architekten lehrt er das Bauen. Die Rollen wechseln, der Film ist stets gleich. Heute ist er der Potenz-Protz, der mit einer Schlange von elf Mädchen vor seiner Tür angibt, morgen der erfolgreiche Unternehmer, tags drauf der weitsichtige Politiker, vergleichbar allenfalls mit Churchill, Napoleon oder Mussolini, wie er selbst sagt. Immer neue Szenen, mit gleichem Text: Ich bin der Größte, der Klügste und habe den Längsten. Auch Demut ist nur eine Rolle.



Ex-Premier Berlusconi in Rom

MINNELLA/GRAFFITI/ROPI

Bei einem Essen mit Unternehmern sagte er 2006: „Ich bin der Jesus Christus der Politik, ein geduldiges Opfer, ertrage alles, opfere mich für alle.“

Tatsächlich entpuppte sich Berlusconi als notorischer Lügner. Wieso die Steuern in seiner Regentschaft ständig gestiegen sind, obwohl er in jedem Wahlkampf niedrigere Steuern versprochen hat? Das stimmt nicht, sagt er beharrlich. Neue Arbeitsplätze, Milliarden Euro für bessere Schulen und Universitäten, weniger Staatsschulden, den Brückenschlag nach Sizilien, den schnellen Neuaufbau des vom Erdbeben zerstörten Aquila – all das hat er versprochen, aber nie gehalten.

Und wenn ein Missstand nicht länger zu leugnen ist, dann liegt es daran, dass „Italien unregierbar ist“, wie es vor ihm schon Mussolini beklagt hat. Oder es sind die anderen schuld, die „kommunistischen Staatsanwälte“ und die „kommunistischen Richter“, die ihn in den Klammergriff genommen haben. Was soll er machen?

Richtig ist, die Liste der Strafverfahren gegen den selbsternannten „Superman“ („Ja mehr noch, über Superman kann ich doch nur lachen!“) ist beachtlich. Anklagen wegen Meineid, Bilanzfälschung, Schmiergeldzahlung, Richterbestechung entkam er dank Verjährung oder Amnestie. Einige Freisprüche kassierte er mangels Schuldbeweisen, aus anderen Verfahren kam er mit dem Etikett „unschuldig“

heraus. Ein möglicherweise ganz unangenehmer Prozess läuft noch: Amtsmissbrauch und Förderung der Prostitution Minderjähriger lautet die Anklage. Es geht um die mutmaßliche, von Berlusconi bestrittene Bettgeschichte mit der längst weltbekannten Ruby – aber auch Bettgeschichten hat er ja genug ausgelebt und überlebt.

Berlusconi und die Frauen, das ist ebenfalls eine Geschichte all'italiana.

Da ist einmal die Mamma, Berlusconis heißt Rosa. Die hat er, bis sie im Februar 2008 mit 97 Jahren starb, überallhin mitgenommen, mit Geschenken überhäuft, ihr Lieder gesungen – der liebe Sohn und die Löwen-Mutter, die jeden angreift, der ihrem Liebling ans Fell will. Über Berlusconi-Gegner wie Prodi sagte sie, dem müsse „man doch nur ins Gesicht sehen, das reicht“. Dagegen ihr armer Silvio: „viel zu gut“ für diese Welt!

Nach der Mamma kommt die Ehefrau. Die darf man betrügen, aber nicht beschimpfen. Das wäre wie an der eigenen Ehre kratzen. Deshalb sagt selbst der geschwätzige Berlusconi nicht viel über seine beiden Ex-Gattinnen. Ansonsten zahlt er, schweigt und amüsiert sich mit „den hübschen Mädchen“, der dritten Gattung seiner Spezies Frau. Die müssen nicht unbedingt klug oder fleißig sein. Busen, Po, Augen und Haare bestimmen deren Marktwert im berlusco-italienischen Wertesystem.

Wer von ihnen ganz viel Glück hat, kommt womöglich sogar an eine Einladung zu einem „Bunga Bunga“-Abend bei Silvio. Der revanchiert sich für seine von ihm stets geleugneten abstrusen Sexspielchen nicht nur mit dicken Geldbündeln oder Schmuck. Manche Dame hat sich so einen Arbeitsplatz im Fernsehgeschäft erarbeitet, und eine, die als Zahnhygienikerin bei ihm angefangen hat, kam bis ins regionale Parlament.

Berlusconi kann darin nichts Ehrenrühriges entdecken: „Ich schaue eben gern in das Gesicht eines schönen Mädchels – es ist doch besser, sich für schöne Mädchen zu begeistern, als schwul zu sein.“ Klar, so etwas gibt Ärger – aber auch breite schweigende Zustimmung.

Berlusconi habe in den vergangenen zwei Jahrzehnten „das Wertesystem der Italiener gründlicher umgekrempelt als Mussolinis Faschismus“, meint Gerhard Mumelter, der langjährige Italien-Korrespondent der österreichischen Tageszeitung „Der Standard“. Berlusconi TV-Sender hätten ihren Zuschauern „jahrelang eine Gehirnwäsche verpasst, sie zu einem Volk von Voyeuren erzogen und in einem Meer seichter Banalitäten ertränkt“.

Auch deshalb hoffen viele darauf, dass die relativ Berlusconi-freien Zeiten noch ein wenig anhalten. Unwichtig allerdings ist er auch heute nicht – als Lenker der größten jener drei Parteien, auf die Ministerpräsident Monti seine Mehrheit stützt.

Für den Augenblick sehen Meinungsforscher nur erste bescheidene Erfolgsaussichten für Berlusconi. Auf 15 Prozent schätzen sie seinen Stimmenanteil, wenn am nächsten Sonntag Wahl wäre. Aber die ist erst für das kommende Frühjahr angesetzt – da bleibt noch viel Zeit für Berlusconis Propagandamaschinerie.

Schon 1995 und 2006 hatten die Auguren das politische Ende von Berlusconi prophezeit. Er galt als chancenlos, erledigt – und kam zweimal wieder. Seine besten Verbündeten, so der Sozialwissenschaftler Diamanti, seien das „kurze Gedächtnis und die Nachsicht der Italiener“, die seine Wortbrüche schnell vergessen oder verzeihen.

So kriecht den Berlusconi-Gegnern auch jetzt die Furcht den Rücken hoch, wenn der bewundert-verhasste Macho-Clown seinen verbliebenen, begeistert jubelnden Anhängern zuruft: „Gebt mir 51 Prozent – dann mache ich es noch einmal!“

HANS-JÜRGEN SCHLAMP

Lesen Sie im nächsten Heft:
Warum Frankreichs Autoindustrie nicht konkurrenzfähig ist. Neue Bescheidenheit nach Sarkozys Luxusjahren. Pariser Intellektuelle über die rätselhaften Deutschen.



SYRIEN

Sieg oder Selbstaufgabe



EMIN OZMEN / AFP (L.); BRYAN DENTON / NYT / REDUX / LAIF (R.)

Rebellen mit Gefangenem in Aleppo

Dall'Oglio in Beirut

Ein italienischer Jesuitenpater wird zu einer der wichtigsten Stimmen der syrischen Revolution: Paolo Dall'Oglio, der seit 1982 in Syrien lebte und bis zu seiner Ausweisung im Juni Abt des Klosters Mar Mussa 80 Kilometer nördlich von Damaskus war. Wegen der eskalierenden Gewalt, der Flächenbombardements des Regimes und der Hinrichtung von Gefangenen durch die Rebellen tritt Dall'Oglio nun weltweit auf, in Italien, in Kanada und in der Sendung der CNN-Moderatorin Christiane Amanpour in den USA. Dabei vertritt er eine Haltung, die unterzugehen droht im Kreislauf des Mordens und der Rache. „Ich sage den Syrern, die Angst haben und schweigen: Die Angst kann uns zum Komplizen des Regimes machen, und sie kann uns zu Kriegsverbrechern machen. Gleichzeitig frage ich die Opposition und die Revolutionäre: Wie wollen wir die religiösen und ethnischen Minderheiten schützen? Wollen wir siegen, oder wollen wir uns selbst verlieren?“ Erst in der vergangenen Woche hatte ein Video auf YouTube weltweit Entsetzen ausgelöst. Es zeigt allem Anschein nach, wie Rebellen Regierungsanhänger brutal hinrichten.

Schon vor dem Aufstand war Pater Paolo in Syrien bekannt, er hatte die alte Klosterruine von Mar Mussa wieder aufgebaut und in ein Zentrum christlich-muslimischen Dialogs verwandelt. Doch als er immer wieder verurteilte, dass „Menschen, die friedlich für Freiheit und Würde demonstrieren, gefoltert und umgebracht werden“, schickte das Regime maskierte Bewaffnete, um ihn einzuschüchtern. „Ich habe gefährliche Dinge gesagt“, gab er zu, „dass Verwundete nicht gefoltert, dass Ärzte respektiert und nicht umgebracht werden sollten.“ Als ein Scharfschütze der Armee im Mai den christlichen Filmemacher Basil Schahada in Homs erschoss, lud Pater Paolo die christlichen und muslimischen Freunde des Toten nach Mar Mussa ein, um dort zu trauern. Er wurde ausgewiesen. Es sei eine Lüge, so Dall'Oglio, dass Assads Regime die Christen vor der sunnitischen Mehrheit beschütze und die Revolution eine Sache dschihadistischer Terroristen sei. Aber je länger die Welt nur zuschaut und das Land nach dem Scheitern der Uno-Mission sich selbst überlasse, desto größer werde die Gefahr eines Bürgerkriegs nach dem Sturz von Assad: „Syrien zerfällt bereits.“

USA

Mit Ruhm beschmutzt

Eigentlich sind sich die Mitglieder der einstigen Bush-Regierung einig, dass es wenig Grund gibt, sich der Invasion im Irak zu rühmen. Umso überraschender war vor wenigen Tagen eine Äußerung von Stephen Cambone, damals Staatssekretär im Verteidigungsministerium unter Donald



Rumsfeld, Cambone im Pentagon 2003

Rumsfeld. Cambone sprach auf einer Sicherheitskonferenz in Aspen, US-Bundesstaat Colorado. Dort nannte er den Irak-Krieg auf einer Podiumsveranstaltung „eine der besten strategischen Entscheidungen des frühen 21. Jahrhunderts, wenn nicht sogar die beste“. Die amerikanische Intervention im Irak, so Cambone, habe immerhin den Weg für die Revolutionen in Ägypten und Libyen geebnet. Allein im Juli starben bei Anschlägen im Irak 436 Menschen.

AFRIKA

„Frauen sind die Hoffnung“

Leymah Roberta Gbowee, 40, Bürgerrechtlerin aus Liberia, erhielt 2011 den Friedensnobelpreis. Ende des Monats erscheinen in Deutschland ihre Erinnerungen unter dem Titel „Wir sind die Macht“.



CHESTER HIGGINS JR. / NYT / REDUX / LAIF

SPIEGEL: Sie haben nach mehr als einem Jahrzehnt des Gemetzels den Protest von Frauen gegen die Warlords in Liberia angeführt und zum Ende der Kämpfe entscheidend beigetragen. Können Frauen die Bürgerkriege in Afrika stoppen?

Gbowee: Frauen sind die Hoffnung für unseren Kontinent. Sie sind die besseren Friedensstifter. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Frauen kriegen Kinder, sie übernehmen die

Erziehung, sie halten Familien und Gemeinden zusammen. Ich glaube, dass sie deshalb versuchen, Gewalt in Konflikten zu meiden. Sie wissen, was auf dem Spiel steht.

SPIEGEL: Sie haben zu Demonstrationen und Sex-Streiks aufgerufen gegen den Krieg in Ihrer Heimat. Auch im Osten des Kongo herrscht Bürgerkrieg. Was raten Sie der Friedensbewegung im Land?

Gbowee: Die Frauen müssen sich ihrer Macht bewusst werden. In Liberia waren wir erfolgreich, weil wir uns zusammengeschlossen haben. Uns war egal, wer Muslimin und wer Christin ist oder welchem Stamm wir angehörten. Frauen machen in Kriegen vor allem eine gemeinsame Erfahrung: Sie sind Opfer. Ihre Kinder sterben, sie werden vergewaltigt.

SPIEGEL: Ihr Ex-Präsident Charles Taylor ist vor kurzem in Den Haag wegen Kriegsverbrechen verurteilt worden. Hilft das Ihrem Volk?

Gbowee: Das Wichtigste ist, dass die Menschen wissen: Taylor kann nicht zurückkommen. Und dass andere Verbrecher erkennen: Die Gerechtigkeit erreicht jeden, sogar Präsidenten.

WEISSRUSSLAND

Deutsche Amtshilfe für Lukaschenko

Waren die Vorwürfe, die deutsche Bundespolizei habe fragwürdige Verbindungen zum Regime des Despoten Alexander Lukaschenko unterhalten, wirklich „kompletter Unfug“? Das hatte Matthias Seeger, inzwischen abgesetzter Chef der Bundespolizisten, vorige Woche behauptet. Seine Behörde habe lediglich Kontakt zum weißrussischen Grenzschutz gehabt, so Seeger, und auch das nur bis vor knapp zwei Jahren. Der Wahrheit entspricht das nicht: Selbst im vergangenen Jahr war die Ausbildungshilfe für das Lukaschenko-



PICTURE ALLIANCE / DPA

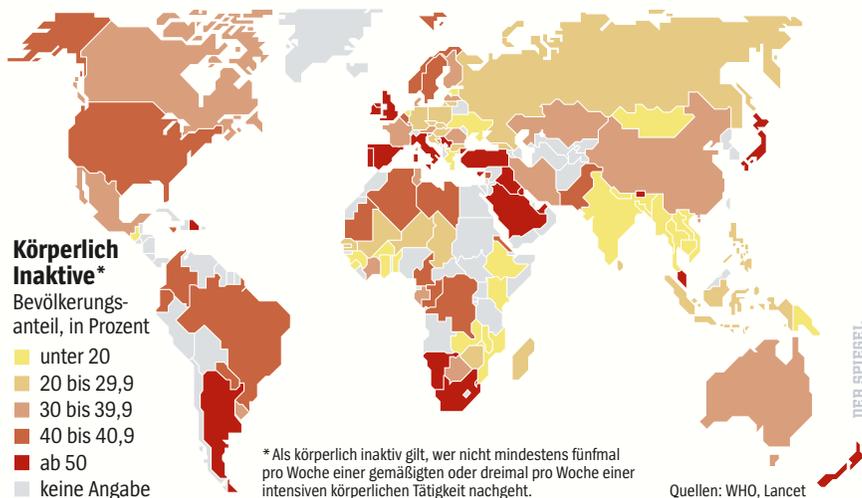
Lukaschenko

Regime noch nicht gekappt, es gab zumindest eine „Schulung belarussischer Experten im Bereich der Risikoanalyse“. Das teilte die Bundesregierung der Fraktion der Linken mit, als die sich nach Polizeieinsätzen im Ausland erkundigte. Bemerkenswert ist der Zeitpunkt, zu dem deutsche Polizisten dieses Sicherheitstraining in Weißrussland durchführten: vom 21. bis 25. Februar 2011. Nur Tage zuvor hatten in Minsk Schauprozesse gegen Oppositionelle begonnen, die im Dezember 2010 gegen die gefälschte Präsidentenwahl auf die Straße gegangen waren. Einheiten der Sonderpolizei Omon hatten die Protestler niedergeknüpelt und rund 700 von ihnen verhaftet, darunter fast alle oppositionellen Präsidentschaftskandidaten. Ende Januar 2011 hatte die EU deswegen drastische Sanktionen gegen das Regime von Lukaschenko verhängt – ungerührt reisten die Deutschen drei Wochen später nach Minsk.

QUERSCHNITT

Trägheit der Massen

Wie viel sich die Menschen in einem Land bewegen, das sagt nicht nur etwas über die Volksgesundheit, sondern auch über Regeln, Zwänge und kulturelle Eigenheiten einer Gesellschaft. Eine jüngst im Medizinjournal „Lancet“ veröffentlichte Studie kommt zu überraschenden Ergebnissen: So sind in den südeuropäischen Krisenstaaten viele Menschen besonders träge, Malta ist dabei Spitzenreiter. Ganz anders das Entwicklungsland Bangladesch: Nur fünf Prozent der Bevölkerung bewegen sich dort zu wenig. In Saudi-Arabien haben Sport und Bewegung keine Tradition, mehr als zwei Drittel der Erwachsenen sind nicht aktiv genug. Und in Iran strengen sich Frauen körperlich weniger an als Männer.



USA

Armer reicher Mann

Als Schwächling wird der Republikaner Mitt Romney verspottet, in Umfragen liegt er klar hinter Präsident Obama zurück. Nun steht er auch im Verdacht, ein Steuertrickser zu sein. Selbst Parteifreunde verzweifeln an ihm.



Präsidentenbewerber Romney, Gattin Ann: Privilegien für die Hobbys seiner Frau

Lee Sheppard wühlt sich seit Jahrzehnten durch Steuerfachtexte, sie verfasst Kolumnen für das Branchenblatt „Tax Notes“. Doch selbst Sheppard brauchte ein paar Tage, um herauszufinden, was Rafalca in der 203 Seiten langen Steuererklärung von Ann und Mitt Romney verloren hat.

Rafalca ist dunkelbraun, 15 Jahre alt, ein schmuckes Oldenburger Dressurpferd, geschätzter Wert: 500 000 Dollar. Seit 2006 befindet sich die Stute im Mitbesitz von Pferdenärrin Ann Romney, der Frau des republikanischen Präsidentschaftsbe-

werbers – Rafalca war vorige Woche mit dem gebürtigen Deutschen Jan Ebeling als Reiter sogar Olympiateilnehmerin im Dressur-Wettbewerb für die USA. Freilich ist sie keine gewöhnliche Olympionikin: Das wertvolle Pferd reiste im eigens gecharterten Flugzeug nach London, so ist es das gewohnt.

Rafalca ist also ein ziemlich teurer Spaß, aber nicht unbedingt für die Romneys, wie Sheppard beim Stöbern in deren Steuererklärung herausfand. Denn die Politikerfamilie machte im Jahr 2010 Verluste in Höhe von 77 731 Dollar für

Unterhalt und Transport der Dame geltend, ganz so, als wäre das Pferd ein Geschäftsbetrieb. Zwar beanspruchten die Romneys bislang keinen Steuervorteil, doch sie agierten vorausschauend. Wann immer sie künftig ein bisschen Geld mit Rafalca verdienen, sei es durch Preise oder Zuchtnachwuchs, könnten sie die Ausgaben von der Steuer absetzen.

„Wollen wir einen Präsidenten, der Steuerschlupflöcher für das Pferdehobby seiner Frau ausnutzt?“, so fragt Lee Sheppard, die gerade einen langen Artikel zum Thema veröffentlicht hat.

Wollen die Amerikaner Willard Mitt Romney, 65, überhaupt im Weißen Haus? Das ist die Frage, die sich immer drängender stellt. Der Republikaner hat eine „schlimme Woche“ („Washington Post“) hinter sich, seine groß angekündigte Auslandsreise missriet zur Pannentour. Erst unterstellte Romney den Briten, keine guten Olympia-Gastgeber zu sein. Danach erklärte er in Israel, die Palästinenser seien auch aufgrund ihrer „Kultur“ wirtschaftlich rückständig. Und schließlich pöbelte sein Sprecher in Warschau Journalisten an. „Romney ist wohl der einzige Politiker, der eine internationale Charme-Offensive ganz ohne Charme durchführt“, ätzte der „Daily Telegraph“.

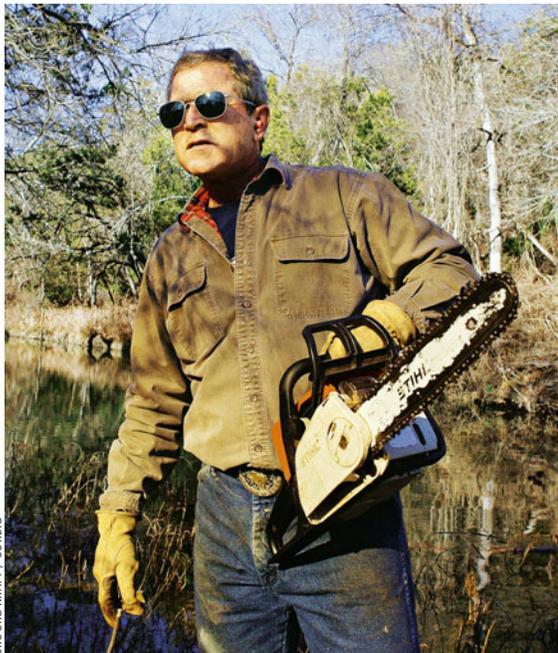
Das Washingtoner Umfrageinstitut Pew sieht den Präsidentschaftsbewerber der Republikaner inzwischen zehn Prozentpunkte hinter Barack Obama, die US-Konservativen verzweifeln zusehends an ihrem Kandidaten. Schließlich tritt Romney gegen einen Präsidenten an, mit dessen Wirtschaftskurs die Mehrheit der Amerikaner unzufrieden ist. Romney liegt auch deswegen hinter ihm, weil er sich beharrlich weigert, über seine Vergangenheit und seine Pläne für die Zukunft zu reden. Eigene Vorschläge zur künftigen Wirtschafts- oder Außenpolitik Amerikas hält er bewusst vage.

Als „wimp“ hat das amerikanische „Newsweek“-Magazin ihn deswegen jetzt beschrieben, was so viel wie Schwächling, Waschlappen oder Warmduscher heißt. Dieser Mann scheue jedes Risiko, ganz anders als Männer wie Ronald Reagan oder George W. Bush, die es dann zum Präsidenten brachten. „Glaubt Romney ernsthaft, er brauche nur auf den Frust vieler Amerikaner über Obama zu setzen? Er muss den Wählern endlich einen eigenen Plan für die Zukunft präsentieren“, sagt der einflussreiche rechte Publizist Craig Shirley.

Romneys größte Schwäche aber ist: Er gilt als Kandidat der 0,1 Prozent – der besonders gut Betuchten in Amerika. Mit einem geschätzten Vermögen von 250 Millionen Dollar ist er einer der reichsten Präsidentschaftsbewerber aller Zeiten.

Dass er diesen Ruf nicht loswird, daran ist er selbst schuld: Der frühere Geschäftsmann posiert gern mal auf dem Jetski vor seinem Zehn-Millionen-Dollar-Ferienhaus am See und schwärmt davon, wie schön es sei, Leute zu „feuern“. 89 Prozent der Amerikaner glauben, Romney treibe das Wohl der Reichen um, deren Steuern er kräftig zu senken verspricht.

Dabei haben US-Bürger durchaus eine Schwäche für vermögende Politiker. Sie wählten die Kennedys und die Bushs und kürten in New York den Multimilliardär Michael Bloomberg zum Bürgermeister. Aber die Amerikaner erwarten von Bewerbern für das Weiße Haus totale Transparenz – ob es um ihre eheliche Treue



BROOKS KEARF / CORBIS



BILL RAY / TIME & LIFE PICTURES / GETTY IMAGE

Politiker Bush 2003, Reagan 1966: Kein Risiko gescheut

geht, ihren Gesundheitszustand oder eben ihre Finanzen.

Genau daran hakt es aber bei Romney. Die standhafte Weigerung, seine Steuererklärungen so umfassend offenzulegen, wie es frühere Bewerber taten, hat zu Spekulationen geführt. Mark McKinnon, einst Wahlkampfstrategie für George W. Bush, sagt: „In seinen Steuererklärungen ist ganz offensichtlich etwas problematisch.“ Und Harry Reid, der Mehrheitsführer der Demokraten im Senat, unterstellte Romney sogar, er habe wohl zehn Jahre lang gar keine Steuern gezahlt.

Wie gravierend die Probleme sein könnten, lässt Romneys Steuererklärung von 2010 erahnen – die einzige, die er bisher veröffentlichte. Seine Anlageberater fanden so viele Schlupflöcher, dass ihre Klienten trotz Einkünften von 21,6 Millionen Dollar gerade mal mit einem Steuersatz von 13,9 Prozent zur Kasse gebeten wurden – für die Durchschnittssekretärin in Amerika liegt der Satz höher.

55 Seiten befassen sich mit Romneys umfangreichen Investments im Ausland. Allein sein früheres Unternehmen, die Investmentfirma Bain Capital, unterhält nach Recherchen von „Vanity Fair“ 138 Anlagefonds im Steuerspar-Paradies Cayman Islands, an 12 von ihnen ist Romney beteiligt. Geschätzter Wert: 30 Millionen Dollar.

Romney, der nicht müde wird, Amerika als das „großartigste Land der Welt“ zu preisen, zeigt sich in seinen Anlagetechniken weniger patriotisch. Drei Millionen Dollar hatte der Republikaner bis 2010 auf einem Konto in der Schweiz gebunkert. Eine Investmentfirma auf den Bermudas sparte ihm weitere Steuern. Mindestens eine Million Dollar investierte Romney in Elliott Associates, einen Hedgefonds der übelsten Sorte: Elliott kauft die Schulden bettelarmer afrikanischer Staaten auf, oft für nur winzige Beträge, und versucht dann, von den Regierungen dieser Länder eine möglichst hohe Rückzahlung zu erzwingen.

All das ist in jener Steuererklärung zu finden, die Romney sich zu veröffentlichen traute. Welche Geheimnisse aber mögen sich in den anderen verbergen? Weitere Konten im Ausland? Noch niedrigere

Steuersätze? Für ihn als Abtreibungsgegner politisch heikle Anlagen? Immerhin hatte Bain einst in eine Firma investiert, die laut Medienberichten Abtreibungskliniken bei der Entsorgung von Föten half.

Selbst illegale Transaktionen mögen Experten nicht mehr ausschließen. Der Republikaner, so viel steht fest, hat bereits 1995 Vermögen im heutigen Wert von 100 Millionen Dollar auf seine fünf Söhne übertragen. Ohne Einblick in die Unterlagen lässt sich nicht feststellen, ob er den Wert womöglich zu niedrig angesetzt hat, um lästige Steuern zu umge-

hen. Diese Methode ist weitverbreitet, und US-Behörden überprüfen Verstöße eher nur sporadisch. „Wenn herauskommt, dass der Wert zu niedrig angegeben war, könnte dies zu gravierenden Steuerstrafen führen“, schreibt Michael Graetz, Rechtsprofessor an der Columbia University, in der „New York Times“.

Romney gibt sich trotzig. „Ich habe einfach keine Lust, dass die Obama-Leute durch Tausende Seiten meiner Unterlagen gehen und Lügen verbreiten“, sagt er. Aber sogar Romneys Vater George, einst Boss einer Autofirma und Gouverneur von Michigan, hat während seiner erfolglosen Präsidentschaftskandidatur 1968 Steuererklärungen aus insgesamt zwölf Jahren offengelegt – und damit, Ironie der Geschichte, die Praxis der Steuertransparenz etabliert.

Je länger die Debatte dauert, desto mehr Wähler erinnern sich auch daran, auf welche Weise Romney so viele Millionen angehäuft hat – als Gründer von Bain Capital, jener besonders aggressiven Investmentfirma. Wiederholt kauften Bain-Berater gesunde Unternehmen auf und belasteten sie mit hohen Krediten. Für sich selbst zweigten die Berater üppige Honorare ab, während die überschuldeten Firmen bankrottgingen. „Aasgeier“ nannte Romneys republikanischer Wahlrival Rick Perry die Bain-Leute.

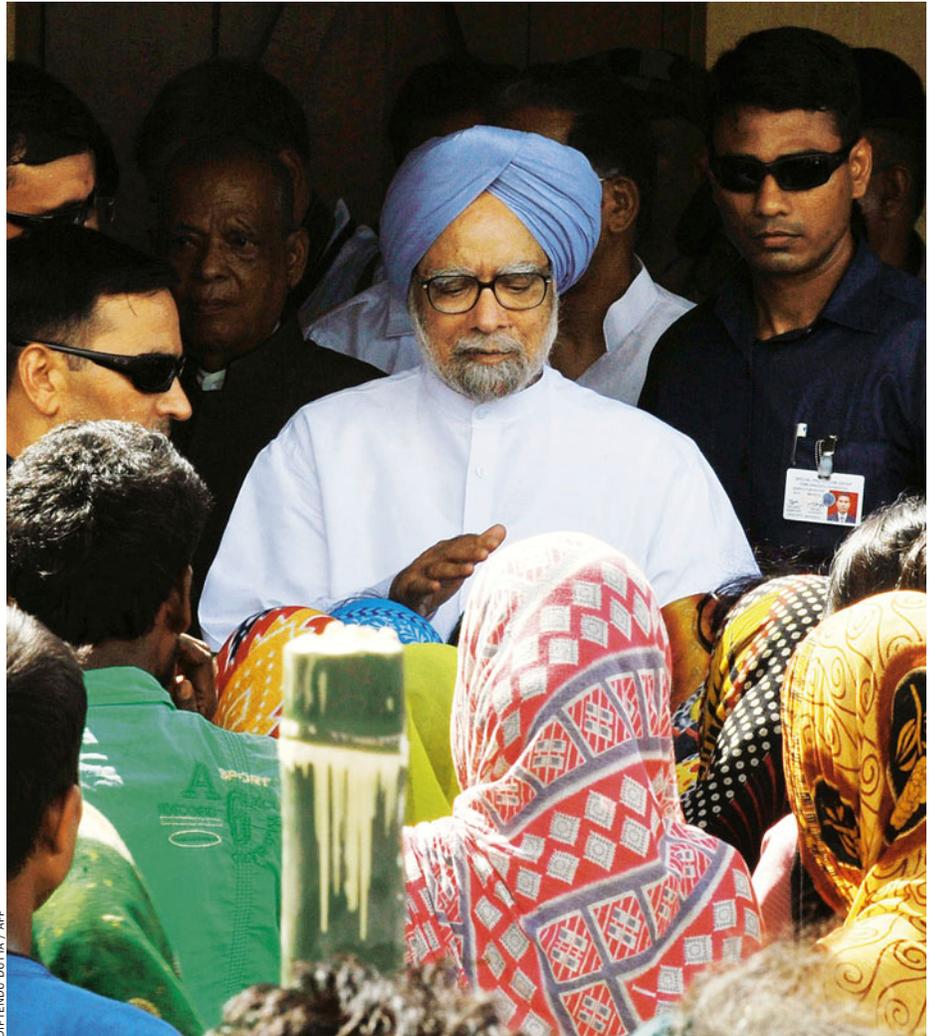
Romney argumentiert, die Jahre bei der Investmentfirma würden ihn eher als Präsident Obama dafür qualifizieren, die in den USA so dringend benötigten Arbeitsplätze zu schaffen. Nur glaubt niemand so recht daran.

Obama müssen die Sorgen seines reichen Rivalen wie ein Gottesgeschenk erscheinen. Der Präsident hat seine Steuererklärung für 2011 schon im April ins Internet gestellt, voriges Jahr zahlte er einen Steuersatz von über 20 Prozent. Zwar ist auch der Demokrat mittlerweile Millionär, dank üppiger Tantiemen für seine Memoiren. Doch vergisst er selten, seine Wähler an die eher bescheidenen Verhältnisse zu erinnern, in denen er aufgewachsen ist: „Als ich klein war, fuhr wir im Bus durchs Land und übernachteten in einfachen Motels“, erzählte Obama ihnen jüngst – just als Romney sich im Jetski-Urlaub fotografieren ließ.

Mit Werbespots versuchen seine Berater, das Bild vom Steuertrickser Romney in den Köpfen der Wähler zu verankern. In einem Streifen ist Romney zu hören, wie er – schrecklich schief – „America the Beautiful“ singt. Über den Bildschirm flackern dazu Aufnahmen malerischer Strände auf den Cayman Islands.

„Die Obama-Leute glauben, dass sie einen Nerv getroffen haben“, meint das Magazin „New York“: „Wie sadistische Zahnärzte werden sie weiterbohren – bis Romney vor Schmerz schreit.“

GREGOR PETER SCHMITZ



Regierungschef Singh: „Der sauberste Politiker des Landes“

INDIEN

Blackout im Wunderland

Lange boomte der Subkontinent, doch nun schwächelt das Land. Mitschuldig daran soll jener Mann sein, der lange Zeit als großer Zauberer galt: Premierminister Singh.

Achtzig Jahre alt wird er im nächsten Monat, für die Maßstäbe indischer Politik mag das nichts Außergewöhnliches sein. Aber die Aura des Besonderen umgibt ihn schon: Manmohan Singh ist der erste Premierminister seit Jawaharlal Nehru und dessen Tochter Indira Gandhi, der die große Nation mehr als acht Jahre lang regiert und der weltweit unter seinesgleichen als äußerst beliebter Kollege gilt.

Auch US-Präsident Barack Obama zählte bis vor kurzem zu den Bewunderern des Premiers, Mitte Juli aber ließ er alle Höflichkeit fahren. Indien behindere in vielen Bereichen „ausländische Investitionen, die nötig sind, um in unseren

beiden Ländern Arbeitsplätze zu schaffen“, polterte er in einem Interview mit der Nachrichtenagentur Press Trust of India – zudem seien viele Menschen überzeugt, die Zeit sei reif für „eine neue Welle ökonomischer Reformen, um Indien konkurrenzfähiger zu machen“. Schon das war nicht besonders diplomatisch. Dann legte das „Time“-Magazin noch mit einer bösen Story über den indischen Premier nach.

Manmohan Singh ist der Mann, der stets den blauen Turban der Sikh-Minderheit trägt, einen hochgeknöpften kragenlosen Anzug und eine Hornbrille. Der ein Land regiert, in dem 1,2 Milliarden Menschen leben – rund viermal mehr als in

den USA –, und der trotzdem immer eine stoische Ruhe ausstrahlt. Insofern war auffällig, wie barsch sein Amt auf die Sätze des Amerikaners reagierte.

Per Twitter ließ es mitteilen, Indien sei laut einer Untersuchung das drittbegehrteste Land für ausländische Direktinvestitionen. Und sein Handelsminister schimpfte, Obamas Sichtweise weiche „von der Realität ab“. Offenbar hatte der US-Präsident einen Nerv getroffen.

Premier Singh mag es nicht gern hören, aber Indiens Ruf als Wirtschaftswunderland verblasst, wie ein Menetekel schien der gigantische Stromausfall in der vergangenen Woche die Worte Obamas zu bestätigen. Für 700 Millionen Menschen, rund ein Zehntel der Weltbevölkerung, brach plötzlich die Stromversorgung zusammen. Eisenbahnen fuhrten nicht mehr, Fabriken standen still, und in den Krankenhäusern brummt Dieselgeneratoren.

Nicht nur Delhi war teilweise lahmgelegt, auch der Punjab und Haryana waren betroffen, Uttar Pradesh und Rajasthan im Nordwesten, Westbengalen, Bihar, Orissa und Jharkhand im Osten – insgesamt 20 Bundesstaaten.

„Wie kann es sein, dass ein so großes Land wie Indien mit einer Milliardenbevölkerung und Atomwaffen nicht einmal seine eigene Hauptstadt mit Strom versorgen kann?“, fragte sich Bobby John Varkey, Chefredakteur des „M Magazine“ in Delhi.

Vordergründig war ein Versorgungsnetzwerk im Norden Indiens kollabiert, doch da Kraftwerke wie Stromnetze weitgehend vom Staat betrieben werden, sahen viele Inder darin nicht nur einen technischen Betriebsunfall. Sie sahen darin ein Signal, dass die Ära Singh zu Ende geht.

6,5 Prozent betrug das Wirtschaftswachstum im vergangenen Jahr, im ersten Quartal 2012 ist es auf 5,3 Prozent gesunken. Um die Armutsrate aber spürbar senken zu können, benötigt Indien mindestens acht Prozent. Die Rupie schwächelt, das Haushaltsdefizit wächst, eine Rating-Agentur drohte, Indiens Kreditwürdigkeit auf Ramschniveau herabzustufen.

Wenige trauen Manmohan Singh noch zu, die wachsenden Probleme des riesigen Landes in den Griff zu bekommen. Wie versteinert wirkt er in der Krise.

So schnell kann sich die Stimmung drehen: Jahrelang wurde Indien als Hightech-Wunderland gefeiert, das dem

Nachbarn China bald Konkurrenz machen würde. Die Wachstumsraten beliefen sich oft auf mehr als acht Prozent. Es schien, als würde das Riesenreich in Südasien den Sprung aus der Armutsfalle schaffen.

Eine Mittelschicht begann sich herauszubilden, IT-Firmen schossen aus dem Boden, die Universitäten füllten sich mit hochmotivierten jungen Leuten, die Mumbai allemal Berlin vorzogen.

Die mächtigsten Menschen der Welt reisten nach Delhi, niemand wollte es sich mit dem zukünftigen Global Player verscherzen: Wladimir Putin und der britische Premier David Cameron kamen, Barack Obama, Nicolas Sarkozy und Chinas Premierminister Wen Jiabao. Angela Merkel pries das Land, das „zu den ganz großen in den nächsten Jahrzehnten“ gehören werde.

Die sogenannten BRIC-Staaten – Brasilien, Russland, Indien, China – galten bereits als Achsenmächte einer neuen Weltwirtschaftsordnung. Für jene, die

lein die Ausrichtung der Commonwealth-Spiele im Jahr 2010 hat Indien gut vier Milliarden Dollar gekostet, mindestens 15-mal so viel wie ursprünglich kalkuliert. Auch Kabinettsmitglieder und Parteifreunde wurden der Korruption bezichtigt – alles Männer, die ihr den Kampf angesagt hatten.

Singhs Niedergang ist fast schon tragisch. Der Mann, der in Cambridge und Oxford Volkswirtschaftslehre studiert hatte, dann beim Internationalen Währungsfonds war und schließlich Finanzminister in Neu-Delhi, hatte das Land Anfang der neunziger Jahre vorangebracht. Er galt als Vater des indischen Wirtschaftswunders, er hatte die Wirtschaft liberalisiert und sie für ausländische Investoren geöffnet. Privat blieb Singh bescheiden. 2004, als er Premierminister wurde, feierte ihn die britische BBC als den „sauerbusten Politiker Indiens“.

Doch seit Singh 2009 die Wahl gewonnen hat, scheint ihm die Kraft auszugehen. Seine Pläne, den Einzelhandel für

Investoren aus dem Ausland zu öffnen, scheiterten am Widerstand einflussreicher Parteifreunde aus der Kongresspartei und an einem der wichtigsten Koalitionspartner.

Fast zehn mitregierende Parteien bremsen seinen Elan, in vielen Bundesstaaten muss der Schulterchluss mit anderen Parteien gesucht werden. Das ist ein zermürbender Prozess, der zu Kompromissen zwingt. Sonia Gandhi, die große Dame der Kongresspartei, so heißt es, wehre sich zudem gegen eine allzu deutliche Abkehr von alten sozialistischen Idealen. Die gebürtige Italienerin, Witwe des ermordeten Ex-Premiers Rajiv Gandhi und Schwiegertochter Indira Gandhis, führt die Partei wie einen Familienbetrieb.

Sie gilt als Hüterin der Nehru-Gandhi-Dynastie, und sie sähe wohl am liebsten ihren Sohn Rahul als nächsten Parteichef und Premierminister. Doch auch von ihm ist in den Zeiten der Krise nichts zu sehen, viele zweifeln ohnehin daran, dass er ein fähiger Politiker ist.

Jüngeren Talenten gibt der Gandhi-Clan keine Chance, gegen die Parteichefin aber wagt niemand aufzubegehren. Sonia Gandhi ist im Land nach wie vor populär.

Womöglich muss Indien noch bis zum Jahr 2014 auf einen Neuanfang warten, dann finden die nächsten Parlamentswahlen statt. Wohl ohne Manmohan Singh.

THILO THIELKE



Stromausfall in Indien: Atommacht im Dunkeln

sich mit der Dominanz des aufstrebenden China nicht abzufinden vermochten, war Indien – die größte Demokratie der Erde – eine Alternative.

Doch dann wurde Indiens Aufschwung gebremst. Das hatte auch etwas mit der weltweiten Abschwächung des Wachstums zu tun, doch halten viele Inder die Regierung für den eigentlich Schuldigen. „Sie ist hochgradig korrupt“, klagt Journalist Varkey: „Singh ist zwar ein integrierender Mann, aber von den falschen Leuten umgeben.“

Durch die Korruption entstand nach Schätzung des indischen Polit-Magazins „Outlook“ seit 1992 ein wirtschaftlicher Schaden von über einer Billion Euro. Al-



GUIDO BERGMANN / AFP

Partner Merkel, Putin in Berlin am 1. Juni, Polizeieinsatz gegen protestierende Kreml-Gegner in Moskau am 31. Juli: „Systematische Zerstörung

RUSSLAND

Glatte Fehlbesetzung

Putins Feldzug gegen seine Kritiker belastet das Verhältnis zum Kanzleramt. Und Moskaus Lobby in Berlin schweigt – selbst angesichts des bizarren Prozesses gegen die Mädchen-Band Pussy Riot.

Als Wladimir Putin am 1. Juni der schwarzen Limousine vor dem Berliner Kanzleramt entstieg, hatte er nicht viel Zeit für höfliche Floskeln. Minsk, Berlin, Paris in 24 Stunden: Die erste Auslandsreise nach seiner Rückkehr in den Kreml wirkte wie diplomatisches Speed-Dating, und weil das Wiedersehen mit Weißrusslands Diktator Alexander Lukaschenko länger dauerte, musste die Kanzlerin in Berlin eine Stunde warten.

Dann herzte Putin Angela Merkel draußen vor dem Kanzleramt. Drinnen aber bedachte er sie mit hartem Tobak. Merkel wollte wissen, was der russische Präsident von den Moskauer Demonstrationen gegen seine Wiederwahl halte. Das habe sich erledigt, versicherte der Kreml-Chef, es habe sich ja auch nur um sehr kleine Kundgebungen von Kommunisten, Faschisten und sexuell Deformierten gehandelt. Die Kanzlerin verstand: Von einem Staatschef, der unzufriedene Landsleute als Perverse diffamiert, sind demokratische Reformen nicht zu erwarten.

Zwei Glaubenssätze prägten Berlins Politik gegenüber Moskau, nachdem Boris Jelzin am 31. Dezember 1999 Wladimir

Putin zu seinem Nachfolger ausgerufen hatte. Ein Russland mit Putin an der Spitze sei besser als ein Russland ohne ihn, lautete der eine. Putin steuere das Riesenreich langsam – aber stetig – in die richtige Richtung, der zweite. „Wandel durch Annäherung“, so hieß das Motto, wie zu Zeiten Willy Brandts.

Den Wandel zum Besseren sucht man in Putins Russland derzeit vergeblich. Der Kreml-Chef hat ein Gesetz über Nichtregierungsorganisationen unterzeichnet, das russische Menschenrechtler und Umweltschützer als „ausländische Agenten“ diffamiert. Den Blogger Alexej Nawalny, einen Anführer der Massenproteste, wollen Staatsanwälte für zehn Jahre ins Gefängnis werfen. Und dem Parlamentsabgeordneten Gennadij Gudkow, einem früheren KGB-Oberst, der sich zum Wortführer der Putin-Gegner mauserte, soll die Immunität entzogen werden.

Und dann gingen vorige Woche noch die Fotos aus dem Moskauer Chamowniki-Gericht um die Welt: Morgen für Morgen pferchten Gerichtsdienner drei junge Frauen wie Schwerverbrecher in einen Käfig aus Glas – bis zu sieben Jahre Haft

drohen ihnen, nur weil sie in einer Kirche ein Schmählied auf Putin sangen.

Der Prozess gegen die Mädchen-Band Pussy Riot ist an Absurdität kaum zu überbieten. Die Staatsanwaltschaft stützt sich allen Ernstes auf ein Gutachten, das den Frauen Verstöße gegen einen Synoden-Beschluss aus dem Jahr 691 nach Christus vorwirft – „widernatürliche Schreie“ in einer Kirche sind demnach verboten.

Quer durch Europa erklärten sich Künstler und Politiker mit Pussy Riot solidarisch. Ihr Protest war laut – umso mehr fiel auf, dass andere schwiegen.

Sie schweigen schon seit Mai, seit der neue alte russische Präsident den Rachezug gegen seine Kritiker begann, allen voran der deutsch-russische Petersburger Dialog. Das ist eine Institution, die sich selbst ein „offenes Diskussionsforum“ nennt und die Verständigung zwischen den Zivilgesellschaften beider Länder fördern will. Das Forum ist aber leider dafür bekannt, heikle Themen wie Menschenrechte in voreilem Gehorsam von der Tagesordnung fernzuhalten.

Elf Jahre ist es her, dass Präsident Putin und Kanzler Gerhard Schröder den Petersburger Dialog aus der Taufe hoben, eine Veranstaltung „zwischen staatsinitiiertem Gespräch und üppigen Buffets“, wie die Berliner „taz“ schon 2001 spitz bemerkte. Bei den jährlichen Tagungen führen Politiker das große Wort, nicht etwa Bürgerrechtler oder Intellektuelle. Auch die Besetzung des deutschen Lenkungsausschusses folgt parteipolitischen Proporz: 8 von 24 Mitgliedern sind aktive oder ehemalige Berufspolitiker, 2 sind Vertreter politischer Stiftungen, 3 weitere



IPTARTASS/IMAGO

von Freiheit“

Wirtschaftsfachleute mit Geschäftsinteressen in Russland.

Wenn Christoph Heusgen Lothar de Maizière anruft, dann ist das für beide Seiten nicht immer angenehm. Heusgen ist außenpolitischer Berater von Angela Merkel, er überbringt die Botschaften der Kanzlerin. De Maizière, Co-Vorsitzender des Petersburger Dialogs, war letzter Regierungschef der DDR, verfügt aber über wenig Durchsetzungsvermögen.

De Maizière gehört dem Kuratorium des Vereins „Werkstatt Deutschland“ an, der den jetzigen russischen Präsidenten voriges Jahr mit einem Preis ehren wollte. Hätten öffentliche Proteste die Auszeichnung nicht verhindert, so hätte Putin am 3. Oktober 2011 in Berlin die „Quadriga“ entgegennehmen können – nur neun Tage nachdem er den Ämtertausch mit dem damaligen Staatschef Dmitrij Medwedew verkündet hatte, der Millionen Russen empörte.

Heusgen hatte de Maizière schon im vergangenen Jahr Merkels Unmut übermittelt: Es müsse sich etwas ändern, neue Leute müssten im Petersburger Dialog ans Ruden. Reagiert hat de Maizière nicht.

Im Frühjahr wurde Heusgen deutlicher: Wenn nichts passiere, würden die deutsch-russischen Regierungskonsultationen nicht mehr zeitgleich mit dem Petersburger Dialog stattfinden. De Maizière lenkte ein, aus Angst vor dem angedrohten Bedeutungsverlust. Ex-Botschafter Ernst-Jörg von Studnitz, 75, wurde abgelöst. Als Leiter der wichtigen Arbeitsgruppe Zivilgesellschaft war der Diplomat, der gern zu „Vorsicht mit der deutschen Streitkultur“ mahnt, eine glatte Fehlbesetzung.

Nachfolger von Studnitz ist der stellvertretende Unionsfraktionschef Andreas Schockenhoff, er genießt das Vertrauen der Kanzlerin; ihr früherer Regierungssprecher Ulrich Wilhelm wird in die Arbeitsgruppe Medien einziehen.

Ob das zur Erneuerung reicht, ist fraglich. „Der Petersburger Dialog ist in seiner jetzigen Form nicht geeignet, um auf die systematische Zerstörung von Freiheit unter Putin zu reagieren“, sagt die Bundestagsabgeordnete der Grünen Marie-Luise Beck. Denn Moskau entsendet nur Getreue des Kreml in die Gremien des „Diskussionsforums“. Auch Merkel-Mann Schockenhoff glaubt kaum an eine Verbesserung der innenpolitischen Lage: „Es wird sehr schwierig, angesichts dessen im Petersburger Dialog Absprachen zu erreichen. Die Gefahr besteht darin, dass das von russischer Seite verhindert wird.“

„Annäherung durch Verflechtung“ war die Devise, die der damalige Außenminister Frank-Walter Steinmeier 2006 für die deutsch-russischen Beziehungen ausgab. Beim Petersburger Dialog aber erinnert die Verflechtung mitunter an Filz.

Das liegt auch an Männern wie Hermann Parzinger, dem Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Parzinger ist Leiter der Arbeitsgruppe Kultur des Petersburger Dialogs. 2009 verlieh der damalige Präsident Medwedew dem Deutschen im Kreml den „Orden der Freundschaft“. Parzinger wurde mit Ausgrabungen in Südsibirien bekannt. Er stieß dort auf ein fast unversehrtes Grab der Skythen, eines kriegerischen Reitervolks der Antike.

Parzinger ist Russland verpflichtet, entsprechend zurückhaltend ist er mit Attacken auf den Kreml. Als Leiter der Kul-

tur-AG des Petersburger Dialogs hätte er in der Causa Pussy Riot Alarm schlagen müssen – denn Pussy Riot ist Teil der russischen Zivilgesellschaft, deren Förderung sich die Deutschen auf ihre Fahne geschrieben haben. Er sei „besorgt“, lässt Parzinger auf Anfrage ausrichten, mehr nicht. Und merkt zugleich an, dass in Deutschland Kunstfreiheit ebenfalls „nicht grenzenlos“ sei. Sieben Jahre Haft für ein aufmüpfiges Lied in einer Kirche drohen hier aber wohl eher nicht.

Dass im Westen alles genauso wie in Russland sei, nur meist schlimmer – das ist die Argumentation Wladimir Putins. Parzinger ist nicht der Einzige, der den Kreml-Duktus perfekt beherrscht. Eckhard Cordes, Chef des Ost-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft, doziert gern über fehlende Landeskenntnisse deutscher Medien. Putins Entschluss, auf den Präsidentensessel zurückzukehren, hatte Cordes begrüßt. Bei einem Treffen wünschte er dem damals noch als Regierungschef wirkenden Politiker „Erfolg bei den bevorstehenden Wahlen“. Der trat dann auch ein, allerdings mit Nachhilfe.

„Es muss Schluss sein mit dem Schmutzsekurs“, sagt nun die Bundestagsabgeordnete Beck. „Im Petersburger Dialog muss gestritten werden können.“

De Maizières Leute wehren sich dagegen. Die Deutschen dürften nicht als Lehrmeister auftreten. „Der Blick auf Russland ist bei uns oft einseitig“, sagt de Maizière und verweist auf die Kritik am NGO-Gesetz. Auch in den USA gebe es eine Pflicht für NGOs, ausländische Finanzquellen offenzulegen. Ein endgültiges Urteil könne er sich „erst erlauben, wenn ich den Gesetzestext in Deutsch vor mir habe“.

Die Deutschen treibt die Angst um – Angst um ihre guten Beziehungen zum Kreml. Sie wollen Putin nicht provozieren. Sie glauben, auch die Affäre um die Mädchen-Band Pussy Riot aussitzen zu können. Möglicherweise sehen sie sich seit vergangenem Donnerstag darin sogar bestätigt. Da sprach sich Präsident Putin bei einem Olympiabesuch in London überraschend dafür aus, die seit fünf Monaten inhaftierten Mädchen „nicht zu hart“ zu verurteilen. Den Sinneswandel hatten wohl jene bewirkt, die sich anders als der Petersburger Dialog über die Gerichtsfarce empörten.

Putins Wink wurde in Moskau sofort verstanden: Vergangenen Freitag gewährten die Richter den drei Angeklagten während der Verhandlung plötzlich Erholungspausen, Kameraleute durften wieder in den Saal, der aggressive Schäferhund des Bewachungskommandos wurde durch einen friedlichen Rottweiler ersetzt.

Dass Putin auch als Russlands oberster Richter wirkt – das ist eigentlich der nächste Skandal, zu dem die Deutschen nicht schweigen dürften.

BENJAMIN BIDDER, RALF NEUKIRCH

POLEN

Gefangener Nummer 4859

Witold Pilecki kämpfte im Widerstand gegen die Nazis, nach dem Krieg aber richteten ihn die Kommunisten hin. Jetzt wird nach seinen sterblichen Überresten gesucht.

Weitab von den prunkvollen Heldengräbern, in der hintersten Ecke des Warschauer Powazki-Friedhofs, hat das Institut für nationales Gedenken (IPN) eine Grube ausheben lassen. Archäologen pinseln vorsichtig Erde beiseite, ihre Fundstücke drapieren sie unter einem Sonnendach: Es sind braungelbe Knochen und dazu viele Schädel – die meisten haben ein rundes Loch im Hinterkopf.

Eigentlich liegen auf dem Powazki-Friedhof Polens berühmteste Dichter, Denker und Dissidenten, und vielen wurden schwere Marmordenkmäler auf ihre Gräber gesetzt: Dieser Friedhof ist das Warschauer Pantheon, aber er birgt ein dunkles Geheimnis.

Die Experten vom IPN, der polnischen Gauck-Behörde, suchen die Überreste von Opfern der letzten Diktatur in ihrem Land, denen nie ein Grabstein gesetzt worden ist. Sie suchen jene Männer und Frauen, die in der Nachkriegszeit getötet und dann anonym verscharrt wurden, auf Befehl der kommunistischen Führung.

Bis zu hundert Leichen von Hingerichteten vermuten IPN-Wissenschaftler in der Grube. Etwa dreißig davon sollen deutsche Kriegsverbrecher sein, erschossen zwischen 1948 und 1956 im Warschauer Gefängnis Mokotów. Die meisten Zellennachbarn im Todestrakt aber waren Polen, die sich aufgelehnt hatten gegen die von Stalin eingesetzten Machthaber und deswegen sterben mussten. Ehefrauen und Verwandte erfuhren oft erst Monate später von der Exekution, und nie wurde ihnen gesagt, wo die Hingerichteten begraben sind.

Auch Andrzej Pilecki, ein rüstiger Herr von 80 Jahren, ist an diesem Sommertag auf den Friedhof gekommen. Er will den IPN-Experten Material für einen Gentest liefern, denn sein Vater Witold wird ebenfalls in dem Massengrab vermutet. „Ich würde mich freuen, endlich eine Kerze an dieser Stelle anzünden zu können“, sagt er.

Unter all den Helden auf dem Powazki-Friedhof ist Witold Pilecki ein Sonderfall. Der Rittmeister der Kavallerie hat sämtliche Torturen, die seine Nation im



Ausgrabungen auf dem Powazki-Friedhof in Warschau: Rundes Loch im Hinterkopf



Häftling Pilecki in Auschwitz um 1940: Freiwillig ins KZ

20. Jahrhundert erlebte, am eigenen Leib durchgemacht. Er war während der deutschen Besatzung Soldat der polnischen Untergrundarmee und ließ sich in deren Auftrag freiwillig nach Auschwitz deportieren – um das mörderische Treiben der Deutschen dort auszukundschaften. Das schützte ihn nicht davor, nach dem Krieg wegen „Spionage“ gegen das neue Regime hingerichtet und wohl in ebendieser Grube begraben zu werden, an deren Rand nun Sohn Andrzej steht.

Witold Pilecki wird 1901 im karelischen Olonez geboren. Bereits als Schüler in Wilna schließt er sich polnischen Soldaten an, die im Ersten Weltkrieg für die Wiedergeburt Polens kämpfen. 1920 zieht er mit in die Schlacht gegen die sowjetische Armee, die im Handstreich Warschau einnehmen will – es wird einer der wenigen militärischen Triumphe seiner Nation.

Danach wird Pilecki Reservist und bestellt die Äcker auf dem Bauernhof seiner Familie im ostpolnischen Sukurcze. Als 1939 die Wehrmacht das Land überfällt, zerstört seine Einheit sieben feindliche

Panzer und schießt zwei Flugzeuge ab. Es folgt die im Hitler-Stalin-Pakt vereinbarte Aufteilung Polens – Pilecki geht in den Untergrund.

Die Deutschen unterwerfen das Land, deportieren und erschießen Zivilisten. Was aber im Lager Auschwitz vor sich geht, weiß niemand genau, die polnische Résistance ahnt es nur. Pilecki lässt sich deswegen im September 1940 absichtlich bei einer Razzia im Warschauer Stadtteil Zoliborz verhaften und wird in das KZ geschafft.

„Ich will versuchen, nur bare Fakten zu beschreiben“, verspricht er später in dem Bericht über seine Zeit als Häftling Nummer 4859: „Aber man ist ja nicht aus Holz.“

Pilecki wird Chronist des Holocaust, seine Schilderungen des Alltags in Auschwitz spielt er dem polnischen Untergrund zu. Die Gefangenen müssen eine der Gaskammern und einen großen Ofen mauern. „Wir bauen ein Krematorium für uns selbst“, notiert Pilecki. Er übersteht Prügel und zwei Lungenentzündungen. Und

ist dabei, als die Deutschen sowjetische Kriegsgefangene und Juden vergasen. „Sie standen so dicht, dass sie auch im Tod nicht umfallen konnten.“

Als er hört, dass Flugzeuge zwei Bomben auf den nahegelegenen Ort Brzezinka, wo das Vernichtungslager liegt, geworfen haben sollen, ist Pilecki optimistisch. Er hofft, dass die Alliierten Auschwitz bombardieren werden und die Untergrundarmee einen Entlastungsangriff startet. Er will dann einen Aufstand entfesseln, er hat alles Nötige organisiert, sogar der Schlüssel zu einer Waffenkammer wurde kopiert. Bis zu 1000 Häftlinge gehören Pileckis Netzwerk an.

Doch der rettende Angriff kommt nie. Nach zweieinhalb Jahren im KZ gelingt es Pilecki, mit gefälschten Papieren außerhalb des elektrischen Zauns eingesetzt zu werden, in der Bäckerei. In der Nacht zum Ostermontag 1943 stemmt er zusammen mit anderen Häftlingen eine Tür auf und flüchtet.

Pilecki schlägt sich in die Hauptstadt durch, er kämpft beim Warschauer Aufstand mit und wird erneut von den Deutschen gefangen genommen. Das Kriegsende erlebt er in einem Lager bei Murnau in Oberbayern.

Im Herbst 1945 kehrt er in seine Heimat zurück. Tausende Aktivisten aus dem Widerstand gegen die Nazi-Besatzer sind zu dieser Zeit wieder in den Wäldern abgetaucht und führen von dort aus einen Partisanenkrieg – diesmal gegen die eigenen Landsleute: Das kommunistische Regime ist für sie nichts anderes als eine Form russischer Fremdherrschaft. Die Warschauer Führung lässt Kämpfer der ehemaligen Untergrundarmee verhaften und nicht selten umbringen.

Pilecki beginnt Informationen über das Regime zu sammeln, vor allem über dessen Verbrechen: über die Prozesse gegen Oppositionelle, über die Hinrichtungen, die Deportationen.

Am 8. Mai 1947 nimmt ihn der Geheimdienst fest. Pilecki wird der Prozess gemacht, ein Schauprozess. Frühere KZ-Häftlinge bitten den neuen Ministerpräsidenten Józef Cyrankiewicz – einen Mann, der selbst in Auschwitz war – um Gnade für ihn. Cyrankiewicz weiß um Pileckis Verdienste, aber er lässt den Richter wissen, diese dürften dem Angeklagten nicht mildernd angerechnet werden. Schließlich fällt das Todesurteil. Der Grund: Spionage.

Am 25. Mai 1948 wird Pilecki aus seiner Zelle geholt und auf jene Art hingerichtet, die man heute in Polen die „Katyń-Methode“ nennt: Der Henker feuert aus nächster Nähe einen Pistolenschuss in den Hinterkopf des Verurteilten ab. Genau so hatte der sowjetische Geheimdienst schon 1940 in den Wäldern bei Katyń 22 000 gefangene Polen ermordet.

JAN PUHL

CHINA

Macht und Zyankali

Im Mordprozess gegen die Funktionärsgattin Gu Kailai droht der Angeklagten die Todesstrafe. Die KP will den Fall möglichst schnell aus der Welt schaffen.

Das Gerichtsgebäude der ostchinesischen Provinzstadt Hefei ist ein erdrückender Betonkoloss: Wer die steile Treppe hinaufsteigt, fühlt sich winzig und verloren. Vor allem aber liegt dieser Ort weitab von der Hauptstadt Peking – und deshalb haben Chinas kommunistische Machthaber ihn gewählt. Hier wollen sie der Gattin eines politischen Rivalen den Prozess machen, und zwar möglichst ungestört.

Vielleicht schon ab dieser Woche muss sich Gu Kailai, 53, hier in Hefei zusammen mit einem Bediensteten für den Mord an ihrem Geschäftspartner Neil Heywood verantworten. Die beiden sollen den Briten im November 2011 in einem Hotelzimmer von Chongqing, einer 32-Millionen-Metropole am Oberlauf des Yangtze, mit Zyankali vergiftet haben.

Wäre die Volksrepublik ein Land mit unabhängiger Justiz und freier Presse – es könnte ein Jahrhundertprozess werden. Denn Gu ist die Ehefrau von Bo Xilai, 63, dem im März gestürzten Parteichefs von Chongqing. Der Polit-Thriller um das angeblich korrupte Politikerpaar hat die Supermacht in eine politische Krise gestürzt, die größte seit der blutigen Niederwerfung der Proteste auf dem Platz des Himmlichen Friedens in Peking 1989.

Noch zu Jahresbeginn schien der ehrgeizige Bo beste Aussichten zu haben, im Herbst, beim bevorstehenden Wechsel in der Pekinger Führung, einen hohen Posten abzubekommen. Als Sohn eines revolutionären Partisanen gehörte er zu den roten „Prinzlingen“ der Partei, das rückständige Chongqing hatte er zu Chinas Boomstadt gemacht.

Bo gelang es wie keinem anderen, das Volk zu begeistern, auch weil er sich der Armen und Unterprivilegierten annahm. Der blassen Pekinger

Funktionärselite war er daher unheimlich geworden.

Doch dann floh ein Untergebener Bos, der Ex-Polizeichef von Chongqing, unter mysteriösen Umständen ins amerikanische Konsulat der Stadt Chengdu und erzählte von dem Mord an Heywood und der mutmaßlichen Schuld von Bo-Gattin Gu. Bald darauf wurde Gu verhaftet – und Bo wegen „schwerer Verstöße gegen die Disziplin“ seiner Posten enthoben.

Die chinesische Obrigkeit hält das Paar an geheimen Orten fest, ohne dass die beiden mit Anwälten reden können. Zugleich versorgen Bos Gegner Medien in Hongkong und den USA mit schmutzigen Details aus dem Leben von Gu, die einst Anwältin war. Sie soll illegal Vermögen ins Ausland verschoben und dafür gesorgt haben, dass ihr Sohn an teuren Privatschulen und Universitäten in Großbritannien und den USA studieren konnte.

Schon lange vor dem Prozess in Hefei zeichnete Peking so ein Psychogramm der Angeklagten: Es handele sich hier um eine krankhaft ehrgeizige und machtbesessene Frau, die den Einfluss ihres Mannes zu Geld gemacht und ihn so mit ins Verderben gezogen habe.

Die formelle Anklage gegen Gu wegen „vorsätzlicher Tötung“ und dieses Psychogramm sind zugleich ein politisches Signal. Die Pekinger Führung will damit andeuten, dass sie ihren internen Macht-

kampf beigelegt hat, denn von Bo ist keine Rede mehr. Und der Fall seiner Gattin Gu soll rechtzeitig vor dem Parteitag im Herbst aus der Welt geschafft werden.

Pikante Details über das Leben der an Luxus gewöhnten Gu wird Peking bei dem Prozess aber weitgehend ausklammern. Denn andere Führer leben mindestens ebenso korrupt wie Gu und Bo. Stattdessen dürfte sich das Gericht, das voraussichtlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit tagen wird, auf den Mord an Heywood konzentrieren. Und es wird wohl der Linie folgen, die von der Nachrichtenagentur Xinhua vorvergangene Woche vorgegeben worden war: Gu habe ihren Geschäftspartner Heywood vergiftet, weil sie um die Sicherheit ihres Sohnes gefürchtet habe. Die Tatsachen, verkündete das Pekinger Sprachrohr, seien „klar“, die Beweise „unwiderlegbar und substantiell“.

Diese öffentliche Vorverurteilung lässt kaum noch einen fairen Prozess zu. Das dürfte niemand besser wissen als die frühere Anwältin Gu – sie selbst hatte vor Jahren in einem Buch Vergleiche zwischen dem Rechtssystem ihres Landes und dem der USA gezogen. Dabei rühmte sie die gnadenlose Effizienz, mit der die Volksrepublik ihre Übeltäter aburteilt.

Zwar soll Gus Familie einen eigenen Anwalt mit der Verteidigung beauftragt haben. Doch die Obrigkeit setzte lokale Anwälte ein – und die dürften kaum Zeit haben, sich in die bizarre Affäre einzuarbeiten. Das allerdings scheint auch nicht nötig: Per Eid sind sie in erster Linie dem Wohl der Partei verpflichtet.

Gus Schicksal hängt nun von den höchsten Führern der KP ab. Der Hinweis von Xinhua auf die mütterliche Sorge um den Sohn deutet auf mildernde Umstände hin – immerhin hat ihr Gatte noch zahlreiche Anhänger in der Partei. Möglicherweise wird das Gericht Gu zwar zum Tode verurteilen, die Strafe dann aber in Gefängnis umwandeln.

Der eigentliche Bösewicht – aus Pekinger Sicht – sitzt in Hefei nicht auf der Anklagebank: Gus Ehemann Bo. Sein politisches Ende dürfte erst Monate nach dem Parteitag besiegelt werden. Nach ähnlichem Ritual entledigte sich die KP 1998 und 2008 der in Ungnade gefallenen Parteichefs von Peking und Shanghai. Der Ausschluss aus der KP und eine mehrjährige Gefängnisstrafe wegen Vertuschung eines Mordes – das ist das Mindeste, was dem „Prinzling“ dann droht.



Ehepaar Gu, Bo: Den Einfluss des Mannes zu Geld gemacht?

WIELAND WAGNER



Mexikos lange Nacht

GLOBAL VILLAGE: Warum der Schriftsteller Javier Sicilia das Schreiben eingestellt hat

Das Lieblingscafé des Dichters heißt Alondra, es liegt in einem Gewölbe gegenüber der Kathedrale von Cuernavaca. Javier Sicilia, 56, hat sich an einen Tisch in einer versteckten Ecke zurückgezogen, hier sitzt er am liebsten, hier schirmen ihn die Kellner ab, denn er ist mit der Besitzerin des Lokals befreundet.

Sicilia ist in seiner Heimatstadt bekannt wie kaum ein anderer, selten kann er in Ruhe einen Espresso trinken. Dabei hat er seit mehr als einem Jahr keine Zeile mehr geschrieben. Er hat das Schreiben eingestellt, nachdem sein Sohn vor 16 Monaten ermordet wurde.

Juan Francisco Sicilia wurde nur 24 Jahre alt. Der Medizinstudent fiel am 28. März 2011 dem Drogenkrieg zum Opfer, wie mehr als 50 000 andere Mexikaner in den vergangenen fünf Jahren. Sein Vater war gerade auf den Philippinen, als ihn die Nachricht ereilte. Auf dem Heimflug versuchte Sicilia noch, seinen Schmerz in ein Gedicht zu kleiden.

Wie wird ein Student zur Beute der Drogenmafia? Er habe „einem Freund einen Gefallen erweisen“ wollen, sagt Sicilia. Die beiden hätten zusammen einen Nachtclub besucht, und dort sei dem Freund die Digitalkamera gestohlen worden. Die Diebe waren, wie sich herausstellte, Bekannte des Lokalbesitzers. Juan Francisco rief sie an und forderte das Gerät zurück. Sie vereinbarten einen Treff am Stadtrand, wo die Kamera angeblich zurückgegeben werden sollte. Was Juan Francisco nicht wusste: Der Nachtclubbesitzer hatte Kontakte zur Drogenmafia.

„Die Gangster haben meinen Sohn und seine Kameraden in eine Falle gelockt“, sagt Sicilia. Kurz vor seinem Tod habe Juan Francisco noch seine Freundin angerufen: „Wir sind in einer schwierigen Lage“, habe er mit belegter Stimme gesagt. Passanten fanden später die Leichen, die jungen Männer waren gefoltert worden. Einer der mutmaßlichen Täter ist gefasst, es gibt Hintermänner mit Verbindungen zu Polizei und Politik.

Sicilia schreibt zwar seither nicht mehr, sprachlos geblieben ist er aber nicht. Nach dem Tod seines Sohnes führte er einen Protestzug von Cuernavaca in die 85 Kilometer entfernte Hauptstadt an. Als Sicilia auf dem Zócalo eintraf, dem zentralen Platz von Mexico City, waren dort 150 000 Menschen zusammengeströmt. Seitdem ist der Poet die Symbolfigur der mexikanischen Widerstandsbewegung gegen den Drogenkrieg.

In diesem Monat will er nach Washington aufbrechen, er hat eine Protestkara-

der sein Leben opferte, um einen Gefangenen im Konzentrationslager von Auschwitz zu retten. Sicilia hatte das Buch kurz vor dem Tod seines Sohnes fertiggestellt.

Die Auseinandersetzung mit der Gewalt ist sein Lebensthema geworden. Fast täglich werden auf Mexikos Straßen verstümmelte, enthauptete, zerteilte Leichen gefunden. „Der Drogenkrieg ist verloren“, sagt Sicilia. „Es war ein schwerer Fehler, dass der Präsident die Streitkräfte in den Kampf gegen die Gangster geschickt hat, sie sind unterwandert und korrumpiert. Wir brauchen eine neue Strategie.“

Er gehört nun zu jenen, die für die Legalisierung von Rauschmitteln eintreten – so wie Boliviens Präsident Evo Morales oder Uruguays Staatsoberhaupt José Mujica.

Früher kontrollierten wenige Kartelle den Drogenhandel, selten kam es zu Massakern. Heute sind die Mafiosi in Hunderte Banden zersplittert, und die Gewalt hat sich ausgebreitet wie eine Seuche. Immer öfter sterben Menschen, die mit den Gangstern nichts zu tun haben. Sie werden ermordet von korrupten Polizisten, sind oft nur im falschen Moment am falschen Ort.

Cuernavaca wirkt wie eine Insel des Friedens auf dem Drogenschlachtfeld Me-

xiko. Springbrunnen plätschern vor prachtvollen Villen, leuchtende Bougainvilleas wuchern über die Mauern. Doch auch hier sind die Kartelle aktiv. Vor zweieinhalb Jahren starb in Cuernavaca Mafia-Chef Arturo Beltrán Leyva bei einer mehrstündigen Schießerei, die Polizei hatte sein Anwesen gestürmt.

Sicilia wohnt seit langem hier, er unterrichtet an der Universität. Er hat ganze Nächte in den Cafés und Kneipen rund um die Kathedrale verbracht. Heute leeren sich die Lokale, wenn es dunkel wird. „Die Leute haben Angst“, sagt Sicilia.

Er trinkt seinen Kaffee aus und tritt auf die Straße. Er hoffe, dass Mexikos lange Nacht bald zu Ende sei, sagt er zum Abschied und fügt hinzu: „Irgendwann möchte ich auch wieder schreiben.“

JENS GLÜSING



Autor Sicilia: „Der Drogenkrieg ist verloren“

wane quer durch die USA organisiert. In Bussen wollen sie von San Diego aus bis in die Hauptstadt fahren. Unterwegs werden sich Gewerkschafter, Vertreter lateinamerikanischer Einwanderergruppen und Gegner des Drogenkriegs anschließen.

Am Lincoln-Denkmal wollen sie gegen den Waffenhandel protestieren. „Mexikos Drogenbosse kaufen ihr Kriegsarsenal in amerikanischen Waffenläden ein“, sagt Sicilia. „Und die US-Regierung unternimmt nichts, um den Schmuggel zu unterbinden.“

Sicilia redet leise und schnell. Gelegentlich kommen Freunde ins Café, umarmen ihn und klopfen ihm aufmunternd auf den Rücken. Vor ihm liegt sein letztes Werk „El fondo de la noche“ („Die Tiefe der Nacht“), ein Roman über Maximilian Kolbe. Kolbe war ein polnischer Priester,

LUFTHANSA

Vorstand mahnt mehr Gewinn an

Nach außen verkündet die Lufthansa stolz steigende Auslastungszahlen und einen höheren Quartalsgewinn, intern aber wird kritischer kommuniziert. In einem kürzlich veröffentlichten offenen Brief des Vorstandsvorsitzenden Christoph Franz und seines Passage-Chefs Carsten Spohr an die Mitarbeiter heißt es: „Hohe Passagierzahlen und Sitzladefaktoren sagen leider nichts darüber, was unterm Strich in der Kasse übrig bleibt. Und das reicht weiterhin nicht aus, um die erforderlichen Investitionen stemmen zu können, die wir benötigen, um auch in Zukunft als Premium-Airline die Nase vorn zu haben.“ Auch zur angeblich mangelhaften und von Premiumkunden oft gerügten Produktqualität äußern sich die Vorstände. Man wisse, dass man in den vergangenen Jahren nicht immer „überzeugend“ dem „Qualitätsanspruch der Marke Lufthansa“ gerecht geworden sei. „An einigen Stellen“ hätten Wettbewerber die Lufthansa „zumindest eingeholt“. Die Top-Manager wollen nun drei Milliarden Euro in das „Produkterlebnis“ investieren.



Franz mit Flugbegleiterinnen

ALEX DOWANSKI / REUTERS

TOURISMUS

Ein Bonus für die Flagge

Der Flaggenstreit um die MS „Deutschland“ ist beendet, die Probleme bleiben. Mehr als 8,5 Millionen Euro Minus verbuchte der Schiffsmehrheitsbesitzer Aurelius zuletzt für seine „MS Deutschland Beteiligungsgesellschaft“. Allein das Schiff verursachte 2011 einen operativen Verlust von 1,5 Millionen Euro.

Um Kosten zu sparen, wollte die Reederei deshalb den als ZDF-„Traumschiff“ bekannten, mittlerweile angejahrten Dampfer (Stapellauf 1998) nach Malta ausflaggen, gab die Pläne aber wegen der öffentlichen Kritik auf. Selbst Bundespräsident Joachim Gauck hatte sich eingemischt, auch „Traumschiff“-Gäste zeigten sich ent-

setzt. Die sollen nun, so die Idee der Reederei, ihre Solidarität mit der deutschen Flagge auf besondere Weise zeigen können – mittels eines freiwilligen Bonus in Höhe von drei Prozent des Reisepreises. Die MS „Deutschland“ ist das einzige Kreuzfahrtschiff, das unter deutscher Flagge fährt.



MS „Deutschland“

TIMUR EMERK / DAPD



ERIC THAYER / REUTERS

ZAHLE DER WOCHE

Rund **45** Milliarden Dollar

seines Unternehmenswerts hat Facebook seit seinem Börsengang verloren. Das weltgrößte soziale Netzwerk war im Mai mit 38 Dollar je Anteilsschein gestartet. Am vergangenen Donnerstag war die Aktie erstmals unter die Marke von 20 Dollar gefallen.

SCHLECKER

Millionenschaden für Vermieter

Die Insolvenz der Drogeriemarktkette Schlecker hat nicht nur weitreichende Konsequenzen für die rund 30 000 ehemaligen Beschäftigten – auch für viele Vermieter der rund 3000 Schlecker-Läden geht die Pleite an die Existenz. So kündigte die Kanzlei von Schlecker-Insolvenzverwalter Arndt Geiwitz Anfang Juli sämtlichen Vermietern mit einer Frist von drei Monaten. Die Mietzahlungen wurden allerdings in vielen Fällen sofort eingestellt. Zudem teilte Geiwitz mit, dass die Räumung der Läden auf Kosten der Vermieter zu erfolgen habe. Ladeneinrichtung oder elektrische Installationen müssten eigenständig entsorgt werden. In einem weiteren Brief vom 17. Juli schrieb Geiwitz' Kanzlei außerdem, dass für viele ehemalige Schlecker-Geschäfte die Schlüssel nicht mehr auffindbar seien und die Vermieter „sich selbst den Zugang zur Filiale verschaffen dürfen“, indem sie auf eigene Kosten die Schlösser aufbrechen und austauschen sollten. Die Kosten für Räumung und Austausch der



TORSTEN SILZ / DAPD

Ehemalige Schlecker-Filiale

Schlösser könnten zwar als Insolvenzforderung angemeldet werden, man gehe aber „tendenziell eher davon aus, dass die einfachen Insolvenzgläubiger ... nicht mit einer erheblichen Quote für die Forderungen rechnen können“, schreibt Geiwitz. Nach Hochrechnungen von Vermietern dürften sich die gesamten Verluste auf mehr als 16 Millionen Euro addieren.



UNIVERSUM HOME ENT. / CINEMAX

Szene aus dem Sat.1-Erfolgsfilm „Die Wanderhure“

TV-KONZERNE

Senderchef begründet Abgang mit Kostendruck

Vorige Woche verkündete der kriselnde Sender Sat.1 den Abgang seines Chefs Joachim Kosack, 47, der zum Filmproduzenten Ufa wechselt. Zwei Tage später meldete der Mutterkonzern ProSiebenSat.1 steigende Gewinne und eine enorm hohe operative Rendite von über 30 Prozent. Die guten Ergebnisse kommen seit Jahren auch durch einen erheb-

lichen Kostendruck beim Programm zustande. Mit diesem Sparzwang hat Kosack nun intern seinen Ausstieg begründet. Vor Mitarbeitern sagte der Senderchef, er wolle kein Programm machen, hinter dem er nicht aus voller Überzeugung stehe. Bei der Ufa heißt es, man habe ihm eine Rückkehr schon vor zwei Jahren in Aussicht gestellt. Kosack hatte bereits von 1996 bis 2006 für das Potsdamer Unternehmen gearbeitet. Den Job als Sat.1-Geschäftsführer hatte er erst vor zehn Monaten angetreten; er ist der fünfte Senderchef binnen fünf Jahren. Kosack war für eine Stellungnahme nicht erreichbar.

ERDGAS

PR-Scharmützel um Fördertechnik

Auf ungewöhnliche Weise versucht die amerikanische Öl- und Gasindustrie, Stimmung für eine umstrittene Fördertechnik zu machen. Sie hat den Film „Truthland“ finanziert und zeigte ihn in den vergangenen Wochen in 22 Spielorten vor allem im rohstoffreichen Bundesstaat Pennsylvania. Darin wird das Fracking-Verfahren thematisiert, bei dem mit Hochdruck Erdgas aus bisher unerschlossenen Schichten freigesetzt wird. Der Film ist eine Reaktion auf „Gasland“, der 2010 für Furore sorgte. In dem Oscar-nominierten Werk äußerte Regisseur Josh Fox erhebliche Zweifel an der Sicherheit und Umweltverträglichkeit des Verfahrens. Er zeigte unter anderem einen Wasser-

hahn, aus dem leichtentzündliches Methan strömte – angebliche Folge eines Fracking-Projekts. In „Truthland“ nutzt die Energie-Industrie nun ihrerseits suggestive Bilder. In einer Szene werden mit einem Streichholz Blasen entzündet, die aus einem Bach blubbern. Das soll zeigen, dass es natürliche Methan-Vorkommen gibt, die durch die Erdoberfläche austreten. Regisseur Fox lässt sich nicht beeindruckend: Er arbeitet bereits an „Gasland 2“.



US-Demonstranten

LES STONE/CORBIS

HANDEL

Abbau statt Visionen

Um Karstadt übernehmen zu können, versprach Nicolas Berggruen viel: Er wollte eigenes Geld investieren und alle Arbeitsplätze retten. Nichts davon hat er getan. Stattdessen sondiert der Investor den Verkauf der Sport- und Premiumhäuser.

Was Andrew Jennings seinen Mitarbeitern zu sagen hat, erfahren sie meist auf zweierlei Weise: Entweder lädt sie der Karstadt-Chef zum „Coffee Update“ ins Foyer der Essener Konzernzentrale, wo im Wartebereich eine kleine Espresso-Bar steht. Oder er verschickt ein „CEO Bulletin“, in dem er seine Pläne und Ideen verkündet.

Weil Jennings nur Englisch spricht, wird die Kaffee-Plauderei live übersetzt und der Chef-Brief neben der englischen auch in einer etwas holprigen deutschen Version ins Intranet gestellt.

Beides kommt bei seinen Mitarbeitern nicht gut an. Gäbe es nicht die Direktive, dem Coffee-Shop-Termin beizuwohnen, der Chef stünde regelmäßig vor einem halbleeren Saal, wird in Essen gelästert.

Die Stimmung ist schlecht bei Karstadt, so schlecht wie die Lage des Kaufhauskonzerns, der im Oktober vor zwei Jahren von Nicolas Berggruen offiziell übernommen wurde und seit eineinhalb Jahren von dem britischen Kaufhausmanager Jennings geführt wird. Viel ist nicht geblieben von der Aufbruchstimmung und den Visionen des deutsch-amerikanischen Investors, der aus dem Nichts aufgetaucht war und Mitarbeiter, Gewerkschaften und Öffentlichkeit für sich eingenommen hatte.

Berggruen gab sich als Philanthrop und sozialer Investor. Er übernahm den heruntergewirtschafteten Konzern für einen symbolischen Euro und versprach, die Arbeitsplätze und den Konzern als Ganzes zu erhalten und Millionen zu investieren.

Inzwischen hat in der Essener Konzernzentrale die Realität Einzug gehalten. Und die hat mit Berggruens Ankündigungen wenig zu tun.

Zwar müht sich Konzernchef Jennings tapfer, von der „potentiell aufregenden Zukunft“ des Unternehmens zu sprechen und seine Strategie „Karstadt 2015“ zu beschwören. In seinem Juli-Rundbrief an die Mitarbeiter machte er aber keinen Hehl daraus, wie es wirklich um Karstadt bestellt ist: Der Konzern leide unter ineffektiven Strukturen und Prozessen mit zu vielen Bereichen geringer Produktivität, „die uns langsam und unbeweglich



Investor Berggruen

GILLES BASSIGNAC/DFD/SIPA

machen anstatt wendig und schnell“. Eine Seite weiter verkündete er den Abbau von 2000 Stellen, „mit Zustimmung des Aufsichtsrats und unter Einbeziehung der Sozialpartner“.

Das dürfte nicht die einzige Nachricht bleiben, die die Belegschaft schockieren wird. Denn tatsächlich sind die hochfliegenden Pläne von Investor Berggruen, aus den maroden Karstadt-Häusern mit völlig veraltetem Sortiment moderne Einkaufstempel zu machen, längst Makulatur. Entgegen seinen Ankündigungen ist er nicht bereit, Geld für die Modernisierung zur Verfügung zu stellen. Nur 24 Kaufhäuser wurden bislang renoviert, und selbst das war in vielen Fällen nur „ein bisschen Facelifting im Eingangsbereich“, spottet ein Kenner.

Um Karstadt wirklich zu modernisieren, braucht Chef Jennings in den nächsten drei Jahren nach Branchenschätzungen 400 Millionen Euro. Doch woher soll das Geld kommen? „Glauben Sie im Ernst, dass Berggruen in ein Unternehmen investiert, das den Turnaround nicht schafft?“, antwortete Jared Bluestein, Karstadt-Aufsichtsratschef und Berggruens rechte Hand, bereits vergangenes Jahr auf die Frage eines Aufsichtsrats.

Berggruen hat offenbar andere Pläne, er lässt den Verkauf der sogenannten Karstadt-Premium- und Karstadt-Sporthäuser vorbereiten – obwohl er solche Pläne immer entschieden dementiert hatte. Bluestein persönlich soll derzeit sowohl mit der Qatar Holding als auch mit dem kanadischen Familienunternehmen George Weston Limited verhandeln.

Die Wahl der beiden Verhandlungspartner würde Sinn ergeben: So erwarb die Investmentfirma des Emirats Katar im Jahr 2010 das britische Kaufhaus Harrods, dem kanadischen Handelskonzern gehören die britischen Kaufhäuser Selfridges. Außerdem soll über einen Verkauf der Sporthäuser an den zur Otto Group gehörenden Sportscheck nachgedacht werden, wie es aus Bankenkreisen heißt. Es gebe keine Verhandlungen, heißt es allerdings bei Otto. Und auch ein Sprecher Berggruens dementierte die Verkaufsabsichten entschieden.

Doch offenbar hat Berggruen die Vision eines prosperierenden Traditionsunternehmens Karstadt aufgegeben – auch, weil er gemerkt hat, dass die Sanierung des Konzerns aufwendiger und teurer ist als gedacht. Und dass Gewinne wesentlich schwerer zu erwirtschaften sind als angenommen.

Denn so optimistisch sich Karstadt-Chef Jennings bislang auch gibt: Die Zahlen stimmen alles andere als froh. Zwei Prozent weniger Umsatz soll der Konzern im ersten Halbjahr erwirtschaftet haben. Und Ende August läuft der Sanierungstarifvertrag aus, durch den Jennings bislang

Weihnachts- und Urlaubsgeld sparte. 50 Millionen Euro mehr Personalkosten wird er dann zahlen müssen. Und 2014 steigen die Mieten für die mehr als hundert Filialen im Land.

Um zu sehen, wie schlecht die Geschäfte laufen, genügt ein Blick in die Läden. Kurz nachdem Jennings den Personalabbau angekündigt hatte, läutete er eine Rabattaktion ein, die in der Branche für Kopfschütteln sorgt: Die Ware werde „zu geistesgestörten Preisen verhämmert“, sagt ein ehemaliger Karstadt-Manager. Rabatte von bis zu 80 Prozent wurden gewährt. Solche Aktionen wecken fatale Erinnerungen: Karstadt bot seine Ware häufig dann zu Schleuderpreisen an, wenn der Konzern dringend Geld brauchte. Kein Wunder, dass in der Branche schnell das Gerücht die Runde machte, die Rabattaktion sei notwendig, um den wichtigen Weihnachtseinkauf bezahlen zu können. 300 Millionen Euro sollen Jennings fehlen, was der Konzern über seinen Anwalt aber dementieren lässt.

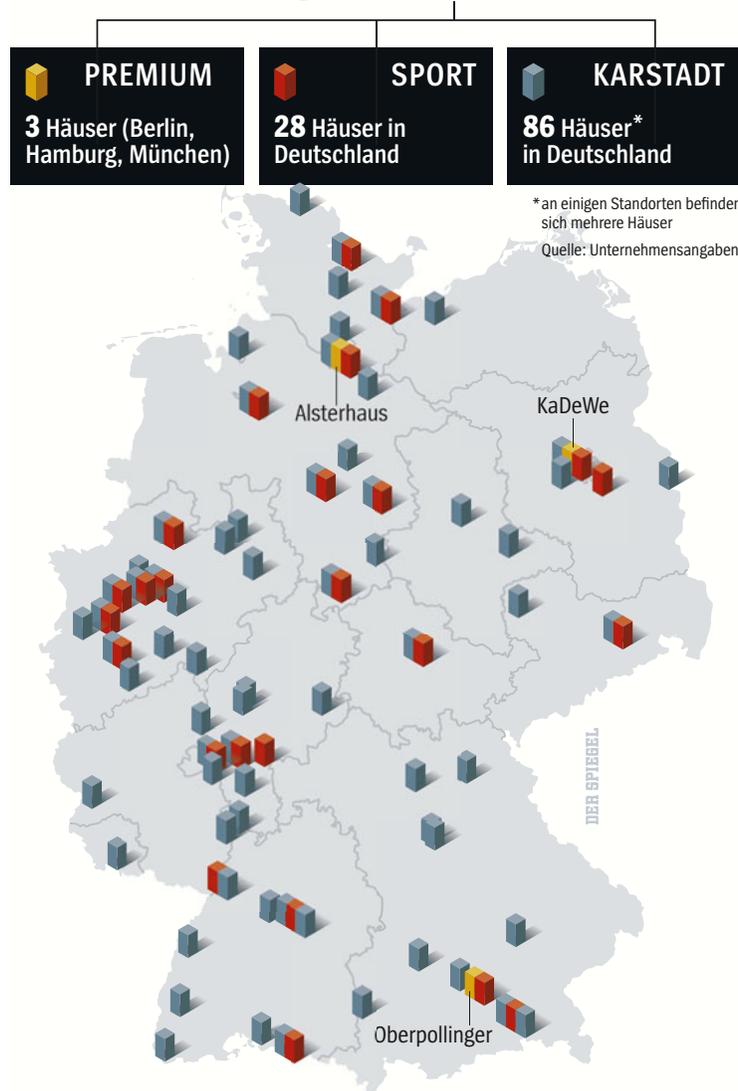
Selbst unverbesserliche Optimisten in Sachen Karstadt-Rettung sind inzwischen ziemlich kleinlaut, wenn es um die Zukunft der Warenhauskette geht – und das liegt nicht nur an der mangelnden Unterstützung durch Berggruen.

Das Unternehmen krankt nach wie vor an seinen Strukturen: Damit die Gewerkschaften dem Verkauf von Karstadt an Berggruen überhaupt zustimmten, wurde ein Stillhalteabkommen in puncto Arbeitszeit und Bezahlung geschlossen: Umsatzabhängige Vergütung und flexible Arbeitszeiten gibt es bis heute so gut wie nicht – oder müssen teuer bezahlt werden.

Zu alledem kommt ein Chef, der kaum Vertrauen genießt. Jennings zeige jeden Tag, dass er „keine Ahnung vom deutschen Kaufhausgeschäft hat“, wie ein ehemaliger Mitarbeiter sagt.

Tatsächlich scheint Jennings das deutsche Einkaufsverhalten nicht unbedingt verstehen zu wollen: Er trennte sich von vielen langjährigen Führungskräften, darunter sowohl der Einkaufs- wie der Vertriebschef, und ließ die Stellen monatelang unbesetzt. Schließlich

Warenhäuser im Angebot Kaufhäuser der Berggruen Holdings



Karstadt-Chef Jennings: Ein Boss, der kaum Vertrauen genießt

holte er Gillian Berkmen als Einkaufschefin, die den deutschen Markt kaum kennt.

Jennings' Ignoranz zeigt sich auch im Sortiment: Er setzt auf seine bewährten Lieferanten aus Großbritannien – und kauft Marken, „die auch von den Einkäufern erst mal gegoogelt werden müssen“, wie im Unternehmen kolportiert wird. Dass sich in der Mode der britische vom kontinentaleuropäischen Geschmack unterscheidet, interessiert ihn dabei wenig.

Die erste und zweite Managementebene besteht fast nur noch aus englischsprechenden Managern. Selbst unbedeutende Meetings werden zweisprachig abgehalten und sämtliche Papiere übersetzt. Für viele Gespräche, ob mit leitenden Angestellten, Betriebsräten oder Aufsichtsräten, werden Dolmetscher benötigt.

Per DVD verschickt der Chef Videobotschaften, die nach Ausstrahlung wieder in die Essener Zentrale geschickt werden müssen. Das Unternehmen schottet sich zunehmend ab. Jennings gibt selten Interviews, die Website ist so überarbeitet worden, dass sie zwar modern aussieht, aber kaum relevante Informationen über das Unternehmen bietet. Berater, die für Karstadt arbeiten, erzählen, dass sie nur noch die Zahlen und Informationen bekommen, die für ihre Arbeit unabdingbar sind.

Interne Kritik an strategischen Neuausrichtungen wird meistens ignoriert. Die Multimedia-Abteilungen sollen bis Ende nächsten Jahres komplett geschlossen werden, obwohl sie als „Frequenzbringer“ gelten, die Kunden anziehen. Stattdessen will sich Jennings auf Mode und Beauty spezialisieren – obwohl in Deutschland dafür kaum jemand zu Karstadt geht. „Die Zielgruppe, die Jennings vorschwebt, wird doch bei Peek & Cloppenburg oder anderen Modehäusern deutlich besser bedient“, sagt ein ehemaliger Manager.

Bleibt die Frage, was Investor Berggruen mit den verbleibenden Karstadt-Häusern machen will. Branchenkenner vermuten, dass sie über kurz oder lang bei der Metro-Gruppe landen werden. Die könnte sie dann mit der einigermaßen gut laufenden Kaufhof-Kette verschmelzen und endlich die Deutsche Warenhaus AG gründen – seit Jahren das Zukunftsmodell für Karstadt und Kaufhof.

Behalten würde die Metro diesen Geschäftszweig wahrscheinlich nicht, denn ein interessierter Käufer wartet im Hintergrund: René Benko, der österreichische Investor, der bereits vergangenen Winter Interesse an den Kaufhof-Häusern zeigte. Der abgeblasene Verkauf habe seinen Ehrgeiz erst geweckt, heißt es aus dem Metro-Umfeld. Und beim richtigen Preis und einer entsprechenden Finanzierung habe man nichts gegen einen Verkauf.

SUSANNE AMANN, JÖRG SCHMITT



Teilzeitkraft Geburtig: Option auf eine Vollzeitstelle

ARBEITSMARKT

Zweites Wahlgeschenk

Die Regierungsfractionen von Union und FDP wollen die Verdienstgrenzen für Minijobs anheben. Die Reform schadet mehr, als sie nutzt – und ist selbst in der Wirtschaft umstritten.

Benjamin Geburtig erklärt seine neuen Arbeitsaufgaben. An einer Stelle weiß der 19-Jährige nicht mehr weiter. Er fragt seinen Chef: „Wie heißt das noch mal? Lieferschein?“ „Leistungsnachweis“, sagt Markus Kampmann.

Einerseits müsste Geburtig die korrekte Bezeichnung wissen. Andererseits verließ Geburtig die Schule ohne Abschluss. Lange fand er keine Arbeit, bis er im Mai vergangenen Jahres bei der M-Logistic-Group als Minijobber unterkam. Für 400 Euro im Monat sortierte er bei der Dortmunder Transportfirma morgens von fünf bis acht Uhr Pakete.

Das macht er heute noch immer, doch danach erledigt er auch den Papierkram, die Leistungsnachweise eben. Geschäftsführer Kampmann hat den Minijob vor drei Monaten in eine Teilzeitstelle umgewandelt, mit eigener Krankenversicherung und Rentenansprüchen.

Wahrscheinlich wäre Geburtig weiterhin 400-Euro-Jobber, hätte nicht das Dortmunder Jobcenter im September das Pilotprojekt „Mehrwert schaffen“ gestartet. Seitdem bemühen sich die Mitarbeiter gezielt, Minijobs in sozialversicherungspflichtige Arbeit umzuwandeln. Sie sprechen zunächst Kandidaten wie Geburtig an, ob sie länger arbeiten wollen. Dann kontaktieren sie die Arbeitgeber und weisen auf die Möglichkeiten zur Umwandlung und auf Zuschüsse hin.

„Das war mir bis dato nicht bekannt“, sagt Kampmann. Er fand die Idee so gut,

dass er dem Handlanger die Option auf eine Vollzeitstelle als Paketzusteller gab.

Auch Heinrich Deichmann hält nicht viel von Minijobs. Deichmann ist Chef des gleichnamigen Schuh-Discounters. In den knapp 1300 deutschen Filialen seines Imperiums arbeiten rund 14 000 Menschen, doch keiner auf 400-Euro-Basis. „Wir hatten uns entschieden, ab 2010 auf geringfügige Beschäftigungsverhältnisse vollständig zu verzichten“, sagt Deichmann. Die vorhandenen Minijobs wurden schrittweise in sozialversicherungspflichtige Jobs umgewandelt.

Natürlich arbeiten bei dem Essener Schuhhändler nicht nur Vollzeitkräfte, sondern, wie im gesamten Einzelhandel, auch viele Teilzeitbeschäftigte, um flexibel auf die wechselnde Kundenfrequenz reagieren zu können. Doch Deichmann ist wichtig, „dass diese Mitarbeiter etwas für ihre Altersversorgung tun und für sie in das Sozialversicherungssystem eingezahlt wird“.

Für Deichmann sind Minijobs ein Relikt aus vergangenen Tagen, für die Bundesregierung offenbar ein Instrument der Zukunft. Auf Drängen der FDP wollen die Abgeordneten von Union und Liberalen zum 1. Januar 2013 die Verdienstgrenzen für Minijobs erhöhen. Wer heute bis zu 400 Euro verdient, muss keine Steuern und Abgaben zahlen – egal, ob er Schüler, Arbeitnehmer oder arbeitslos ist. Nun soll das Limit auf 450 Euro steigen. Als Begründung für die Steigerung führt die Koalition an, dass die Löhne und Ge-



Biergarten am Ammersee: Die Regierungspläne erfreuen vor allem die Gastronomie

hälter in den vergangenen zehn Jahren zwar gestiegen, die Höchstgrenzen für die geringfügige Beschäftigung aber gleich geblieben seien.

Doch die vermeintliche Wohltat ist umstritten – auch innerhalb der Regierung. Während Wirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) die Minijobs als „Beitrag zu mehr Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt“ und „wichtigen Standortvorteil“ preist, stimmt das von Kristina Schröder (CDU) geführte Familienministerium dem Entwurf „nur mit Blick auf die im Koalitionsvertrag getroffene Vereinbarung zu“, heißt es in einem Schreiben vom 25. Juli. Der Plan, so die Begründung, gehe „in die falsche Richtung“, verstärke die „vorhandene starke Tendenz zu Niedriglöhnen“ ebenso wie „bestehende Fehlreize für eine substantielle Erwerbsbeteiligung“.

Derzeit gibt es in Deutschland 7,4 Millionen Minijobber. Eingeführt wurden Minijobs 1999 von Rot-Grün, in ihrer jetzigen Form existieren sie seit 2003. Auf das Entgelt führt das Unternehmen einen Pauschalbetrag von rund 30 Prozent an Steuern und Abgaben ab. Anders als bei einer regulären Beschäftigung hat der Arbeitnehmer keinerlei Ansprüche an die Kranken- und Arbeitslosenversicherung, die Rentenansprüche sind marginal.

Mit den Minijobs wollte die Regierung Schröder vor allem die Schwarzarbeit in Haushalten bekämpfen und Arbeitslosen den Einstieg in vollwertige Jobs erleichtern. Doch keines der Ziele wurde wirklich erreicht. Nach einer Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln von 2009 beschäftigen rund 2,7 Millionen Haushalte regelmäßig eine Person im Haus. Offiziell angemeldet waren allerdings nur rund 200 000 Arbeitsverhältnisse. Und ihre Zahl ist bis heute nur auf 234 000 gestiegen.

„Auch die Brückenfunktion in den regulären Arbeitsmarkt ist eher ein schmaler Steg“, sagt Helmut Rudolph

vom Nürnberger Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Nur zehn Prozent der Minijobber sind arbeitslos. Das Gros stellen Hausfrauen, Rentner, Schüler, Studenten und Arbeitnehmer. Der Frauenanteil liegt bei 63 Prozent.

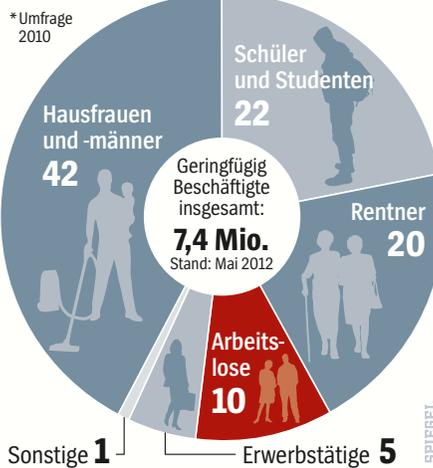
Das Argument des Inflationsausgleichs hält Rudolph für vorgeschoben. „Kaum jemand wird für die gleiche Arbeit mehr Geld bekommen“, sagt der Forscher, „sondern für die 50 Euro mehr entsprechend länger arbeiten müssen.“

Gestiegen ist die Zahl der Minijobs in den vergangenen Jahren fast ausschließlich durch Arbeitnehmer, die nebenbei noch Geld verdienen. Denn während jede Überstunde voll besteuert wird, sind die bis 400 Euro aus Minijobs steuerfrei für die Beschäftigten. „Es gibt keinen Grund, dieses Einkommen zu privilegieren und subventionieren“, sagt Rudolph. Den Sozialkassen entgehen durch fehlende Beiträge Milliarden.

Nach den Berechnungen des Arbeitsministeriums muss der Bund für die ge-

Minijobber

Gruppen geringfügig Beschäftigter in Deutschland, in Prozent*



Quellen: Statistisches Bundesamt, Bundesagentur für Arbeit

plante Erhöhung der Verdienstgrenzen 2013 16 Millionen Euro mehr ausgeben. Ab 2015 steigt der Betrag auf bis zu 70 Millionen Euro. Kranken- und Arbeitslosenversicherung würden jährlich 90 Millionen Euro weniger einnehmen.

„Das ist Teufelswerk“, sagt der Vorsitzende der Gewerkschaft Nahrung, Genuss, Gaststätten, Franz-Josef Möllenberg. „Minijob hört sich so niedlich an, in Wahrheit ist es eine Zeitbombe, weil die Inhaber keine Rentenansprüche erwerben“, so der Gewerkschafter.

Die meisten geringfügig Beschäftigten verdienen weniger als 8,50 Euro pro Stunde, etliche sogar weniger als 5 Euro. Für viele Unternehmen gehört es zum Geschäftsmodell, klagt die Gewerkschaft Ver.di, dass Beschäftigte in diesem Segment eine zusätzliche Grundsicherung benötigen oder sich durch die Ehe absichern. „Statt die Billigjobs besser auszustatten, sollte die Politik es erleichtern, Tarifverträge für allgemeinverbindlich zu erklären, und Minijobs sozialversicherungspflichtig machen“, sagt Ver.di-Chef Frank Bsirske.

„Es sieht ganz so aus, als wolle die FDP ihren Freunden aus der Gastronomie nach der Steuerersparnis bei Hotelübernachtungen ein zweites Wahlgeschenk machen“, wettet Möllenberg. Die Gastronomiebranche ist eine der wenigen, die sich uneingeschränkt über die Regierungspläne freut. Die Zahl der Minijobber hat sich in diesem Gewerbe von 639 500 in 2004 auf gegenwärtig mehr als 835 000 Menschen erhöht. Für fast zwei Drittel von ihnen ist Kellnern, Kochen, Abwaschen für 400 Euro im Monat die einzige Einkommensquelle.

Doch auch in Teilen der Wirtschaft findet ein Umdenken statt. Viele Unternehmen sind gegen die Pläne, weil sie die Zahl der geringfügig Beschäftigten senken wollen – eine Erhöhung der 400-Euro-Grenze aber den Anreiz mindert, eine Vollzeitstelle zu übernehmen.

Die Textilkette H & M hat die Anzahl der Minijobs in den vergangenen Jahren bereits stark zurückgefahren. Auch wenn die Regierung diese aufwerten will, „ziehen wir sozialversicherungspflichtige Arbeitsverhältnisse immer vor“, sagt ein Sprecher von H & M, das vom Image des ausbeuterischen Billigheimers loskommen will.

Der zu Edeka gehörende Discounter Netto hat sich beispielsweise zum Ziel gesetzt, den Anteil an geringfügig Beschäftigten kontinuierlich durch sozialversicherungspflichtige Verträge auszutauschen. „Mit diesen Maßnahmen erhöhen wir die Motivation sowie Identifikation unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“, heißt es bei Netto. „Damit investieren wir in eine positive Unternehmenskultur.“

MARKUS DETTMER, RICO GRIMM, JANKO TIETZ



EZB-Präsident Draghi

WÄHRUNGSUNION

Dünne Bertha

Vom Befreiungs- zum Fehlschlag: Der jüngste Plan von Zentralbank-Chef Draghi zur Euro-Rettung enttäuscht die Börsen sowie Schulden- und Gläubigerländer. Die Zentralbank wird zur Nebenregierung, das deutsche Haftungsrisiko wächst.

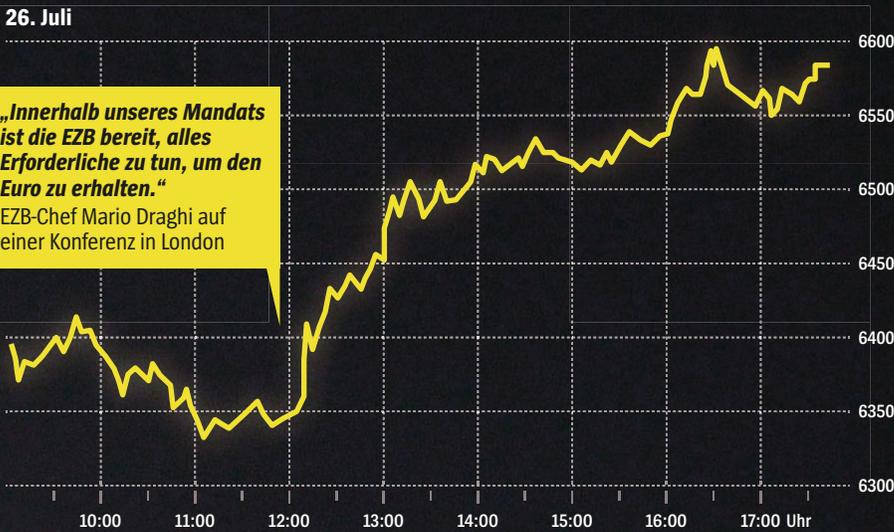
An der Börse galt Mario Draghi bis vor kurzem als Mann, der die Märkte versteht. Der Chef der Europäischen Zentralbank (EZB) hatte jahrelang beim Investmenthaus Goldman Sachs gearbeitet, zu seinen akademischen Lehrern zählten so renommierte Ökonomen wie Paul Samuelson und Franco Modigliani, und auf den Stehempfangen in

der Bankenmetropole Frankfurt am Main verstand es der vornehme Italiener, genauso geistreich über die jüngsten Bilanzierungsrichtlinien zu parlieren wie über Golf-Handicaps. „Super Mario“ nannten sie ihn in der Finanzwelt.

Seit vergangener Woche ist der Ruf lädiert. Kurz nachdem Draghi am vergangenen Donnerstag die mit Spannung er-

wartete Pressekonferenz nach der EZB-Ratssitzung begonnen hatte, rauschten die Aktienkurse in die Tiefe, und an den Finanzplätzen der Welt war von „Frust“, „Verärgerung“ und „kalter Dusche“ die Rede. Der EZB-Chef, schimpfte ein Broker an der New Yorker Wall Street, habe die Anleger „vorgeführt wie einen Haufen Trottel“.

Euphorie ... Deutscher Aktienindex (Dax), in Punkten



... und Enttäuschung



Tatsächlich hatte Draghi das Schlimmste getan, was ein Notenbanker Börsenhändlern antun kann: Er hatte ihre Erwartungen enttäuscht. Eine Woche lang waren die Kurse von Aktien und Anleihen in die Höhe geklettert, nachdem Draghi bei einer Konferenz in London angedeutet hatte, bald wieder in großem Stil südeuropäische Staatspapiere zu erwerben.

Doch als Draghi am vergangenen Donnerstag in Frankfurt vor die Journalisten trat, war nicht von schnellen Käufen, sondern von „Bedingungen“ für die Schuldenländer die Rede. Über verschiedene „Optionen“ sprach der Zentralbankchef, die in „Kommissionen“ ausgiebig „geprüft“ und irgendwann umgesetzt werden könnten: „Könnten“, betonte er, nicht müssten. Kurz: Statt einer „dicken Bertha“, wie Draghi seine Rettungsaktionen sonst gern zu nennen pflegt, hatte er den Börsianern diesmal ein eher kleines Kaliber präsentiert.

Nun droht die jüngste Hilfsidee für die Währungsunion zum nächsten Flop zu werden. Was Draghi vergangene Woche vorstellte, war kein sorgfältig vorbereitetes Konzept, sondern ein eilig ausgehandeltes Kompromisspapier, das niemanden zufriedenstellte. Südeuropas Schuldenländern geht der Plan nicht weit genug, Bundesbankchef Jens Weidmann dagegen fürchtet um die Unabhängigkeit der Notenbank – und stimmte dagegen.

Dabei hat der Plan durchaus Vorzüge. Doch weil Draghi ihn falsch verkauft hat, fallen nun vor allem seine Nachteile ins Auge. Das Konzept ist mit den Notenbankstatuten nur schwer vereinbar, es erhöht die Haftungsrisiken im Euro-Raum und bringt die Währungsbehörde in eine gefährliche Doppelrolle. Sie wird zu einer Nebenregierung in Europa – und gleichzeitig zum Abhängigen der Politik.

Von einer staatsfernen Institution nach dem Vorbild der Bundesbank, als die die

EZB einst gegründet worden war, kann künftig keine Rede mehr sein. Setzt sich Draghi durch, wird die Zentralbank zu einem besseren Gehilfen der europäischen Finanzminister, was am Ende zu mehr Inflation führen könnte. „Die EZB hat einen klaren Auftrag, Preisstabilität zu gewährleisten“, warnt der deutsche Ex-Notenbanker Jürgen Stark. „Jede weitere Aufgabe relativiert diese Kernaufgabe.“

Draghi dagegen ist überzeugt, dass sein Vorstoß unvermeidlich war. Zu deutlich hatte sich die Euro-Krise in den vergangenen Wochen zugespitzt. Zwar einigten sich die Staats- und Regierungschefs des Währungsraums bei ihrem großangelegten Krisengipfel Ende Juni auf konkrete Schritte für eine Bankenunion, und kurz darauf verabschiedeten die Finanzminister der Euro-Zone ein 100-Milliarden-Hilfspaket zur Rettung des maroden spanischen Finanzsektors, doch alles verpuffte wirkungslos.

Entsprechend stiegen die Renditen für die Staatsanleihen Spaniens als auch Italiens wieder an, für langlaufende spanische Staatsanleihen auf besorgniserregende 7,6 Prozent. Hauptsache raus – das war das Motto der Investoren. Auch schnellten nun die Marktzinsen kurzfristiger Schuldverschreibungen nach oben.

Hinzu kamen weitere alarmierende Entwicklungen. Allein aus Spanien flossen in den ersten fünf Monaten des Jahres 163 Milliarden Euro ab. Ausländische Firmen und Investoren zogen ihr Geld ab, investierten weniger in spanische Wertpapiere und vergaben weniger Kredite an die Industrie. Die Schweizer Großbank Credit Suisse schätzt, dass Italien und Spanien jährlich rund 700 Milliarden Euro verlieren, wenn weiterhin im aktuellen Tempo Kapital abfließt.

So konnte es nicht weitergehen, befand Draghi. Um den schleichenden Kapitalabfluss aus Südeuropa zu stoppen, kündigte er bei seinem denkwürdigen Auftritt in London nicht nur neue Maßnahmen gegen die Krise an, er versprach auch, dass sie in jedem Fall ausreichend sein werden. Die Börsenhändler in aller Welt verstanden die Ankündigung sofort als Hinweis, dass die EZB bald in großem Stil südeuropäische Staatsanleihen kaufen werde.

Das Problem war nur: Der Schritt kam überhastet und war schlecht vorbereitet. Über seinen Vorstoß hatte der EZB-Präsident nicht nur große Teile der Notenbankführung im Unklaren gelassen. Er wusste anfangs auch nicht, wie das neue Ankaufprogramm eigentlich aussehen sollte. Einige seiner Direktoriumskollegen hatte der Italiener vor seiner Rede nur vage in seine Überlegungen eingeweiht. Die Gouverneure der nationalen Notenbanken, etwa Bundesbankchef Jens Weidmann, erfuhren erst aus den Nachrichtenagenturen von dem Vorhaben. Und auch



BORIS ROSSLER / DPA

Neubau der EZB-Zentrale in Frankfurt am Main: Unbegrenzte Feuerkraft?

in den europäischen Hauptstädten war niemand vorab informiert. Auch EFSF-Chef Klaus Regling, den Draghi für seine Überlegungen brauchte, war nicht vorgeplant. Draghi habe „nichts Präzises im Kopf gehabt“, heißt es in der Frankfurter Zentrale der Notenbank. „Das war eine voreilige Bemerkung.“

Wie blank die EZB tatsächlich war, ließ sich an ihrer Homepage ablesen. Für gewöhnlich flankiert die Notenbank dort sofort wichtige Nachrichten mit Erklärungen und Erläuterungen, veröffentlicht Redetexte und Stellungnahmen, damit sich Märkte und Öffentlichkeit eine Meinung bilden können. Nach Draghis Londoner Auftritt aber suchten Journalisten und Bankanalysten zunächst vergebens nach Material. Erst mit gehöriger Verspätung stellte die EZB ein Transkript der Rede ins Netz – mehr nicht.

Kein Wunder, dass Draghi nach seiner Heimkehr aus London erst einmal Stimmungspflege betreiben musste. Viele der 17 Notenbank-Gouverneure rief er an, um sich zu erklären. Mit Bundesbankpräsident Jens Weidmann, der ebenfalls in Frankfurt residiert, traf er sich vergangenen Montag sogar persönlich, um sein Vorhaben zu erläutern.

Es waren ernüchternde Gespräche, Draghi musste erkennen: Eine bloße Wiederbelebung des ruhenden Aufkaufprogramms für Staatsanleihen kam nicht in Frage. Zu groß wären die Widerstände dagegen nicht nur bei der Bundesbank, sondern auch bei anderen europäischen Währungsbehörden.

Bis Ende Januar hatte die Notenbank für mehr als 200 Milliarden Euro Staatsanleihen vom Markt genommen, darunter auch in großem Umfang spanische und italienische Papiere, um deren Zinsen zu drücken. Doch das Programm hatte sich als nur mäßig erfolgreich erwiesen. Nach einer kurzen Atempause waren die

Zinsen wieder gestiegen, zugleich dämpften die Milliarden aus Frankfurt regelmäßig den Reformeifer der Regierungen.

Dies gelte es bei der Neuauflage zu vermeiden, forderten Draghis Kollegen. Und so machten sich die EZB-Direktoriumsmitglieder Jörg Asmussen aus Deutschland und Benoît Coeuré aus Frankreich daran, eine Variante zu entwickeln, die geeignet war, die Vorbehalte zu zerstreuen. Beteiligt waren auch Thomas Wieser, Chef der ständigen Arbeitsgruppe der Euro-Gruppe, sowie die deutschen Top-Beamten Thomas Steffen aus dem Finanzministerium sowie Nikolaus Meyer-Landrut aus dem Bundeskanzleramt. Auch Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU), der sich vergangene Woche mit seinem amerikanischen Kollegen Timothy Geithner auf der Ferieninsel Sylt traf, wurde ständig auf dem Laufenden gehalten.

Was sich die Truppe ausdachte, war ein klassischer Kompromiss: Die EZB soll auf den Anleihemärkten eingreifen, um

Draghis Londoner Versprechen zu erfüllen, die begünstigten Länder aber trotzdem auf Reformkurs halten.

Und so funktioniert der Plan: Krisenstaaten sollen künftig keineswegs mehr bedingungslos Schützenhilfe aus Frankfurt bekommen. Bevor die EZB spanische oder italienische Papiere kaufen kann, müssen die Regierungen in Madrid oder Rom erst einmal einen entsprechenden Antrag beim europäischen Rettungsschirm stellen. Der Fonds soll dann am sogenannten Primärmarkt aktiv werden. Das bedeutet, dass er den Staaten direkt Anleihen abkauft, was der EZB verboten ist.

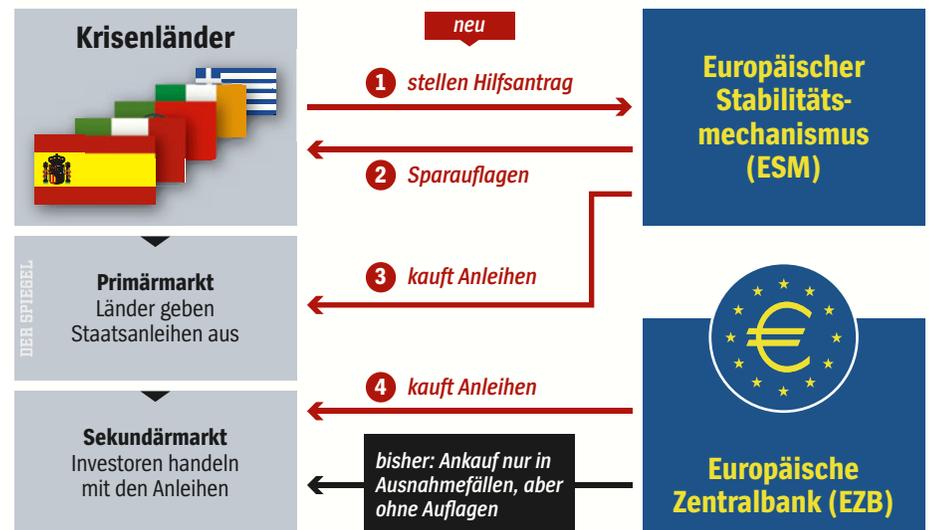
Die Notenbank wird die Aktion flankieren, indem sie von Anlegern und Banken ebenfalls Anleihen der betroffenen Länder erwirbt, um deren Kurse zu stützen und die Zinsen niedrigzuhalten. Fachleute sprechen in diesem Zusammenhang von „Sekundärmarktoperationen“.

Für die betroffenen Länder setzt der Plan voraus, dass sie sich einem Sanierungsprogramm unterwerfen, wie heute schon Griechenland, Portugal und Irland. Auf diese Weise will die EZB ihre Hilfen an Konditionen knüpfen. Die Überlegungen laufen darauf hinaus, die Finanzkraft der Rettungsschirme im Huckepackverfahren um die unbegrenzte Feuerkraft der EZB zu erweitern.

Als Draghi das Konzept vergangene Woche im EZB-Rat präsentierte, sorgten Mitglieder für eine Neuerung. Unter dem alten Ankaufprogramm hatte die EZB langlaufende Bonds erworben. Nun soll sich die Zentralbank auf den Erwerb kurzfristiger Papiere konzentrieren, weil dies mit geldpolitischen Zielen zu recht fertigen ist.

Theoretisch könnte Draghi seine neue Rettungswaffe ab sofort einsetzen. Doch ob sie tatsächlich erfolgreich arbeiten kann, ist alles andere als sicher. Die Vorbehalte sind groß, in Deutschland genauso wie in Südeuropa.

System Draghi Wie der Ankauf von Staatsanleihen in Zukunft ablaufen soll



So hat sich die Regierung in Rom bislang mit allen Mitteln dagegen gewehrt, einen offiziellen Hilfsantrag in Brüssel zu stellen. Entsprechende Aufforderungen betrachtet sie als Zumutung. Die Spanier konnten sich nur durchringen, Hilfen für ihre angeschlagenen Banken zu beantragen.

Auch in Deutschland ist Draghis Plan alles andere als populär. Im Gegenteil: Die Sorge ist groß, dass die Frankfurter Zentralbank in seinem Gefolge noch mehr Prinzipien aufgibt, die in der Bundesrepublik als heilig gelten.

Laut Maastricht-Vertrag ist die EZB eine europäisierte Bundesbank: von der Politik unabhängig und vor allem dem Ziel verpflichtet, für stabile Preise zu sorgen. Das ist der Frankfurter Behörde seit der Euro-Einführung durchaus gelungen: Die Inflationsrate in Deutschland war im Schnitt niedriger als zu D-Mark-Zeiten.

Allerdings hat sich die EZB in den vergangenen Krisenjahren immer stärker vom deutschen Vorbild entfernt – und ihre Kompetenzen bis aufs Äußerste gedehnt, wenn nicht überschritten.

Das zeigt sich nirgendwo so deutlich wie bei der Frage, ob die EZB Staatsanleihen von kriselnden Ländern kaufen darf, um die Renditen der Papiere zu drücken. Die Juristen sind sich in der Frage nicht einig, unumstritten aber ist: Je mehr Anleihen die Zentralbank erwirbt, desto stärker läuft das dem Grundsatz entgegen, dass sie nicht die staatlichen Haushalte finanzieren darf.

Entsprechend kritisch äußern sich Experten: „Die EZB ist dabei, sich immer weiter von der Stabilitätskultur der Bundesbank zu entfernen“, sagt Georg Fahrenschon, Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbands. Und die Wirtschaftsweise Claudia Buch warnt: „Wenn die EZB noch mehr Staatsanleihen kaufen würde, übernehme sie eine Umverteilungsfunktion. Dazu fehlen der EZB das Mandat und die demokratische Legitimation.“

Die großzügige Auslegung der Regeln durch die Währungshüter ist auch deshalb problematisch, weil sie der Glaubwürdigkeit der EZB schadet. Und die ist das größte Kapital einer Notenbank.

Mit dem Draghi-Plan gehen die Frankfurter Währungshüter eine gigantische Wette ein. Soll ihr Vorhaben aufgehen, müssen die Mittelmeerländer in den nächsten Jahren unbedingt wirtschaftlich gesunden. Gelingt die Wende nicht, erreicht das Ankaufprogramm schnell schwindelerregende Größenordnungen. Allein die Verschuldung von Spanien und Italien summiert sich auf fast drei Billionen Euro.

In den vergangenen vier Krisenjahren hat sich die Bilanzsumme der EZB auf mehr als drei Billionen Euro verdoppelt

– auch weil sie den Geldhäusern nahezu unbegrenzt Liquidität zur Verfügung gestellt hat.

Zwar sorgte die schwache konjunkturelle Lage in der Euro-Zone dafür, dass sich der Geld-Boom bislang nicht in höheren Preisen niederschlug. Sobald die Wirtschaft aber anzieht, kann sich das schnell ändern. Ob sich die EZB dann noch an ihr Versprechen erinnert, die zusätzlichen Milliarden aus dem Markt zu nehmen, ist offen. Je mehr Euro im Umlauf sind, desto schwieriger wird es, sie wieder zurückzuholen und die Preise unter Kontrolle zu halten.

Überdies fragen sich viele Experten, ob die EZB das überhaupt noch will. Der Kampf gegen die Inflation lässt sich besser führen, so lehrt die Erfahrung, wenn er die einzige Aufgabe einer Notenbank ist.

Die EZB aber hat im Zuge der Euro-Krise so viele zusätzliche Aufgaben übernommen, dass sie inzwischen wie eine Nebenregierung wirkt. Im vergangenen Herbst war Zentralbanker Draghi höchst-

jenigen lauter werden, die eine Reform der Zentralbankgremien fordern. „Es kann nicht sein, dass Deutschland für knapp 30 Prozent der Risiken der EZB haftet, aber nur eine Stimme hat“, sagt CDU/CSU-Fraktionsvize Michael Fuchs. „Deutschland muss ein Stimmgewicht erhalten, das seinem Kapitalanteil in der EZB entspricht.“

Chancen hat die Forderung nicht, denn um sie umzusetzen, müssten alle Währungsmitglieder einstimmig die Verträge ändern. Aber sie verweist auf eine Konstante in der Geschichte der Euro-Rettung: Was gedacht ist, die Währungsunion zusammenzuhalten, treibt sie oft erst recht auseinander.

Das könnte auch für den neuen Draghi-Plan gelten, wie sich vergangenen Donnerstag zeigte, als der Rat über eine wichtige Stellschraube des Konzepts stritt. Es ging um die Frage, ob die EZB das Geld, mit dem sie Anleihen aufkauft, an anderer Stelle wieder einsammeln soll, um Inflation vorzubeugen. So hat sie es bei ihrem ersten Ankaufprogramm gemacht.

Eine große Fraktion der Notenbanker aus dem Süden Europas plädierte dafür, das Geld künftig im Markt zu lassen. Die Zentralbank könne ihre Geldinjektionen nur bis zu einer Größenordnung von rund 300 Milliarden Euro stilllegen, so argumentierten sie unter Berufung auf wissenschaftliche Studien. Kündige die EZB also an, alles zusätzlich in den Markt geschossene Geld wieder einzusammeln,

lege sie sich auf diese Summe als Obergrenze fest – was die Glaubwürdigkeit des Aufkaufprogramms beschädige.

Die Gegner, sie stammten vornehmlich aus nördlichen Ländern der Euro-Zone, verwiesen auf die Inflationsgefahr. Drucke die EZB ohne Limit neues Geld, um damit Anleihen zu kaufen, drohten unweigerlich steigende Preise.

Es war eine für die vornehmen Verhältnisse von Notenbankern hitzige Debatte, aber ohne klares Ergebnis. Die Argumente gingen hin und her, doch auf eine gemeinsame Haltung konnten sich die Notenbanker an diesem Tag nicht einigen.

Es braucht keine prophetische Gabe, um vorzusagen, dass die EZB in den kommenden Wochen und Monaten wohl kaum ein Bild der Geschlossenheit liefern wird. Ein EZB-Ratsmitglied ahnt: „Das wird in den nächsten Wochen noch für gehörig viel Ärger sorgen.“

SVEN BÖLL, MARTIN HESSE,
CHRISTOPH PAULY, CHRISTIAN REIERMANN,
MICHAEL SAUGA, ANNE SEITH



Minister Schäuble, Geithner: Auf dem Laufenden gehalten

persönlich daran beteiligt, Italiens Skandalpremier Silvio Berlusconi aus dem Amt zu jagen. EZB-Beamte diktieren als Mitglieder der sogenannten Troika, wie Griechen, Portugiesen und Iren etwa den Kündigungsschutz in ihrem Land zu lockern oder das Taxigewerbe zu reformieren haben.

Demnächst soll die Zentralbank auch noch eine wichtige Rolle bei der geplanten einheitlichen Aufsicht über den Finanzsektor der Euro-Zone bekommen. Dann kann sie mitbestimmen, welche Banken restrukturiert oder abgewickelt werden müssen.

Was die Sache besonders problematisch macht: Der EZB-Rat, das zentrale Organ der Notenbank, in dem neben den sechs Mitgliedern des Direktoriums auch die 17 Präsidenten der nationalen Zentralbanken sitzen, ist demokratisch für die neuen Aufgaben nicht legitimiert. Die Mitglieder mussten sich keiner Wahl stellen, und sie sind niemandem Rechenschaft schuldig.

Kein Wunder, dass angesichts der wachsenden EZB-Machtfülle die Stimmen der-

LANDWIRTSCHAFT

Urlaubsland in Mästerhand

Mecklenburg-Vorpommern gilt als Aufsteiger unter den deutschen Ferienregionen. Riesige Fleischfabriken könnten den Ruf des Landes nachhaltig ruinieren.

Wer abschalten und auftanken will, dem legen Tourismusexperten Mecklenburg-Vorpommern ans Herz. „MV tut gut“, lautet der Slogan der Region, ein Land zum „Durchatmen“.

Doch seit zwischen Seen und Naturschutzgebieten gigantische Hühner- und Schweineställe emporwachsen, ist das mit dem Durchatmen nicht mehr so einfach in MV. Statt frischer Ostseeluft durchweht das Land ein saurer Gülleduft.

In den betroffenen Gemeinden gärt es. Protestkreuze und -laken hängen an den Zäunen, Bauplätze werden besetzt, auch eine Halle brannte bereits. Sie gehörte einem Betrieb, der Land an den niederländischen Investor Adrianus Straathof verkauft hatte. Straathof hatte in Holland Ärger mit den Behörden, weil er Tierhaltungsvorschriften ignorierte.

In MV, der Heimat der DDR-Schweinefabriken, stieg er zu einem der größten Züchter Deutschlands auf. Vor vier Wochen staltete er an einem seiner umstrittensten Standorte in Alt Tellin seine ersten Tiere ein – über 10000 Säue sollen hier dichtgedrängt in riesigen Ställen 250000 Ferkel pro Jahr werfen.

Eine solche Entwicklung wollte Till Backhaus (SPD) eigentlich verhindern. Gern spricht der Agrarminister von nachhaltiger Landwirtschaft, von seinem Auftrag, über Generationen hinweg zu denken, und davon, übergroße Tierhaltungsanlagen zu verbieten.

Die Wirklichkeit sieht anders aus: Über zwei Dutzend neue Mastvorhaben hat Corinna Cwielag vom Bund für Umwelt- und Naturschutz gezählt – riesige Stallkomplexe, in denen pro Durchgang teilweise 400000 Hühner gemästet werden können. „Mecklenburg-Vorpommern“, so ihre Diagnose, „ist auf dem Weg, ein zweites Cloppenburg zu werden.“ Der niedersächsische Landkreis galt lange als Mekka der Mäster – so lange, bis die Böden mit lauter Gülle verseucht waren und die Menschen zu protestieren begannen.

Der BUND hat nun bei der EU eine Beschwerde gegen die Förderung von Intensiv-Tierhaltungsanlagen in Mecklenburg-Vorpommern eingelegt. Viele der Megaställe wurden auch mit EU-Geld ge-



TERRASCHUTZREPORTER / PICTURE-ALLIANCE/ DPA

Schweine in Mastanlage: Ungebrochene „Begeisterung für Ferkel“

fördert, und zwar aus dem ELER-Fonds zur Entwicklung des ländlichen Raums. Arbeitsplätze sind dafür ein notwendiges und meist das einzige Argument. Die Umweltschutzorganisation informierte auch das Europäische Amt für Betrugsbekämpfung: Oft würden große Mastprojekte künstlich in zwei Betriebsteile aufgespalten, um zweimal Förderung zu kassieren.

Die Anlagen in Gallin in der Nähe des Plauer Sees und in Klein Daberkow im Landkreis Mecklenburgische Seenplatte seien solche Fälle, behauptet der BUND.

In Klein Daberkow bauen zwei Firmen acht Ställe für insgesamt 400 000 Hähnchen. Gehen die beiden Zwei-Millionen-Euro-Bauvorhaben durch, wonach es aussieht, bekommt jeder Investor ein Viertel der Summe geschenkt. Zufällig waren die zwei Millionen Euro bis zur Absenkung im Herbst 2011 genau der geförderte Höchstbetrag. Für Subventionsbetrug sah die Staatsanwaltschaft in Schwerin zwar keine Anhaltspunkte, doch die quasi identischen Förderanträge der Geschäftsführer der beiden Firmen, Friedrich-Ernst Wilfarth und Martijn Ritzema, machen die Anwohner bis heute skeptisch.

Ritzema gab als Anschrift Wilfarths Adresse an, zudem finanziert dieselbe niedersächsische Bank die zwei Projekte. Und beide wollen ihre Hähnchen an denselben Konzern liefern: die niederländische Plukon Royale Group, zu der die deutschen Marken Friki und Stolle gehören.

Werden hier also mit Steuergeldern des Landes und der EU Strohleute internationaler Konzerne kofinanziert? Nein, sagen die Investoren. Ritzema gab bei seinem Bauantrag allerdings seine Kontaktadresse bei Agrifirm an, einem niederländischen Futtermittelmulti, für den er als Geflügelexperte arbeitete und der an Plukon beteiligt ist.

Wer Friedrich-Ernst Wilfarth nach dem Vorhaben befragen will, ist gut beraten, keine Angst vor bissigen Hunden zu haben: Mitunter hetzt ein Schäferhund auf Hofbesucher zu, der erst im letzten Moment zurückgerufen wird. Die Aufregung um die Ställe kann Wilfarth nicht nach-

vollziehen, er baue schließlich keine Atombombe.

Angeichts der drastischen Überproduktion deutschen Hähnchenfleisches ist nur noch fraglich, wer all die Broiler essen soll. Ursprünglich wollten die Investoren den asiatischen Markt erobern, inzwischen setzen sie auf heimische Käufer. Wilfarth schwärmt vom Getreidehähnchen, das überwiegend Futter auf Basis selbstangebauter Feldfrüchte fressen soll.

Und von Jobs, die geschaffen werden. Genauer verrät ein Blick in die Antragsunterlagen: Dort ist von 1,5 ständigen Arbeitsplätzen die Rede, für vier Ställe. Dass dies ziemlich wenig ist und dass die Förderung der Mega-Mast nicht ganz zu seinen Versprechen einer nachhaltigen Landwirtschaft passt, scheint inzwischen auch Minister Backhaus aufzugehen – die Förderrichtlinien wurden zumindest leicht überarbeitet.

Trotz des massiven Widerstands und zahlreicher gutvernetzter Bürgerinitiativen können betroffene Gemeinden wenig gegen geplante Riesenställe ausrichten. Es sei denn, sie haben einen Flächennutzungsplan, der solche Ställe ausschließt. Minister Backhaus kündigte zwar an, die Rechte der Gemeinden in dieser Frage zu stärken. Aber auf ein von ihm angekündigtes Entscheidungsrecht warten die betroffenen Bürgermeister bis heute.

Am Ende jedoch dürfen sich die Gemeinden mit den Problemen derartiger Anlagen herumschlagen. Investor Straathof, sagt ein Sprecher des Landkreises Vorpommern-Greifswald, sei beim Bau seines riesigen Schweinestallkomplexes in Alt Tellin nur „mit der Brechstange“ und Zehntausenden Euro an Zwangsgeldern beizukommen gewesen. Mehrere Gebäude errichtete Straathof etwa ohne jede Genehmigung. „Er hält sich an nichts.“

Straathof sieht das ganz anders. Fragen des SPIEGEL wollte er zwar nicht beantworten. Seine „Begeisterung für Ferkel“ aber sei ungebrochen, und die Zusammenarbeit mit den Behörden sei großartig gewesen. Gern betont er, ohne jegliche Subventionen ausgekommen zu sein. Nach Alt Tellin, lässt der Niederländer noch etwas verschwurbelt wissen, sei er im Übrigen sowie so nur gekommen, weil zwei „Institutionen“ ihn gerufen hätten. Wer das ist, will Straathof nicht verraten.

Aufschluss geben da vielleicht die Berater, die ihm zur Seite standen: Sie kamen von der Firma LMS, einem Tochterunternehmen des Landes.

NILS KLAWITTER

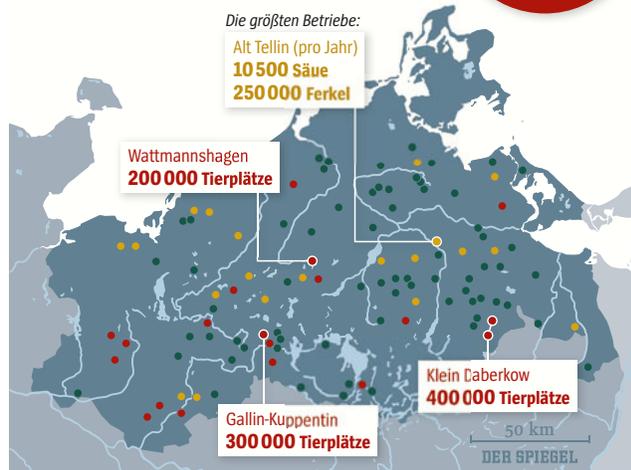
Massen-Mästerei

Geplante Anlagen in Mecklenburg-Vorpommern für

- Geflügelhaltung
- bestehende Anlagen für Geflügelhaltung
- Schweinemast und -zucht

Quelle: BUND 2012

zusätzlich
2,5 Mio.
Geflügelmastplätze
220 000
Schweinemast- und
zuchtplätze



AFFÄREN

Attacke aus Stuttgart

Die Ermittlungen gegen die ehemaligen Porsche-Manager Wendelin Wiedeking und Holger Härter sind abgeschlossen. Ihnen droht eine Anklage wegen Marktmanipulation.

Was machen eigentlich Wendelin Wiedeking und Holger Härter? Es ist ruhig geworden um die einstigen Stars von Porsche. Die beiden Manager haben mittlerweile ihre eigenen Unternehmen. Ex-Porsche-Boss Wiedeking hält unter anderem Beteiligungen an einem Schuhhersteller, einem Immobilien- und einem Kommunikationsunternehmen. Der ehemalige Finanzvorstand Härter ist Teilhaber eines Schnapsherstellers, er investiert in Immobilien und Forstwirtschaft.

Vor allem aber sind Wiedeking und Härter, die mit dem Übernahmever such des Autogiganten VW einst die Börse und die Branche in Staunen und Schrecken versetzten, mit einem beschäftigt: Sie warten auf eine erlösende Nachricht.

Drei Jahre schon hoffen die beiden darauf, dass die Staatsanwaltschaft Stuttgart ihre Ermittlungen gegen sie wegen des Verdachts der Marktmanipulation und Untreue einstellt. Damit wäre das Kapitel Porsche für sie zu Ende. Sie könnten sich ganz auf ihre neuen Geschäfte konzentrieren.

Doch das wird so schnell nicht der Fall sein. Die polizeilichen Ermittlungen sind jetzt zwar abgeschlossen. Doch Wiedeking und Härter droht eine Attacke aus Stuttgart: Nach derzeitigem Stand will die Staatsanwaltschaft gegen beide zumindest Anklage wegen Marktmanipulation erheben. Die beiden sollen den Finanzmarkt durch falsche Informationen oder das Verschweigen von Informationen über die Porsche-Pläne beim VW-Einstieg getäuscht haben.

Die Ermittler teilten den Verteidigern der Manager bereits mit, dass sie ihnen die letzten Akten zustellen wollen. Anschließend hätten die Anwälte, die die Vorwürfe zurückweisen, ausreichend Zeit für eine Stellungnahme. Danach will die Staatsanwaltschaft endgültig entscheiden.

Mit einem Prozess gegen die beiden einstigen Porsche-Vorstände würde der Übernahmeschlacht zwischen der kleinen Sportwagenfirma und dem Autoriesen VW ein juristisches Nachspiel folgen, das nicht weniger spannend sein dürfte. Zwar mussten die Staatsanwälte schon zwei Be-

reiche ihres ursprünglichen Verfahrens fallenlassen; den Verdacht der Marktmanipulation durch Aktiengeschäfte und mögliche Verstöße gegen Insider-Regeln. Eine Anklage wegen einer Manipulation des Aktienkurses klingt dagegen harmlos. Aber die Folgen für die Ex-Manager, aber auch für Porsche und VW, könnten gravierend sein.

Das Gesetz sieht bei Marktmanipulationen eine Höchststrafe von fünf Jahren Haft vor. Die Schadensersatzforderungen gegen die Autokonzerne addieren sich auf über vier Milliarden Euro.

Die juristischen Auseinandersetzungen sind komplex. Sie spielen auf mehreren Bühnen.

Da sind zunächst die strafrechtlichen Verfahren. Im Frühjahr bereits wurde An-



Porsche-Manager Härter, Wiedeking*: Langes Warten

klage gegen Finanzmann Härter und zwei seiner einstigen Mitarbeiter wegen Kreditbetrugs erhoben. Die drei sollen gegenüber der Bank BNP Paribas falsche Angaben gemacht haben, als Porsche von dem französischen Institut einen 500-Millionen-Euro-Kredit haben wollte. Die Beschuldigten bestreiten das. Hinzu kommt nun die mögliche Anklage gegen Härter und Wiedeking wegen Marktmanipulation.

Daneben gibt es mehrere zivilrechtliche Verfahren. In ihnen fordern Anleger, die sich von Porsche getäuscht fühlen, Schadensersatz. Der erste Prozess hat vor dem Landgericht Braunschweig bereits begonnen. Der nächste, in dem es um

* Bei ihrem Rücktritt am 23. Juli 2009 in Stuttgart.

zwei Milliarden Euro geht, ist für kommenden April angesetzt.

Die erste Verhandlung in Braunschweig Ende Juni verlief für die Anleger bislang enttäuschend. Der Richter machte den Klägern wenig Hoffnung, dass sie mit ihren Forderungen Erfolg haben.

Die Klagen haben vor allem eine Schwachstelle: Sie können den Vorwurf, Porsche habe die Anleger getäuscht, nicht mit internen Unterlagen aus dem Unternehmen belegen.

Deshalb verfolgt der Münchner Klägeranwalt Franz Braun die Ermittlungen gegen Wiedeking und Härter mit Interesse. Liegt die Anklage gegen die beiden Ex-Manager bei Gericht vor, kann er Akteneinsicht fordern. Dann erhalten die Kläger Einblick in die Unterlagen, die die Staatsanwaltschaft bei Porsche beschlagnahmt hat, in Protokolle von Vorstands- und Aufsichtsratssitzungen beispielsweise. Und dort könnten sie, so die Hoffnung der Anwälte, Munition für ihre Schadensersatzforderungen finden.

Die Ermittlungen des Stuttgarter Oberstaatsanwalts Hans Richter gestalteten sich schwierig. Vieles von dem, was in diesen hektischen Monaten der VW-Übernahme passierte, klingt unglaublich. Beispielsweise die Achterbahnfahrt der VW-Aktie, die innerhalb weniger Tage von 200 auf 1000 Euro stieg und später wieder zurückfiel auf 200 Euro.

Für den gemeinen Aktienkäufer war klar, dass es in diesem Fall nicht mit rechten Dingen zugegangen sein kann. Mit dem deutschen Strafrecht aber sind die Vorgänge rund um „cash-gesetzte Optionen“ und „naked Puts“ nur schwer zu fassen.

Von Beginn an verfolgte Richter den Verdacht, es könnte Untreue im Spiel gewesen sein. Härter und Wiedeking könnten das Unternehmen Porsche durch die versuchte VW-Übernahme leichtfertig aufs Spiel gesetzt und damit das ihnen anvertraute Milliardenvermögen gefährdet haben.

Anhaltspunkte für diese Vermutung gab es. Immerhin stand der Sportwagenbauer im März 2009 kurz vor der Insolvenz. Wegen der Finanzkrise wollten zahlreiche Banken ihre Kredite nicht verlängern. In den Verhandlungen mit den Geldgebern, erinnert sich ein Teilnehmer, ging es um wenige Stunden, die Porsche von einer möglichen Insolvenz und die Eigentümer von einem Verlust großer Teile ihres Vermögens trennten.

Wiedeking bot einer Bank sogar an, mit seinem Privatvermögen zu haften, damit sie einen notwendigen Milliardenkredit an Porsche noch an diesem Tag unterschrieb.

Für die Ermittler stellte sich die Frage, ob Härter und Wiedeking es so weit kom-



SEBASTIAN WILLNOW / DAPD

Porsche-Produktion in Leipzig: Mit einer Beteiligung an VW sollte der Zugang zu neuen Technologien gesichert werden

men lassen durften. Oder hätten sie nicht viel früher die Notbremse ziehen müssen, um das Vermögen der Eigentümer zu sichern?

Gestartet waren Wiedeking und Härter mit einem unternehmerisch sinnvollen Plan. Die kleine Sportwagenfirma konnte nicht alle neuen Technologien selbst entwickeln. Der große VW-Konzern aber verfügte beispielsweise über moderne Dieselmotoren und Getriebe. Nur über eine Beteiligung an VW, so die Überzeugung von Wiedeking und Härter, könnte sich Porsche den Zugriff darauf sichern. Außerdem war Porsche finanziell abgesichert. Das Unternehmen verfügte zeitweise über Kreditzusagen von 35 Milliarden Euro.

Doch dann kam die Finanzkrise, und die Banken begannen, ihr Engagement zu prüfen und anders zu bewerten. Für Porsche verschärfte sich die Situation. Doch solche außergewöhnlichen Umstände, argumentiert die Verteidigung, konnten die Manager nicht voraussehen. Eine Untreue liege deshalb nicht vor.

Ähnlich schwierig ist die Beleglage bei einem anderen Delikt, das die Staatsanwaltschaft untersucht hatte: der sogenannten handelsgestützten Marktmanipulation. Hintergrund war der Verdacht, dass Porsche zusammen mit der Maple Bank den Kurs der VW-Aktie über gezielte Käufe und Verkäufe der Papiere manipuliert habe.

Porsche musste ein Interesse daran haben, dass sich der Kurs der VW-Aktie in

einer bestimmten Bandbreite bewegt. Tatsächlich stießen die Ermittler auf eine ganze Reihe von Geschäften der Maple Bank, die offenbar darauf abzielten, den Kurs des VW-Papiers zwischen 220 und 250 Euro zu halten.

Was sie offenbar nicht fanden, war ein Auftrag, ein Schriftstück oder eine E-Mail, mit dem Porsche die Bank zu solchen Käufen beauftragt oder auch nur angeregt hätte. Zudem lag es auch im eigenen Interesse der Bank, dass der VW-Kurs nicht zu stark fällt.

Und so blieb es bei Auffälligkeiten. Eine konkrete Straftat vermochten die Stuttgarter Staatsanwälte nicht nachzuweisen. Sie stellten die Ermittlungen zu diesem Punkt ein.

Belege scheinen die Staatsanwälte aber für einen anderen Sachverhalt gefunden zu haben, der sogenannten informationsgestützten Marktmanipulation. Porsche könnte Informationen veröffentlicht haben, die nicht den Tatsachen entsprachen und Einfluss auf den Kurs der Aktie genommen haben. Die Verdächtigten bestreiten das.

Es bestehe der Verdacht, heißt es in Schriftsätzen, dass Porsche in zwölf Fällen falsche Mitteilungen herausgegeben hat. Einige davon könnten den Aktienkurs beeinflusst haben.

Konkret geht es etwa um die Frage, ob Porsche seine wahren Absichten verschleierte, als das Unternehmen mitteilte, nicht mehr als 30 oder 50 Prozent der An-

teile an Volkswagen übernehmen zu wollen. Oder ob zu diesem Zeitpunkt intern bereits klar war, dass Wiedeking in Wahrheit sogar die Komplettübernahme des Wolfsburger Autobauers anstrebte.

Für die Verteidigung der früheren Porsche-Manager sind die Verdächtigungen nicht nachvollziehbar. Sie verweist etwa auf Untersuchungen des Bundesamts für Finanzdienstleistungsaufsicht. Das hatte unabhängig von den laufenden Ermittlungen die Aussagen und Mitteilungen des Unternehmens in der Übernahmeschlacht untersucht und zunächst nichts beanstandet.

Angesichts dieser Gemengelage ist selbst für Juristen kaum abzuschätzen, wie die Aussichten der Staatsanwaltschaft mit einer Anklage gegen Wiedeking und Härter vor Gericht wären. Eine Nebenwirkung aber ist absehbar: Die Zivilkläger würden wohl Zugang zu den Akten des Strafprozesses erhalten. Und manches, was vor dem Strafgericht nicht relevant ist, kann im Zivilverfahren, in dem es um Schadensersatz geht, Bedeutung erlangen.

Solche Verfahren, wissen Experten, ziehen sich nicht selten mehrere Jahre hin. Die Zeit der Ungewissheit dürfte wohl noch andauern, für Härter und Wiedeking, aber auch für Porsche und den VW-Konzern.

FRANK DOHMEN, DIETMAR HAWRANEK,
DIETMAR HIPPE, SIMONE KAISER

KARRIEREN

„Fünf Prozent Hitler“



Der ZDF-Geschichtsexperte Guido Knopp, 64, über seinen Ruhestand im Januar 2013 und sein Abschiedswerk „Weltenbrand“ (ab 18. September, jeweils dienstags, 20.15 Uhr).

SPIEGEL: Der oberste Geschichtslehrer der Nation geht in Rente. Heißt das, das „Dritte Reich“ ist auserzählt?

Knopp: Fragen wird es natürlich noch aufwerfen. Aber es hatte seinen Grund, dass ich mich in den letzten Jahren auch um royale Themen gekümmert habe, um das „Wunder von Bern“ oder die Geschichte der Deutschen.

SPIEGEL: Ihre Hitler-Obsession ist legendär. „Hitlers Helfer“, „Hitlers Frauen“, „Hitlers Kinder“. Fehlten nur Hitlers Hunde.

Knopp: Rein quantitativ hat Hitler vielleicht fünf Prozent meiner Arbeit ausgemacht, aber es ist ein interessantes Phänomen und fast schon neurotisch, dass das so beachtet wird.

SPIEGEL: Hitler verkauft sich immer. Gilt die Faustregel von Medienmachern noch?

Knopp: Manche SPIEGEL-Titel scheinen das zu zeigen. Aber heute funktioniert das nicht mehr so leicht wie in den neunziger Jahren, als es riesige Diskussionen um die großen Themen der Nazi-Zeit gab, die Wehrmachtsdebatte, die Goldhagen-Debatte, das Holocaust-Mahnmal. Wir haben mit unseren Doku-Dramen das Fundament dafür im Fernsehen geliefert. Aber in den letzten Jahren ist doch das Gefühl eingetreten, dass alles Wesentliche gesagt worden ist.

SPIEGEL: Sie verabschieden sich beim ZDF mit acht Folgen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg, „Weltenbrand“ heißt das Werk. Drunter ging es nicht?



Szene aus „Weltenbrand“

SYLVIA MÜCHTA / ZDF (R.), MARC STEFFEN UNGER (L.)

Knopp: Der Titel entspricht der dramatischen Zeit. Sie so zu behandeln, ist die Krönung meiner Arbeit.

SPIEGEL: Die Ankündigung klingt nach Best-of-Knopp: szenische Rekonstruktionen, Computeranimation, kolorierte Filmszenen. Braucht die blutige Geschichte so viel Dramatisierung?

Knopp: Wir wollen ja auch junge Zuschauer erreichen. Alte Schwarzweiß-Filme sind eine Verfälschung der Wirklichkeit, die schon Zeitgenossen beklagt haben. Durch Farbe kommen uns die Menschen von damals ganz nahe.

SPIEGEL: Ihnen wurde immer wieder vorgeworfen, seichten Geschichtspopulismus zu betreiben. „Geschichtspornografie“ war der wohl härteste Anwurf. Hat Sie das gekränkt?

Knopp: Ach, nein. Mitleid bekommt man geschenkt, Neid muss man sich verdienen. Ein Defizit an Anerkennung habe ich wahrhaftig nicht.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

-gate

Suffix, mit dem Medien aus einem Wort ein Problem machen

Es wäre interessant, eine Umfrage zu machen, wie viele Menschen inzwischen glauben, dass der Watergate-Skandal so hieß, weil da irgendetwas Schlimmes mit Wasser passiert ist. So alltäglich ist es inzwischen geworden, die Silbe „gate“ an ein Wort zu hängen, um einen Aufreger zu bezeichnen, dass der Begriff Watergate-Skandal fast wie ein Pleonasmus wirkt. Über hundert Irgendwasgates listet die englische Wikipedia auf. Der massive Gebrauch begann schon 1974 und soll ursprünglich auf eine Strategie von Nixons Redenschreiber William Safire zurückgehen, der auf diese Weise Watergate relativieren wollte. Bedeutungsverlust durch Inflation.

Heute ist längst kein Kalkül mehr notwendig, es genügt alltägliche Besinnungslosigkeit. Ein -gate ist nur noch eine beliebige Panne, die mit dem Anhängsel bis zu ihrem meist unmittelbar einsetzenden Vergessen aufgebauscht wird. Es gibt nicht einmal Regeln, ob das Wort vor -gate Täter, Opfer, Gegenstand oder Ort bezeichnet. Entsprechend war jetzt sowohl vom Prantl-Gate als auch vom Voßkuhle-Gate zu lesen. Gemeint war, dass Herbert Prantl (Bild) in einem Porträt in der „Süddeutschen Zeitung“ über den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts den falschen Eindruck erweckt hatte, er sei dabei gewesen, als der in der Küche mit seinen Gästen Essen zubereitet und Dressing angerührt habe, was man angeblich „erleben“ muss, um, wie Prantl, Voßkuhles Art der Amtsführung zu verstehen.

Das Nervigste an der Gateisierung ist nicht die Übertreibung, sondern die Gedanken-

losigkeit. Wie viel lieber liest man vom „Dressing-Desaster“, wie es die „taz“ nannte? Erregungstechnisch angemessener könnte man auch von der „Salat-Situation“ sprechen oder von Prantls „Küchen-Klops“.

„Klops“ wäre, auch ohne Alliteration, eine fast immer taugliche Alternative: es ist twitterfreundlich kurz und hat fast immer die angemessene Fallhöhe, nämlich keine. Als Erstes könnten vielleicht die Piraten den Begriff adaptieren, die einen gewaltigen Gate-Ver-schleiß haben: In ihrer kurzen Geschichte haben sie unter anderem schon Partnergate, Salzgate, Esogate,

Stuhlkreisgate, CC-Gate, Pali-gate, Pressesprecher-gate, Hosengate und Geizgate erlebt. Andererseits scheinen sie den Begriff ohnehin häufig halbironisch zu gebrauchen, so dass er statt „Skandal“ auch „lächerliche Aufregung“ bedeutet. Wenn das mal schiefgeht, wird man von einem Gate-Gate sprechen können.



INTERNET

Web-Offensive aus dem Osten

Russische Online-Firmen jagen Google und Facebook Marktanteile ab und drängen nach Westen. Präsident Putin begrüßt den internationalen Expansionskurs – im Inland setzt er mit dem neuen Netzgesetz auf eiserne Kontrolle.

Ein verschwiegener Geschäftsmann aus dem Osten hat mit Mitarbeitern ein Loft im Londoner Stadtteil Soho bezogen, zwischen Schwulenbars und Esoterikläden. Ein großes Ziel treibt den Russen: Er will sein Internet-Start-up zu einem zweiten Facebook formen, „zur nächsten 100-Milliarden-Dollar-Firma“, wie er sagt.

Der Mann, Mitte der Siebziger in der Sowjetunion als Andrej Wagnerowitsch Ogandschanjanz geboren, nennt sich heute Andrej Andreev, das geht Investoren leichter über die Lippen. Von seinen Büros in der britischen Hauptstadt lenkt er die Geschicke von Badoo, einem expandierenden digitalen Aufreißschuppen.

In Deutschland hat Andreev schon über 3 Millionen Nutzer. Weltweit sind es 157 Millionen, täglich kommen etwa 100 000 dazu. Badoo ist halb soziales Netzwerk wie Facebook, halb Dating-Service. Website oder Smartphone-App zeigen per GPS-Ortung an, wer gerade in der Nähe Lust hat auf einen Drink, einen Flirt oder einen Seitensprung.

Singles suchen bei Badoo die Liebe, untreue Ehegatten ein Abenteuer und Prostituierte neue Kunden. Andreevs Seite ist wie ein Nachtclub, mit dem Unterschied, dass niemand strippend auf die Bar klettern muss, um auf sich aufmerksam zu machen. Es reicht, ein paar Euro zu bezahlen, damit das eigene Bild besonders vielen Nutzern gezeigt wird. 150 Millionen Dollar Jahresumsatz macht Badoo. Gründer Andreev pflegt indes die Kommunikationspolitik eines Zuhälters: Er spricht nicht gern über sein Geschäft.

Andreev steht beispielhaft für Erfolge und Probleme russischer Internetunternehmer. Mit Kreativität und kühlem Streben nach Gewinn jagen sie US-Riesen wie



Badoo-Gründer Andreev: Erfolgskurs mit Segen des Kreml



Yandex-Chef Wolosch: „Auch Deutschland würde passen“

Google und Facebook Marktanteile ab. Sie tun es mit dem Segen des Kreml.

Wladimir Putin, Oberst a. D. des sowjetischen Geheimdienstes, findet Gefallen daran, dass in Europas Cyberspace Machtverhältnisse herrschen wie im Kalten Krieg. Ähnlich wie Washington und Moskau damals den ganzen Kontinent unter sich in Einflusszonen aufteilten, so fechten amerikanische und russische Firmen heute die Vormacht über das Netz aus. Von den 20 populärsten Websites in Europa kommen Marktforschern zufolge 16 aus den USA, keine aus Deutschland, keine aus Frankreich, keine aus Großbritannien – aber 4 aus Russland. Der IT-Boom ist der bemerkenswerteste Erfolg der russischen Wirtschaft seit dem Fall des Eisernen Vorhangs.

Putin verfolgt den Aufstieg zur digitalen Großmacht deshalb mit Wohlwollen. Russische Internetfirmen sollen Amerikas Dominanz brechen. Im Inland aber fürchtet er das Netz, in dem sich der Widerstand gegen seine Herrschaft formiert. Putin lässt deshalb heimische IT-Unternehmen von Staatskonzernen und einem kleinen Zirkel loyaler Oligarchen kontrollieren.

Hastig setzte er zudem in der vergangenen Woche das umstrittene Web-Gesetz in Kraft, das der Kreml erst Mitte Juli durch das Parlament gepaukt hatte. Es zwingt Internetanbieter zum Einsatz von Netzfiltern. Die neue Infrastruktur macht die Einführung einer umfassenden Zensur jederzeit möglich.

Das Gesetz ist Teil jener Offensive, mit der Putin drei Monate nach seiner Rückkehr in den Kreml Russlands aufsässig gewordene Bürger in die Schranken weisen will. Vergangenen Montag eröffnete ein Gericht den Prozess

TOM STOCKILL / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

GREGORY SISCEV / PICTURE ALLIANCE / DPA



Zentrale des Suchmaschinen-Konzerns Yandex in Moskau: „Treffpunkt, den Google niemals finden würde“

GETTY IMAGES

gegen Mitglieder der Punk-Band Pussy Riot, die in einer Kirche gegen Putin protestiert hatte. Am Dienstag erhob ein Staatsanwalt Anklage gegen Russlands berühmtesten Blogger Alexej Nawalny. Diesem drohen zehn Jahre Gefängnis.

So überrascht es nicht, dass die Männer, die in diesem Umfeld Geschäfte machen, zur Vorsicht neigen. Der Banker Alexander Mamut, 2,1 Milliarden Dollar schwer und Besitzer der auch in Amerika beliebten Blogging-Plattform Livejournal.com, meidet Interviews. Er fürchtet zu politische Fragen. Jurij Milner, ein Großinvestor bei Facebook, spricht lieber über Geschäfte in Übersee als über die Mail.ru-Gruppe, sein heimisches Web-Imperium, dessen Seiten etwa 70 Prozent der russischen Nutzer besuchen.

Milners wichtigster Geldgeber ist Ali-scher Usmanow, mit 18 Milliarden Dollar reichster Mann des Landes. Usmanows Ehefrau Irina betreut bei Olympia Russlands Rhythmische Sportgymnastinnen. Der Milliardär verdankt sein Vermögen den Geschäften in der Gas- und Stahlbranche, aber auch seinem guten Draht zur Politik.

Mit Putins Billigung kaufte Usmanow 2006 die Medienholding Kommersant. Dort vollstreckt er mitunter den Willen des Kreml. Als das ebenso einflussreiche wie rebellische Nachrichten-Magazin „Wlast“, übersetzt Macht, im Dezember einen Stimmzettel abdruckte, auf den ein wütender Wähler mit großen roten Buchstaben „Putin, f... dich!“ geschrieben hatte, feuerte Usmanow den Chefredakteur noch am Tag des Erscheinens.

Eine andere Internet-Branchengröße residiert in einem futuristischen Neubau im Zentrum von Moskau. Arkadij Wolosch, 48, Chef der Suchmaschine Yandex, sitzt in einem Büro mit Panoramafens-tern. In der Ferne schimmern die goldenen Kuppeln des Kreml. Wolosch hat Yandex 2011 an die Wall Street geführt, das brachte 1,3 Milliarden Dollar. Die Russen sind nach Google und Microsofts Bing die Einzigen, die über einen umfassenden globalen Suchindex verfügen.

Umso wichtiger war es dem Staat, sich Einfluss auf Yandex zu sichern. Die von Putins Ex-Wirtschaftsminister German Gref geführte Staatsbank Sberbank be-

sitzt eine goldene Aktie. Sie berechtigt, den Verkauf von mehr als 25 Prozent der Firma zu blockieren. Der Kreml will nicht, dass Yandex in ausländische Hände fällt. Die Firma sei von „strategischer Bedeutung“, sagt Wolosch, so wie Gazprom, Pipeline-Betreiber oder Telefongesellschaften. 19 Millionen Russen besuchen täglich die Yandex-Seite, die auch Nachrichten präsentiert. In diesem Jahr erreicht das Unternehmen damit zum ersten Mal mehr Bürger als Russlands größter TV-Kanal.

3500 Menschen arbeiten bei Yandex, fast doppelt so viele wie noch vor zwei Jahren. Die Suchmaschine ist mit 60 Prozent vor Google Marktführer in Russland, will den Amerikanern aber auch andernorts die Stirn bieten. In der Ukraine haben die Russen gerade von 18 auf 25 Prozent zugelegt.

Im September 2011 hat das Unternehmen erstmals das Gebiet des ehemaligen Ostblocks verlassen. In der Türkei will Yandex Google bis zu 20 Prozent Markt-volumen abjagen und lockt türkische Nutzer mit neuen Funktionen wie der Suche

nach Koran-Zitaten und Staumeldungen für das chronisch verstopfte Istanbul.

Das Büro am Bosphorus soll zum Brückenkopf werden für den Sprung auf den Weltmarkt. Die Russen wollen Länder mit Google-Vormachtstellung angreifen, in denen sich die Nutzer nach Alternativen zum Giganten aus Kalifornien sehen: Brasilien, Thailand, Polen, und „auch Deutschland würde passen“, sagt Wolosch. Seit Juni tastet Yandex den Markt zwischen Garmisch-Partenkirchen und Flensburg ab, einstweilen als Partner von MetaGer.de, einem Suchmaschinenangebot der Universität Hannover. „Yandex hat Treffer, die Google niemals finden würde“, lobt Wolfgang Sander-Beuermann von MetaGer.

Yandex macht mit 622 Millionen Dollar Jahresumsatz 179 Millionen Dollar Gewinn, das entspricht der Umsatzrendite des Gasriesen Gazprom. Und der Markt ist noch lange nicht gesättigt: Im Vergleich zum Vorjahr wuchs der Quartalsgewinn von April bis Ende Juni um 76 Prozent.

Der Siegeszug der Suchmaschine ist beispielhaft für den Erfolg von Russlands New Economy. Im sogenannten Runet, dem russischen Segment des Internets, konnten einheimische IT-Pioniere wie Wolosch lange weitgehend unbehelligt von der Konkurrenz aus Amerika experimentieren. Amazon und Ebay fokussierten sich lieber auf die finanzstarken Märkte in Europa oder Asien, Google hatte mit kyrillischen Schriftzeichen und den Tücken der russischen Grammatik zu kämpfen.

Andrey Andreev konnte so, noch bevor es ihn nach London zog, in Moskau einen russischen Badoo-Vorläufer aufbauen und eine Firma für Internetreklame, die Google 2008 für 140 Millionen Dollar kaufen wollte. Das Geschäft scheiterte am Veto des Kreml. Das Runet sollte russisch bleiben.

Längst ist das Internet in Russland zum Machtfaktor geworden. Im vergangenen Jahr hat das Land Deutschland als größte Web-Nation in Europa abgelöst, 70 Millionen Menschen surfen zwischen Kaliningrad und Wladiwostok im Netz. Als der Kreml im Dezember erneut die Parlamentswahlen fälschte, schlug die Opposition online zurück und veröffentlichte im Internet Aufnahmen von Manipulationen. Das Staatsfernsehen verschwieg zwar die Existenz der Videos. Auf YouTube wurde der Clip, der zeigte, wie ein Vertreter der Wahlkommission Nr. 2501 Stimmzettel gleich reihenweise selbst ausfüllte, rund zwei Millionen Mal angesehen.

Ein Blogger war es auch, der dem Wahlkampf seinen Stempel aufdrückte. Alexej Nawalny, ein damals 35 Jahre alter Anwalt, hatte im Internet Politiker und hohe Staatsbeamte der Korruption bezichtigt. Nawalny nannte Putins

Wahlverein „Einiges Russland“ eine „Partei der Gauner und Diebe“. Er traf damit den Nerv der Wähler, die sich über Filz und Vetternwirtschaft im Riesenreich empören. Trotz massenhafter Wahlmanipulation verlor „Einiges Russland“ zwölf Millionen Wähler und stürzte auf unter 50 Prozent.

Seither sinnt die Partei auf Rache. Ende Juli wurde der Zugang zu Websites Nawalyns blockiert, angeblich war das ein Versehen. Der Blogger muss sich zudem vor einem Gericht gegen den Vorwurf wehren, er habe 2009 als Berater eines Gouverneurs Staatsgelder unterschlagen. Nawalny drohen bis zu zehn Jahre Gefängnis.

Seit Wladimir Putin im Mai das Präsidentenamt von Dmitrij Medwedew übernahm, ist das Klima rauer geworden – auch im Netz. Medwedew hatte sich als Kreml-Chef gern mit dem iPad in der Hand fotografieren lassen, bloggte und gab in Sonntagsreden den obersten Schutzherrn des Internets. Auch Putin priors das Netz noch im Dezember als „frei und im höchsten Maße demokratisch“.

Das aber war nicht mehr als Wahlkampfretorik. Das neue Internetgesetz ermächtigt seit Anfang August Behörden, Websites ohne Gerichtsbeschluss zu blockieren. Offiziell will der Kreml gegen

Kinderpornografie im Netz zu Felde ziehen. Die Technik, die Russlands Internetanbieter anschaffen, gleicht jener, die Chinas Zensoren der KP auch zur Blockade unbotmäßiger Websites einsetzten. Deep Packet Inspection (DPI) heißt das Verfahren, mit dem Homepages blockiert werden können und das die Überwachung von Chat-Programmen wie dem des auch in Russland populären Anbieters ICQ ermöglicht.

Das Bemühen des Kreml, den Einfluss des Internets zurückzudrängen, schürt Konflikte mit der aufstrebenden russischen IT-Branche, die immer selbstbewusster auftritt. So protestierte Yandex öffentlich gegen das Gesetz, weil es „die deklarierte Aufgabe zum Schutz von Kindern nicht erfüllt, aber theoretisch missbraucht werden kann“.

In wenigen Ländern der Welt sind soziale Netzwerke so einflussreich wie im Riesenreich. Russische Nutzer verbringen dort im Schnitt rund zehn Stunden monatlich, fast doppelt so viel wie im weltweiten Durchschnitt. Schon fordern Hardliner die Schließung von Russlands größtem Facebook-Klon VKontakte.ru, weil der angeblich als Umschlagplatz für Kinderpornos dienen soll. Die Sicherheitsbehörden ärgert, dass die Seite Putin-Gegnern eine Plattform bietet, um Massenkundgebungen zu planen. Der Kreml fürchtet ein Szenario wie beim Arabischen Frühling, als Facebook und Twitter zum wichtigsten Kommunikationskanal der Demonstranten wurden.

Vkontakte hat fast 110 Millionen Nutzer in ganz Osteuropa und einen störrischen Chef. Pawel Durow ist ein 27-Jähriger mit einem blassen Gesicht wie der Cyber-Rebell Neo aus der Kino-Trilogie „Matrix“. Als ihn im Winter der Inlandsgeheimdienst FSB aufforderte, Foren zu schließen, in denen sich Zehntausende Russen zu Großdemos gegen Wahlbetrug verabredeten, leistete er öffentlich Widerstand. „Ich weiß nicht, wo das enden wird“, twitterte er. „Aber noch stehen wir.“

Auch Durow muss behutsam manövrieren, weil 40 Prozent seines sozialen Netzwerks Alischer Usmanow gehören, dem Web-Magnaten mit dem exzellenten Draht zum Kreml. Dennoch hat er ein „Bürgerliches Manifest“ geschrieben, in dem er Freiheit für das Netz fordert – und hohe Strafsteuern für Öl- und Gaskonzerne, die wirtschaftlichen Pfeiler des Systems Putin. So will er endlich die Rohstoffabhängigkeit des Landes besiegen. Durows Manifest liest sich wie eine Kriegserklärung des neuen Russland an das alte.

Wie diese Kraftprobe ausgehen wird, ist völlig ungewiss. „Entweder das Internet vernichtet Putins Regime“, sagt Julija Latynina, Star-Kommentatorin von Radio Echo Moskau, „oder das Regime zerstört das Internet.“

BENJAMIN BIDDER

Eigene Welt

Die meistbesuchten Websites Russlands

 russisches Unternehmen  US-Unternehmen

Rangplatz in Russland (weltweit)

-  **1 (24) Yandex.ru**
Suchmaschine – Google-Pendant mit 19 Millionen Besuchern täglich
-  **2 (41) Google.ru**
Russische Website des Suchmaschinen-Weltmarktführers
-  **3 (39) VKontakte**
VKontakte – Facebook-Klon mit fast 110 Millionen Nutzern in Osteuropa
-  **4 (36) Mail.ru**
Internetportal – Plattform u. a. für E-Mail, Messaging oder soziale Netzwerke. Rund 70 % der russischen Internetgemeinde nutzen die Dienste.
-  **5 (1) Google.com**
US-Homepage der Suchmaschine
-  **6 (3) YouTube**
Video-Plattform von Google
-  **7 (69) Odnoklassniki**
Soziales Netzwerk – Treffpunkt für Freunde und Schulkameraden

Quelle: Alexa, Unternehmensangaben

DER SPIEGEL

Was war da los, Herr Kuns?

Joe Kuns, 18, Student aus Xenia, Kansas, über einen Höhenflug: „Ich habe eine Krankheit des Nervensystems, die meine Muskeln schwächt. Deswegen sitze ich im Rollstuhl, seit meinem achten Lebensjahr. Ich liebe Musik, sie bringt mich durch den Tag. Auf dem Rock-Festival in Kansas City, dem größten Eintagesrockfest in Amerika, stand ich zuerst ziemlich weit hinten. Die Band Adelitas Way spielte gerade, als mich ein paar Typen fragten, ob ich crowdsurfen wolle. ‚Yeah‘, antwortete ich. Sie hoben meinen Rollstuhl hoch, heilige Scheiße, dachte ich, plötzlich schwebte ich über allen Köpfen und konnte die Bühne sehen, einfach alles. Sie reichten mich nach vorn, ich schwankte, der Rollstuhl kippte, aber ich fühlte mich sicher. Ich konnte nicht fallen, es waren so viele Hände oben. Kurz vor der Bühne setzten sie mich ab, ich landete genau auf den Rädern. Nach dem Konzert rief mich der Radiomoderator Johnny Dare an, er hatte das Foto meiner Aktion im ‚Kansas City Star‘ gesehen und bot mir Karten für ein Marilyn-Manson-Konzert an.“



Lauert im Wald der Tod, Herr Bathen?

*Markus Bathen, 40, arbeitet als Wolfs-
experte für den Naturschutzbund
Deutschland in der sächsischen
Lausitz, mitten in einem Wolfsgebiet.*

SPIEGEL: Herr Bathen, in Schleswig-Holstein ist ein Wolf gesichtet worden, der aus Polen dorthin gekommen sein soll. Wie geht das?

Bathen: Wölfe laufen wahnsinnig viel, durchschnittlich 40 Kilometer am Tag. Oft gehen sie ausgebaute Wege entlang, das ist energiesparend: keine Hindernisse, denen sie ausweichen müssen. Früher, als es Wölfe in ganz Europa gab, war es für den genetischen Austausch wichtig, dass die Tiere wanderten, manchmal mehrere tausend Kilometer. Einige machen das noch immer. Das weiß man, weil einige Wölfe mit GPS-Sendern ausgestattet sind.



Bathen, Wolfsattrappen

SPIEGEL: In Deutschland gibt es inzwischen wieder einige Rudel. Was hat sich verändert?

Bathen: Der Wolf war schon einmal hier, im Ökosystem hat er seine Funktion. Er bevorzugt kranke und schwache Tiere als Beute, für die anderen Tiere ist das von Vorteil. Sie haben mehr Raum, mehr Futter. Wir bezeich-

nen ihn als „Gesundheitspolizisten“. Dazu kommt ein gesellschaftlicher Aspekt: Die Menschen haben den Wolf ausgerottet zu Zeiten, als sie die Natur plakativ in Gut und Schlecht aufgeteilt haben. Inzwischen akzeptieren wir die zwei Seiten des Tieres.

SPIEGEL: Welche Seite hat der Wolf denn noch, außer der des Gesundheitspolizisten?

Bathen: Die Geschichte vom Wolf, der die Geißlein frisst, ist ja nicht falsch. Der Wolf weiß nicht, dass das Reh als Beute erlaubt ist, das Schaf aber nicht. Wir haben deshalb ein Wolfsmanagement entwickelt, darin steht beispielsweise, wie Zäune beschaffen sein müssen und wie Schafhalter unterstützt werden können.

SPIEGEL: Müssen wir Menschen Angst haben, wenn wir in die Wälder gehen?

Bathen: In einem Wolfswald, so nenne ich das mal, braucht man keine Angst zu haben. Der Wolf hat den Menschen nicht im Beuteschema. Wir sind ihm egal.

Erste Wahl

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie ein mutmaßlicher Mörder als Polizist gecastet wurde

Mark Ingram steht in einem kleinen staubigen Ort namens Winton im Outback von Queensland, Australien, er klebt Plakate an Hauswände und hört Schritte hinter sich. Er dreht sich um und sieht einen Mann, stämmig, beigefarbene Hose, beigefarbenes Hemd, beigefarbenes Basecap. „Hi“, sagt der Mann und zeigt auf eines der Plakate.

Mark Ingram arbeitet beim Film, er ist 44 Jahre alt, ein Regieassistent, der auf den nächsten Karrieresprung wartet. Der Film, der im Moment gedreht wird, trägt den Titel „Mystery Road“. Es ist ein Thriller, die Leiche eines Mädchens wird auf einer Landstraße gefunden, und ein Kommissar fahndet nach dem Mörder.

Ingrams Aufgabe ist es, die kleinen Rollen zu besetzen, er ist auf der Suche nach Statisten. Deshalb verteilt er Plakate im Ort, klebt sie an Fassaden, Laternenmasten, legt sie aus an der einzigen Tankstelle des Ortes. „Komparsen für den Thriller ‚Mystery Road‘ gesucht“ ist auf ihnen zu lesen.

Ingram schaut den Mann an, der da vor ihm steht. Er sei auf der Durchreise, sagt der Mann, und würde sich gern etwas dazuverdienen. Er habe sympathisch gewirkt, wird Ingram später sagen. Er ermuntert den Fremden, zum Casting in das North Gregory Hotel zu kommen. Das Hotel wirbt mit dem Satz: „Wenn in der Stadt etwas passiert, dann hier.“ Ingram dreht sich um und klebt weiter Plakate. Das Gesicht des Fremden verschwindet allmählich aus seinem Kopf.

Es ist das Gesicht eines mutmaßlichen Mörders. Überall ist dieses Gesicht in den folgenden Tagen zu sehen, in den Nachrichtensendungen, in den Tageszeitungen, im Internet. Ständig wird vor diesem Gesicht gewarnt, überall wird nach ihm gesucht, mit Spürhunden, mit Helikoptern, mit Wärmebildkameras.

Das Gesicht gehört Jonathan Stenberg, er ist 46 Jahre alt und dringend verdächtig, seinen Nachbarn ermordet zu haben. Die Leiche war kopflos, als sie gefunden wurde, auf dem Hals lag ein Hut.

Gemordet haben soll Stenberg im Bundesstaat New South Wales, in den vergangenen Tagen hat er 1500 Kilometer zurückgelegt, die Nächte verbrachte er auf der Ladefläche seines Pick-ups. Nun ist er in Queensland, und allmählich geht ihm das Geld aus.

Er könnte die Tankstelle in Winton überfallen, er könnte das North Gregory Hotel ausrauben, aber das tut er nicht.



Stenberg

Mörder wollte Polizist sein

Auf der Flucht vor den Behörden ist ein mutmaßlicher australischer Mörder geradewegs in ein Filmcasting spaziert – und hätte sogar die Komparsenrolle als Polizist aus den „Potsdamer Neuesten Nachrichten“

Er erscheint morgens um zehn pünktlich zum Casting, als Erster, und er trägt im Bewerbungsbogen seinen richtigen Namen ein und seine richtige Telefonnummer.

Das ist ein seltsames Verhalten für einen Flüchtigen, aber vielleicht will Stenberg gefasst werden. Die Kriminalgeschichte kennt viele solcher Fälle, in denen Mörder freiwillig Hinweise auf ihre Identität geben, weil sie der Situation nicht mehr gewachsen sind.

Als Adresse gibt Stenberg an: Ladefläche meines Pick-ups. Unter Berufs-

erfahrung vermerkt er, in ungelinker Handschrift, dass er beim Militär war, er schreibt, er habe in Afghanistan gekämpft. Ein Crew-Mitglied notiert eine große Eins auf den Bewerbungsbogen, dann wird Stenberg fotografiert, frontal und im Profil, seine Sonnenbrille hat er über das Basecap geschoben.

Ingram, der Regieassistent, macht seine Arbeit, er sitzt auf einem Stuhl, wählt Mütter aus, die Mütter spielen sollen, Kinder, die Kinder spielen sollen. Außerdem ist noch die Rolle eines Polizisten zu besetzen, der ein paar Minuten lang im Film zu sehen sein wird.

Der Polizist soll kompetent wirken, integer, ehrlich. Fünf Männer stehen vor Ingram, sie sind in die engere Wahl gekommen, darunter der gesuchte Jonathan Stenberg. Für Stenberg spricht seine militärische Ausbildung. Ingram fällt es schwer, sich zu entscheiden. Er sagt den Männern, er werde sie später anrufen.

Die Männer gehen nach Hause, nur Stenberg bleibt. Er bringt Crew-Mitgliedern Kaffee, er packt an, wenn etwas Schweres zu tragen ist. Er verhält sich, als sei er auf der Suche nach jemandem, der ihn endlich erkennt. Am Nachmittag steigt er plötzlich in seinen Pick-up und fährt davon.

Eine Woche später sitzt Mark Ingram auf dem Doppelbett in seinem Hotelzimmer und sieht fern, er versucht zu entspannen. Gerade laufen die Abendnachrichten. Polizeiwagen sind zu sehen, mit Blaulicht, ein Helikopter fliegt durchs Bild, schwerbewaffnete Polizisten in schussicheren

Westen laufen eine Straße entlang. Dann Schnitt: Ein bulliger Mann wird abgeführt, sein Hemd hat er über das Gesicht gezogen. Die Nachrichtensprecherin sagt etwas über einen Mord, dann wird ein Fahndungsfoto eingeblendet. Es dauert eine Weile, bis Ingram den Mann erkennt.

Als Stenberg gefasst wurde, legte man ihm Handschellen an, leerte seine Taschen, beschlagnahmte sein Handy. Auf der Mailbox war noch der Anruf von Ingram. Stenberg hätte die Rolle des Polizisten bekommen.

JANA GIOIA BAURMANN

ERNÄHRUNG

Die Becher des Bösen

Immer mehr, immer süßer, immer fetter – Amerikas Dicke belasten das Gesundheitssystem mit Milliarden Dollar. New Yorks Bürgermeister will deshalb Softdrinks aus XXL-Bechern verbieten. Nun tobt eine Debatte um Freiheit. *Von Ullrich Fichtner*

Lloyd Winnecke, der schlanke Bürgermeister von Evansville, lässt morgens gern die „Today Show“ laufen, Frühstücksfernsehen aus Manhattan, er erinnert sich gut an die Sendung des 1. Juni, als sein Amtskollege Michael Bloomberg im Studio saß wie in einer Falle. New Yorks Bürgermeister hatte am Vortag angekündigt, supergroße Softdrinks zu verbieten, aber den „Nationaltag des Donuts“, den Amerika an diesem 1. Juni beging, hatte er mit Brief und Siegel begrüßt.

Zur Feier des Tages wurden in der Stadt 2,2 Millionen Kalorien in Form von 7500 Donuts verschenkt, und weil das so gar nicht zum Anti-Cola-Erlass passen wollte, stellten die Leute vom Fernsehen Bloomberg als lächerlichen Heuchler hin. In Evansville, zweieinhalb Flugstunden westwärts, schön gelegen an einer bauchigen Schleife des Ohio River, begann Lloyd Winnecke amüsiert und ein wenig schadenfroh seinen Tag, einen neuen im verwirrenden Krieg gegen Amerikas Fettsucht.

Es ist ein gerechter Krieg, ohne Zweifel, der Feind steht tief im Land und wütet furchtbar unter der Zivilbevölkerung. Im Bundesstaat Indiana, in dessen Süden Evansville liegt, sind 65 Prozent aller Erwachsenen übergewichtig oder wirklich fettleibig, lebensgefährlich adipös, 30 Prozent aller Jugendlichen zwischen 10 und 17 Jahren wiegen zu viel oder viel zu viel. Weil sich diese extremen Zahlen mit dem nationalen Durchschnitt der Vereinigten Staaten decken, beschreiben sie eine Staatskrise, die sich noch desaströs ausweiten wird. Im Jahr 2030 werden wahrscheinlich 110 Millionen Amerikaner fettleibig sein, noch einmal 32 Millionen Personen mehr als heute schon, und wer Lust an düsteren Wetten hat, kann demnächst auf den Zusammenbruch des amerikanischen Gesundheitssystems setzen.

In Evansville wissen die Leute, wovon die Rede ist. Eine Gallup-Umfrage machte den Ort im vergangenen Jahr als die „fetteste Stadt Amerikas“ dingfest. Die Befragung ergab, dass 37,8 Prozent der Menschen in Evansville fettsüchtig sind mit einem Body-Mass-Index von größer oder gleich 30. Aber 30, das ist viel: ein

achtjähriger Junge, 1,30 Meter groß, wiegt dann mehr als 50 Kilogramm; ein 40-jähriger Mann, 1,80 Meter groß, muss fast 100 Kilo schwer sein; eine 20-jährige, 1,70 Meter große Frau mit Index 30 bringt 87 Kilo auf die Waage. In Evansville gehen diese statistischen Typen um als Shirley und Steve, Peter und Mary, als schwere Menschen aus Fleisch und Blut und viel zu viel Fett.

Das Thema ist bitterernst, nationale Behörden reden von einer Epidemie, von einem nationalen Notstand, und trotzdem ist auch der Lachreiz ständig da. Wenn etwa Bürgermeister Winnecke in seinem Amtszimmer erzählt, dass sie in seiner Stadt den Weltrekord im kollektiven Liegestütz brechen wollten, aber statt der erforderlichen 251 nur 165 Bürger aufkreuzten, bei einer Bevölkerung von



New Yorker Bürgermeister Bloomberg, übergewichtige US-Bürgerinnen: 28 Unzen Cola zum

120 000. Oder wenn Winneckes Assistentin einen alten Laptop auf den Tisch stellt, um ein Video vorzuführen, das den Bürgermeister, Polizistinnen, Feuerwehrleute und lokale Eishockey-Größen singend beim Workout zeigt.

„Für den Standort Evansville ist das Thema Fettsucht Gift“, sagt Winnecke, ein guterhaltener Mann von 52 Jahren, ein moderater Republikaner. Er ist seit sechs Monaten im Amt, die Gallup-Umfrage platzte in seinen Wahlkampf ums Rathaus.

Evansville ist tatsächlich ein ansehnlicher Standort, es gibt im Umkreis auffällig viel Industrie, eine Plastikwarenfabrik mit 2200 Arbeitern, Toyota produziert mit 4600 Leuten, im Zentrum steht eine riesige Konzert- und Sporthalle. Es gibt ein Orchester, ein Spielcasino, zwei große Krankenhäuser und an den Stadträndern einen breiten Saum aus Shopping-Malls und allerlei Gewerbe. „Wir haben immer interessierte Firmen, die umziehen oder neu bauen wollen“, sagt Winnecke, „die Scouts sind ständig unterwegs, gute

Standorte zu finden. ‚Fetteste Stadt‘ hilft da nicht gerade.“ Also wird das Image poliert, ohne große Hoffnung, das unterliegende Problem in den Griff zu bekommen. „Ich selbst nehme nie den Aufzug“, sagt Winnecke dreimal im Lauf eines Freitagsvormittags Mitte Juli, „ich gehe immer die Treppen hoch.“ Anschließend besucht er demonstrativ den kleinen Wochenmarkt im verödeten Stadtzentrum, wo sich ein Dutzend Stände neben einer Branche verlieren. Vor den Kameras lokaler Fernsehstationen kauft Winnecke frisches Gemüse und Obst, drückt Tomaten und Melonen, lobt den Geruch frischen Basilikums und dankt den Bauern und Händlern, dass sie überhaupt da sind. „Es geht darum, Bewusstsein zu schaffen“, sagt Winnecke, das hört man oft in Amerika: „raising awareness“. Es bedeutet, an die Heilkraft des Tropfens auf dem heißen Stein zu glauben. Es meint, im Angesicht eines unlösbaren Problems so zu tun, als gäbe es keinen Grund zur Verzweiflung.

In Evansville sind jetzt an ein paar Kreuzungen Schilder aufgestellt, die die

Zahl der Schritte nach da und dort anzeigen; es geht nur kaum ein Mensch zu Fuß. Das Fitness-Video, „Go, you chicken fat, go“, gedreht in Bob's Gym und veröffentlicht auf dem YouTube-Kanal des Bürgermeisters, wurde von 3400 Leuten angeklickt, das sind knapp drei Prozent der Stadtbevölkerung. Winnecke sagt, es gebe 65 kleine und große Parks in der Stadt, also „viel Raum für alle möglichen Aktivitäten“, aber wer sich umtut, stößt nirgends auf viel Betrieb, außer abends am Ufer des Ohio, wo sich die Obdachlosen betrinken, und tagsüber am zentralen Busbahnhof, wo sich sehr viele sehr dicke Menschen die Wartezeit mit süßen Getränken vertreiben, die sie aus Trinkbechern so groß wie Blumenvasen saugen.

Shopping-Malls umringen die Stadt wie die Stützpunkte einer belagernden Armee, dort draußen findet alles öffentliche Leben statt, perfekt vernetzt durch vielspurige Autobahnen. In der großen Eastland Mall an der Green River Road, die den Grundriss einer langgestreckten Ka-



Frühstück

thedrale hat, muss das epidemische Übergewicht jedem Betrachter ins Auge stehen. Hier führen bullige Eltern ihre aufgeschwemmten Kinder an der Hand herum, und auf den Bänken der Mall stärken sich Shopper in knapp sitzenden XXL-T-Shirts mit schönen Portionen von frittiertem Huhn, Softeis und/oder Smoothies. Das klingt nach Klischee und einer Karikatur Amerikas. Aber es ist ein Report aus der Wirklichkeit.

In Evansville kann sie sich unwirklich anfühlen, wenn etwa Shirley Smith mit dem Taxi am Wal-Mart-Supercenter an der North Burkhardt Road vorfährt. Sie ist 47, nicht groß, 350 Pounds schwer, 159 Kilogramm. Es dauert, bis sie sich aus dem Auto gequält hat, dann wuchtet sie sich auf Krücken gestützt zu einem elektrischen Rollstuhl, der für Gebrechliche gedacht und für sie viel zu klein ist. Rechts und links des Sitzes hängt ihr weiches Fleisch in Lappen herunter, sie schwitzt, sie leidet, ja, sagt sie, sehr.

Sie erzählt, dass sie zuckerkrank sei, dass sie hohen Blutdruck habe, schlechte Leberwerte, Wasser in den formlos aufgedunsenen Beinen, dass sie schlecht schlafe, Angst um ihren Kreislauf habe und Probleme mit der Verdauung. Die Schneidezähne fehlen ihr auch, weil nicht genug Geld für den Arzt da ist. Aber abgenommen hat sie, 15 Kilogramm binnen eines Jahres, sie isst jetzt viel Gemüse, Obst „und das ganze andere Zeug“, sagt sie. Dann rollt sie im Schrittempo davon wie ein dunkler Geist, in die Regalschluchten des Wal-Mart, wo die Packungsgrößen für Eiscreme und Schinken, Cola und Kartoffelchips, Schmelzkäse und Popcorn jeden Unterschied zwischen Groß- und Einzelhandel einebnen.

„Bewusstsein schaffen“ – hat Bürgermeister Winnecke je daran gedacht, an die Shopping-Malls und Fast-Food-Ketten heranzutreten, um das zu tun? Winnecke zögert ein wenig mit der Antwort, die Frage muss ihm naiv vorkommen. Was hätte er, ein kleiner Bürgermeister aus dem Mittelwesten, gegen die Multis auszurichten? „Mir ist schon klar, dass die ihre Brötchen gar nicht groß genug backen können“, sagt er, „und ich verstehe auch nicht, warum man Limonade aus Eimern trinken muss.“ Aber am Ende müsse doch in Amerika jeder selbst entscheiden, was er essen und trinken wolle oder eben nicht. „Das bleibt schon so“, sagt Winnecke, und es klingt wie: Das muss so bleiben.

Aber genau darüber wird nun in Amerika gestritten, seit Bürgermeister Bloomberg aus New York mit seinem Sprudel-Hammer Schlagzeilen gemacht hat. Die Verfügung, die voraussichtlich im September in Kraft treten wird, ist Teil eines 23-seitigen „Task Force Plan“, der die Epidemie der Fettsucht „umkehren“ will, sie trifft Kinos, Restaurants, Delikatessenläden,



Supermarktkundin Smith, Bürgermeister Winnecke in Evansville: Eine Epidemie, ein nationaler

Imbissbuden, Fast-Food-Ketten jeder Art und Sorte. Bloomberg will ihnen verbieten, Getränke in Bechern größer als 16 Unzen zu verkaufen, das ist knapp ein halber Liter. Was undramatisch und wirkungslos klingt, ist auf den zweiten Blick eine Revolution, eine Abkehr von der uramerikanischen Kultur des „Bigger is better“, und natürlich sehen nicht wenige Menschen die Freiheit insgesamt in Gefahr.

Kann man McDonald's und Burger King verbieten, ihre Limonaden in Mons-

Was wäre die Freiheit wert, wenn sie nicht auch die Freiheit zur Selbsterstörung einschlösse?

terbechern zu verkaufen? Und was ist mit den anderen, weniger bekannten Caterern Amerikas? Die Fast-Food-Kette White Castle findet 21 Unzen oder 0,6 Liter immer noch „small“, steigert sich bei „large“ auf 44 Unzen, das macht 1,25 Liter, und verkauft den Eistee, gern auch gesüßt, in Bechern bis zum Volumen von einer Gallone, das sind 3,8 Liter Flüssigkeit. Bei Kentucky Fried Chicken sind Cola und Co. im „Mega Jug“ zu haben, 65 Unzen groß, 1,85 Liter, so ein Eimer

enthält 210 Gramm Zucker und fast 800 Kalorien.

Wer meint, dass kein Mensch so viel trinken könne, muss nur ein paar mal Rast machen an einer Autobahn in Amerika. Oder ins Kino gehen im AMC Loews Filmpalast an der 42. Straße von New York, wo die kleinsten Becher 32 Unzen groß sind, doppelt so groß wie das von Bloomberg geforderte Maximum. Um sich zu rechtfertigen, zitiert das Rathaus jetzt tausenderlei Studien und rattert furchterregende Zahlen herunter: Die Fettsucht koste Amerika jedes Jahr an die 200 Milliarden Dollar für Krankenhäuser und Arztpraxen. Jedes Jahr stürben 5800 New Yorker an den Folgen der Adipositas, 700 000 seien zuckerkrank – und „zuckerhaltige Getränke“ seien eben die wichtigste Ursache dieser Krise, man wolle die Konsumenten zum Nachdenken über ihre Konsumgewohnheiten zwingen.

Es war nicht Bloombergs erster Coup: Der vielfache Milliardär im New Yorker Rathaus hat seinen 8,2 Millionen Mitbürgern schon früh flächendeckende Rauchverbote aufgezwungen und den Preis pro Schachtel Zigaretten über Steuern auf 13 Dollar hochgetrieben. Er hat 2005 ein Verbot von schädlichen Industriefetten im Essen durchgesetzt, er hat alle Restaurants der Stadt im Jahr 2008 darauf verpflichtet, in ihren Speisekarten die Kalo-



FOTOS: CHRISTOPHER LANE

Notstand

rien der Gerichte auszuweisen. 2010 verfügte Bloomberg, dass Sozialhilfeempfänger ihre Essensgutscheine nicht länger gegen Coke und Pepsi tauschen dürften, aber er scheiterte mit einer Limonadensteuer, die steigende Zwangsabgaben je nach Bechergröße vorsah.

Die U-Bahnen der Stadt sind tapeziert mit Bloombergs Botschaften, mit Warnungen vor Limonade und Aufrufen zum gesünderen Leben. Der Bürgermeister macht in Sachen Gesundheit so viel Wind, dass die Karikaturisten des „New Yorker“ mit dem Zeichnen kaum hinterherkommen. Sie haben Bloomberg als selbstverliebten Geck, der sich im Spiegel anhimelt, auf die Titelseite gehoben, bald werden sie ihn bestimmt als Gesundheits-Stalin karikieren. Aber selbst wenn sein entscheidender Antrieb die Eitelkeit sein sollte: Es gibt doch zugleich weit und breit keinen Politiker, der sich derart frontal gegen die Interessen gleich mehrerer Großindustrien und ihrer Zulieferer stellt. Es ist insofern mutig bis an den Rand der Tollkühnheit, was Bloomberg tut. Aber ist es auch richtig?

Die Bilanzen seines Feldzugs sind gemischt, die zugehörigen Studien völlig unergiebig. Trotz Kalorienangaben auf Speisekarten wird in New York weiter so viel gegessen und mancherorts sogar mehr als vorher, trotz Rauchverbote-

ter. Das holen die Getränkeindustrie, die Kinos und die Fast-Food-Ketten jetzt nach. Sie wollen nicht weniger, sondern mehr Sprite und Fanta, Coke und Pepsi, Dr Pepper und Mountain Dew verkaufen. In ihren Kreisen geht die Furcht um, Bloombergs neuerlicher Vorstoß könnte Nachahmer im ganzen Land finden, bis hin zu bundesstaatlichen Gesetzen hier und da.

In New York sind die einschlägigen Lobbyisten nach einer kurzen Schockstarre aufgewacht. Über der Amüsierinsel Coney Island im Atlantik vor Manhattan fliegen an Wochenenden jetzt manchmal kleine Propellermaschinen, die Spruchbänder mit der Aufschrift „No Drinks 4 U“ durch den blauen Sommerhimmel ziehen. Eine Initiative „New Yorker für die freie Getränkewahl“ hat sich gegründet, in der „New York Times“ war gleich nach Bloombergs Verkündigung die ganze Seite drei mit einer Schmähanzeige gefüllt, die den Bürgermeister als dicke Gouvernante zeigte und gegen den „Nanny State“ wettete, gegen Bevormundung und Bloombergs dauernde Gängeleien. Draußen im weiten Land kommt der New Yorker Lärm vorerst nur als fernes Geräusch an. In Atlanta, Georgia, dem Stammsitz der Coca-Cola-Company, ist der hauseigene Themenpark belagert wie eh und je. Bauch an Bauch schiebt sich Amerika durch die „World of Coca-Cola“ am Pemberton Place und bewundert die Schönheit einer Weltmarke, einer Flasche, eines Logos, ohne sich groß Gedanken über Kalorien zu machen. Dass die allererste Coca-Cola-Flasche nur 6,5 Unzen fasste, nicht einmal 0,2 Liter, muss einem heute vorkommen wie ein Witz. Es hängen auch alte Werbeplakate im Museum von Atlanta, auf denen die damals neue Halbliterflasche als „perfekt für drei Gäste“ angepriesen wurde. Alles vergessen. Heute sitzen vor Lacy McNear in Evansville, Indiana, Kinder in Schulklassen, die sich im Tagesverlauf mit drei, vier halben Litern Cola rehydrieren und nicht mehr auf die Stühle passen. Lacy McNear ist 28, sehr freundlich, sehr blond, sie ist schlank und engagiert und tingelt als Ernährungslehrerin des St. Mary's Hospital durch die 30 Schulen der Stadt, um „Bewusstsein zu schaffen“. Sie denkt positiv. „Sicherheitsgurte, Recycling, Rauchen, das waren alles schwierige Kampagnen, aber alle waren erfolgreich“, sagt sie, „wenn wir die Kinder erreichen, erreichen wir viel.“

Sie hat Kisten und Rollkoffer in ihrem Büro stehen, gefüllt mit Anschauungsmaterial, das an Scherzartikel erinnert. Es gibt kleine und zu große Spaghettiportionen aus Gummi, Muskelfleisch und Fettbrocken aus Plastik. In weichen Taschen liegen Reagenzgläser, gefüllt mit so viel Streuzucker, wie in einer Cola steckt, in einem Donut, einem Schokoriegel. Lacy wird geraucht, und die Sozialhilfeempfänger finden stets Mittel und Wege, an ihre Cokes und Pepsis zu kommen. In den armen Stadtteilen, in der Bronx etwa, und in Vierteln mit vielen hispanischen oder afroamerikanischen Bewohnern grassiert das Übergewicht wie eine ansteckende Krankheit, von der dort über 70 Prozent der Erwachsenen befallen sind. Aus diesen Milieus kommt aber häufig der härteste Widerstand gegen Bloombergs Aktionismus. Wenn die Leserbriefe in den Zeitungen und die Straßenumfragen im Fernsehen nicht trügen, dann findet eine Mehrheit der wohlhabenden schlanken Weißen die städtische Gesundheitspolitik gut, während sie von der klaren Mehrheit übergewichtiger Unterschichtler als Angriff auf die Werte Amerikas und die persönliche Freiheit verstanden wird. Letztere sind im Streit die wahren Philosophen. Sie fragen: Was wäre die Freiheit wert, wenn sie nicht auch die Freiheit zur Selbsterstörung einschloße?

Bloomberg gibt den Pragmatiker, er sagt, er wolle niemandem verbieten, zuckrige Limonaden zu trinken, nur lehre die Erfahrung eben, dass kleinere Portionen insgesamt zu reduziertem Konsum führen. „Die Gründerväter unserer Nation haben nicht für Cola in Ein-Liter-Bechern gekämpft“, sagt der Bürgermeis-

ter. Das holen die Getränkeindustrie, die Kinos und die Fast-Food-Ketten jetzt nach. Sie wollen nicht weniger, sondern mehr Sprite und Fanta, Coke und Pepsi, Dr Pepper und Mountain Dew verkaufen. In ihren Kreisen geht die Furcht um, Bloombergs neuerlicher Vorstoß könnte Nachahmer im ganzen Land finden, bis hin zu bundesstaatlichen Gesetzen hier und da.

In New York sind die einschlägigen Lobbyisten nach einer kurzen Schockstarre aufgewacht. Über der Amüsierinsel Coney Island im Atlantik vor Manhattan fliegen an Wochenenden jetzt manchmal kleine Propellermaschinen, die Spruchbänder mit der Aufschrift „No Drinks 4 U“ durch den blauen Sommerhimmel ziehen. Eine Initiative „New Yorker für die freie Getränkewahl“ hat sich gegründet, in der „New York Times“ war gleich nach Bloombergs Verkündigung die ganze Seite drei mit einer Schmähanzeige gefüllt, die den Bürgermeister als dicke Gouvernante zeigte und gegen den „Nanny State“ wettete, gegen Bevormundung und Bloombergs dauernde Gängeleien.

Draußen im weiten Land kommt der New Yorker Lärm vorerst nur als fernes Geräusch an. In Atlanta, Georgia, dem Stammsitz der Coca-Cola-Company, ist der hauseigene Themenpark belagert wie eh und je. Bauch an Bauch schiebt sich Amerika durch die „World of Coca-Cola“ am Pemberton Place und bewundert die Schönheit einer Weltmarke, einer Flasche, eines Logos, ohne sich groß Gedanken über Kalorien zu machen. Dass die allererste Coca-Cola-Flasche nur 6,5 Unzen fasste, nicht einmal 0,2 Liter, muss einem heute vorkommen wie ein Witz. Es hängen auch alte Werbeplakate im Museum von Atlanta, auf denen die damals neue Halbliterflasche als „perfekt für drei Gäste“ angepriesen wurde. Alles vergessen.

Heute sitzen vor Lacy McNear in Evansville, Indiana, Kinder in Schulklassen, die sich im Tagesverlauf mit drei, vier halben Litern Cola rehydrieren und nicht mehr auf die Stühle passen. Lacy McNear ist 28, sehr freundlich, sehr blond, sie ist schlank und engagiert und tingelt als Ernährungslehrerin des St. Mary's Hospital durch die 30 Schulen der Stadt, um „Bewusstsein zu schaffen“. Sie denkt positiv. „Sicherheitsgurte, Recycling, Rauchen, das waren alles schwierige Kampagnen, aber alle waren erfolgreich“, sagt sie, „wenn wir die Kinder erreichen, erreichen wir viel.“

Sie hat Kisten und Rollkoffer in ihrem Büro stehen, gefüllt mit Anschauungsmaterial, das an Scherzartikel erinnert. Es gibt kleine und zu große Spaghettiportionen aus Gummi, Muskelfleisch und Fettbrocken aus Plastik. In weichen Taschen liegen Reagenzgläser, gefüllt mit so viel Streuzucker, wie in einer Cola steckt, in einem Donut, einem Schokoriegel. Lacy



Anti-Bloomberg-Protest in New York: Harter Widerstand aus der Unterschicht

McNear kann den Kindern deren Magen zeigen, als Plastikmodell, und wie klein er eigentlich ist. Sie hat 25 Pfund schwere „Fettwesten“, die sich die Schüler überstreifen können, um zu begreifen, wie sich das Leben mit Schmerbauch anfühlt. Am Ende jeder Stunde werden sie aufgefordert, nach Hause zu gehen und ihren Eltern alles zu erzählen. Kommen keine Klagen? „Im Gegenteil“, sagt Lacy McNear. „Mir hat eine Großmutter geschrieben, dass ihr Enkelsohn zum ersten Mal im Leben Salat gegessen habe, dank des Unterrichts.“

Wer Zuversicht schöpft in Lacy McNears kühlem Büro im St. Mary's Hospital, wird beim Mittagessen im Gasthaus „Gerst“ brutal in den Alltag des Mittelwestens zurückgeholt. Hier hängen Hirschgeweihe an den hohen Wänden eines großen ehemaligen Eisenwarenladens, das Bier des Monats ist „Weltenburger Kloster“, und die Vorspeise „sausage sampler“ allein hat geschätzte 1500 Kalorien, davon 900 aus Fett.

Das Publikum ist eine Versammlung lokaler Schwergewichte, denen die große Geschichte deutscher Einwanderung in der Region durchaus noch anzusehen ist. Im Gerst ist praktisch täglich Oktoberfest, und es gibt von allem zu viel für zu wenig Geld: Würste, Schnitzel, Kartoffelsalat, Bier. „Comfort food“ sagen die Amerikaner. Es geht um Essen, das – zu oft gegessen – krank macht. Gibt es, im Krieg dagegen, eine Strategie? Staatliche Koordination? Nationale Krisenpläne? Bürgermeister Winnecke weiß nichts davon. Aber das könne daran liegen, sagt er, dass er erst seit sechs Monaten im Amt sei.

Manchmal kann er morgens, in der „Today Show“ aus Manhattan, die First Lady Michelle Obama sehen, die das bessere, gesündere Leben in Amerika zu ihrem Anliegen gemacht hat, sie springt dafür sogar hin und wieder Seil vor laufender Kamera. Es gibt verschiedene „Task Forces“ im Weißen Haus zum Thema, es gibt Bundesgesetze, die vorschreiben, was in Schulkantinen an Essen auszugeben sei, es gibt „National Soda Summits“, auf denen sich Kommunen über ihre Erfahrungen mit Aktionsprogrammen austauschen. Es wird insgesamt unglaublich viel Papier produziert, an Universitäten,

Eine Großmutter schrieb, dass ihr Enkel zum ersten Mal im Leben Salat gegessen habe.

in Ministerien, Stadt- und Staatsräten, es werden ohne Ende Reden gehalten, und landauf, landab werden millionenfach Kalorien verbrannt bei Sport-Events für die gute, gerechte Sache.

Aber es ist möglich, dass alle Bemühungen sinnlos sind angesichts einer Industrie, die keinen guten Willen, aber den klaren Zweck hat, kühl und präzise nach Profiten zu streben. „Oh no!“, sagt die Ernährungslehrerin Lacy McNear, als sie erfährt, was „USA Today“, Amerikas große Tageszeitung, am Morgen auf Seite eins gemeldet hat: dass drei große, landesweit agierende Ketten, Taco Bell,

Steak 'n Shake und Sonic, die süßen Limonaden künftig schon zum Frühstück aggressiver vermarkten wollen. Sie tun es, ganz einfach, weil Limonade profitabler ist als Kaffee, und natürlich, wie ein Taco-Bell-Sprecher sagte, „weil die Kunden es wünschen“.

Aber hat sich wirklich je ein Kunde gewünscht, dass es bei Steak 'n Shake zwischen sechs und elf Uhr morgens 28 Unzen Coca-Cola zum Sonderpreis von 1,79 Dollar zum Frühstück gibt? 0,8 Liter Cola für ein bisschen mehr als einen Euro? Die wahrscheinliche Antwort lautet: ja. Viele Amerikaner trinken zu allen Tageszeiten alles, was in die Becherfächer zwischen Fahrer- und Beifahrersitz passt. „Es kann nicht wahr sein“, sagt Lacy McNear. Und doch ist es so. Cola jetzt zum Frühstück, möglichst viel davon. Die Kette 7-Eleven hat ihren „Double Gulp“, einen gewaltigen Becher, nicht wegen gesundheitspolitischer Mahnungen abgeschafft; es gibt ihn nicht mehr, weil er einfach zu groß war für die Becherhalter in den Autos.

Zur Reaktion gezwungen werden Industrien heutzutage nur, wenn es um Gefahren für das eigene Image geht, um „Reputation Risk“. McDonald's hat seinen Supersize-Becher nach dem giftigen Dokumentarfilm „Super Size Me“ schon vor Jahren aus dem Angebot gestrichen, um sich als Marke mit Gesundheitsbewusstsein präsentieren zu können. Coca-Cola verbreitet immer lauter, dass man „Teil der Lösung“ sein wolle, die Firma bringt mehr Low- und No-Kalorien-Getränke auf den Markt und hat bei den Full-Sugar-Drinks in den vergangenen zehn Jahren schon erhebliche Einbußen hinnehmen müssen. Aber während dies alles geschieht, werden weiter fröhlich Milliarden ausgegeben, um junge Kunden für süße Drinks zu gewinnen, viele Milliarden mehr, als der Staat zur Gesundheitsaufklärung ausgibt.

Lloyd Winnecke aus Evansville war neulich bei seiner ersten Bürgermeisterkonferenz, die Epidemie der Fettsucht spielte dabei keine Rolle. Ein Amtskollege aus Kentucky sprach anerkennend über Winneckes Bemühungen, mehr Bewusstsein zu schaffen und das Thema überhaupt anzugehen; darüber hat er sich gefreut. Er hat es nicht leicht. Das Thema ist heikel, und es bringt keine Wählerstimmen, nicht in Evansville, Indiana.

Die Stadt ist bekannt für Hirn-Sandwiches von der Kuh, für ausgebackene Hühnerteile und ein Straßenfest Anfang Oktober, bei dem sich 125 Fressbuden die Franklin Street entlang aufreihen. Angeblich ist es das zweitgrößte Straßenfest Amerikas nach dem Mardi Gras in New Orleans. Es gibt dann in Evansville Känguru-Sandwiches, Bacon Brownies, Corn Dogs und frittierte Schokoriegel. Als gäbe es, hier in der Mitte Amerikas, kein Morgen mehr. ♦

PAARE

Helmut in Love

Helmut Schmidt hat eine neue Lebensgefährtin.
Was geht uns das eigentlich an?



Freunde Loah, Schmidt im März 2011 in Hamburg: Mit dem „Ja“ war alles gesagt

Er raucht. Er hört nicht mehr gut und wirkt mitunter etwas knurrig. Er weiß manches besser und glaubt, dass er sehr vieles besser weiß.

Von der Papierform her klingt das nicht nach einem idealen Lebenspartner.

Allerdings: Er ist vermögend, gebildet und besitzt eine abbezahlte Immobilie in Hamburg-Langenhorn. Die Nachbarn mögen ihn – und alle anderen auch.

Helmut Schmidt, 93 Jahre alt, ehemaliger Bundeskanzler, Sturmflutheld, Europa-Visionär und Mitherausgeber der „Zeit“, gilt laut einer Umfrage als das größte lebende Vorbild der Deutschen. Viele dürften überzeugt sein, dass er tatsächlich alles besser weiß.

Je länger seine Kanzlerschaft vergangen ist, desto gefragter seine Expertisen. Am Dienstag dieser Woche soll Schmidt bei Sandra Maischberger über Euro und Finanzkrise reden, und egal, was er sagt: Am Ende wird man den Eindruck haben, er hätte das Ding längst geschaukelt. Schmidt in der Rolle als Helmut Schmidt.

Selbst etwas Falsches klingt bei ihm noch besser als etwas Richtiges aus dem Mund der heutigen Politikergeneration.

Nun gibt es etwas unerwartet Neues: Schmidt hat eine neue Lebensgefährtin. Sie heißt Ruth Loah, ist anderthalb Jahrzehnte jünger und war lange Zeit eine seiner engeren Mitarbeiterinnen. 1962, bei der Sturmflut in Hamburg, arbeitete Loah bereits als Sekretärin des damaligen Polizeisenators. Und weil Sekretärinnen die Launen und Stärken ihrer Chefs ohnehin so gut kennen wie eine Ehefrau, dürften die beiden die Gewöhnungsphase eines Paares als längst übersprungen betrachten.

Helmut Schmidt selbst hat vergangenen Donnerstag in einem Interview mit „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo von Loah erzählt. Der fragte, ob es einen Menschen gebe, an den Schmidt täglich denke – abgesehen von „Loki“ Schmidt, der vor knapp zwei Jahren verstorbenen Frau des Altkanzlers.

Antwort Schmidt: „Beinahe täglich denke ich an meine Freundin Ruth Loah.“

Lorenzo: „Ist sie Ihre neue Lebensgefährtin?“

Schmidt, klassisch kurz: „Ja.“

Möglicherweise wollte Schmidt einfach vermeiden, dass seine Beziehung unkontrolliert bekannt wird, etwa weil Paparazzi ihn samt Gefährtin in der Rauchercke erwischen.

Mit dem Ja war im Grunde alles gesagt. Man möchte den beiden alles Gute wünschen, sich still mitfreuen und es dabei bewenden lassen. Das Privatleben von Helmut Schmidt geht schließlich nur Helmut Schmidt etwas an. Doch so ticken die Medien nicht.

Am nächsten Tag hatten die meisten Zeitungen Schmidts Neue im Blatt, die Online-Medien sowieso, und die „Bild“ füllte mit dem „Liebesglück“ die Seite eins.

Normalerweise verkündet „Bild“ eher die neuen Liebschaften der leichteren Prominenz: Flavio Briatore, der Ex-Formel-1-Manager, Madonna oder Dieter Bohlen werden – zu gegebenem Anlass – nebst Begleitung gern vorgestellt. Doch die sind als Vorbild nur eine Teilbegabung und können jemandem wie Schmidt kaum den Aschenbecher reichen.

Vor zwei Jahren, bei der Trauerfeier für Loki Schmidt im Hamburger Michel, forderte der ehemalige Erste Bürgermeister Henning Voscherau die Freunde Schmidts auf, dafür zu sorgen, dass „aus dem abendlichen Alleinsein in Langenhorn nicht Einsamkeit wird“. Ein tröstender Satz war das, aber auch ein sehr harter. Dass die Wände einen anschwiegen, gehört zu den furchtbaren Erfahrungen, die ein Witwer oder eine Witwe macht.

Tatsächlich ertragen Männer die Einsamkeit oft schlechter als Frauen. Zumindest haben eher die Frauen dieser Generation gelernt, sich nicht zu beklagen oder Dinge hinzunehmen.

Es ist also gar nicht ungewöhnlich, dass sich Männer, auch in hohem Alter, eine neue Partnerin suchen: Der Schriftsteller Siegfried Lenz, Freund von Helmut Schmidt, heiratete mit 84 die Freundin seiner verstorbenen Frau. Der ehemalige SPD-Fraktionschef Herbert Wehner war 76, als er seine Stieftochter zur Frau nahm. Franz Müntefering, ebenfalls mal SPD-Chef, heiratete 18 Monate nach dem Tod seiner Frau, da war er beinahe 70.

Und Müntefering hatte auch vorge-macht, wie man die Neue der Öffentlichkeit präsentiert. Kurz und knapp: „Erstens: Es gibt sie. Zweitens: Sie ist hier. Drittens: Wir mögen uns.“

Dass Helmut Schmidt, der Lieblings-Elder-Statesman der Deutschen, nun mit einer Raucherin Jahrgang '33 zusammen-gekommen ist, ist erstens: wunderbar. Zweitens: seine Sache. Und drittens macht es das Denkmal Schmidt ein wenig menschlicher. Und damit größer.

ANSBERT KNEIP



Heldin, komm raus

ORTSTERMIN: Im niedersächsischen Salzhemmendorf wird einer Kindergärtnerin eine Medaille aufgezwungen.

Ina König hat sich hübsch gemacht, die guten Schuhe angezogen, am Hals ein Glitzerkettchen, sie weiß, sie wird heute vorgeführt. Wohin mit den Händen? Ihr Gesicht zuckt. Alles an ihr sagt: bloß weg hier.

Neben Frau König steht der Ministerpräsident von Niedersachsen, David McAllister, und der spricht nun die Donnerworte, „dass unsere Gesellschaft darauf angewiesen ist, dass es Menschen gibt wie Sie, verehrte Frau König“. Vor ihr erhebt sich eine Wand aus Kameras und Mikrofonen, alle sind sie gekommen zur Überbringung dieser Rettungsmedaille beim Kindergarten St. Nicolai in Salzhemmendorf, ZDF, RTL, Sat.1, NDR, „Bild“-Zeitung, und hinter der Wand wartet irgendwo das Millionenpublikum auf Worte von ihr, auf ein Bild von ihr. Ina König, 37, Erzieherin, Lebensretterin, schaut zu Boden, als suche sie einen Ausweg. Vielleicht hofft sie, dass sich unter ihr ein Loch auftun möge, so wie jenes, in das sie vor ein paar Wochen todesmutig gesprungen war, vielleicht etwas weniger tief. Ein Loch, in dem sie verschwinden könnte, jetzt, sofort.

Zur Heldin wurde Ina König am 9. Juli, einem Montag: Nachdem ein dreijähriger Junge aus dem Kindergarten, für den sie arbeitet, beim Spielen im Wald in einen ungenügend gesicherten alten Bergwerkschacht gefallen war, sprang sie ohne zu zögern hinterher. Sie wusste nicht, wie tief das dunkle Loch ist: 25 Meter, ihr Fall entsprach dem Sprung von einem achtstöckigen Haus. Im sechs Grad kalten Wasser, das sich am Grund des Schachts gesammelt hatte und das den Aufprall von Kind und Retterin dämpfte, klammerte sie den Jungen eine Stunde lang an sich, hielt sich dabei an vorstehenden Steinen fest, bis die Feuerwehr beide bergen konnte. Ohne Ina König, selbst Mutter zweier Kleinkinder, wäre der Junge tot.

Sie sagt dann Sätze ins Mikrofon wie diesen: „Bedanken möchte ich mich bei der Freiwilligen Feuerwehr, die viele Stunden Freizeit opfert.“

Landesvater McAllister hat die Verleihung dieser Medaille persönlich angeregt, gern beantwortet er nun alle Fragen. „Was ist das für ein Gefühl, eine solche Heldin im Bundesland zu haben?“, fragt der NDR-Reporter von „Hallo Niedersachsen“. McAllister, der in einem halben Jahr wiedergewählt werden will, sagt, er sei gekommen, um Frau König „im Namen von acht Millionen Niedersachsen danke zu sagen“. Die Sonne scheint auf sein schön gescheiteltes Haupt, Ina König steht im Schatten. Noch nie hat der Ministerpräsident die Niedersächsische Rettungsmedaille, die fünf- bis zehnmals pro Jahr vergeben wird, selbst überreicht, das

sie zur Beobachtung lag, versuchten Fotografen, in ihr Zimmer vorzudringen, indem sie sich als gute Bekannte ausgaben.

Am Rand der Veranstaltung steht der stellvertretende Bürgermeister von Salzhemmendorf, Clemens Pommerening. Er sagt: „Das ist natürlich eine schöne Geschichte für unseren Ort.“ Aus der Gegend kommen sonst wenig positive Meldungen, „der demografische Wandel verschont uns nicht“, sagt Pommerening, die Jungen wandern ab, außerdem ging vor ein paar Jahren der größte Arbeitgeber verloren, der Fertighausproduzent Okal, tausend Arbeitsplätze weg. Erbauliches wie das Wunder von Osterwald ist willkommen.

Der Essayist Jan Philipp Reemtsma hat für Menschen wie Ina König folgende Definition vorgeschlagen: „Helden repräsentieren Tugenden, die Allgemeingültigkeit beanspruchen in extrem gesteigerter, also seltener Form.“ Ina Königs Problem ist, dass sie, indem sie die Rolle des öffentlichen Vorbilds konsequent verweigert, nur noch heroischer wird. Verkörperte sie durch ihre Rettungstat Qualitäten wie Selbstlosigkeit und Mut, so steht seither ihr Verzicht auf Ruhm und Aufmerksamkeit wiederum für andere Tugenden: Bescheidenheit, Uneitelkeit. Sie ist zur Heldin verdammt.



Landeschef McAllister, Erzieherin König: Ein tiefes, dunkles Loch

macht sonst höchstens der Innenminister. Das ZDF möchte von ihm wissen, ob „man denn solche Helden besonders braucht, heute, in Zeiten der Krise?“

Klar ist, dass die Medien sie brauchen. In den Tagen nach dem Wunder stand das Telefon des Kindergartens nicht still. Alle wollten die „Heldin von Osterwald“ haben, die Redaktionen von „Markus Lanz“, „Günther Jauch“ und von Frank Elstners „Menschen der Woche“ baten um einen Studiobesuch, Tageszeitungen meldeten sich, Magazine, Radios. Ina König aber wollte mit niemandem sprechen. Die Trägerschaft des Kindergartens, die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannover, setzte eigens für diesen Fall einen Pressesprecher ein, der seither Journalisten abblockt. Im Sana-Klinikum in Hameln, wo

Den Blumenstrauß hält sie vor sich wie einen Schutzschild, als der Ministerpräsident an sie herantritt und ihr die Hand reicht. Ina König hat – immer laut Pressesprecher, sie selbst beantwortet keine Fragen – lange überlegt, ob sie die Ehrung überhaupt annehmen will. Dem Drängen der Laudatoren habe sie einzig in der Hoffnung nachgegeben, dem Spuk ein Ende zu setzen. Der Schluss ihres äußerst knappen Statements klingt denn auch wie eine Beschwörung. „Bei der Presse bedanke ich mich dafür, dass meine Privatsphäre gewahrt wurde und bestimmt auch in Zukunft gewahrt wird.“

Für weitere Anfragen stehe sie nicht zur Verfügung.

GUIDO MINGELS

QUERSCHNITT

Risiko im Osten

Herzinfarkte enden im Osten Deutschlands häufiger tödlich als im Westen. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Sie reichen von individuellen Risikofaktoren wie Rauchen, Übergewicht oder Bewegungsmangel über die Qualität des Notarztes bis hin zur Schnelligkeit, mit der Rettungsdienste die nächste Klinik mit kardiologischer Fach-einrichtung ansteuern.

Herzinfarktsterblichkeit 2009

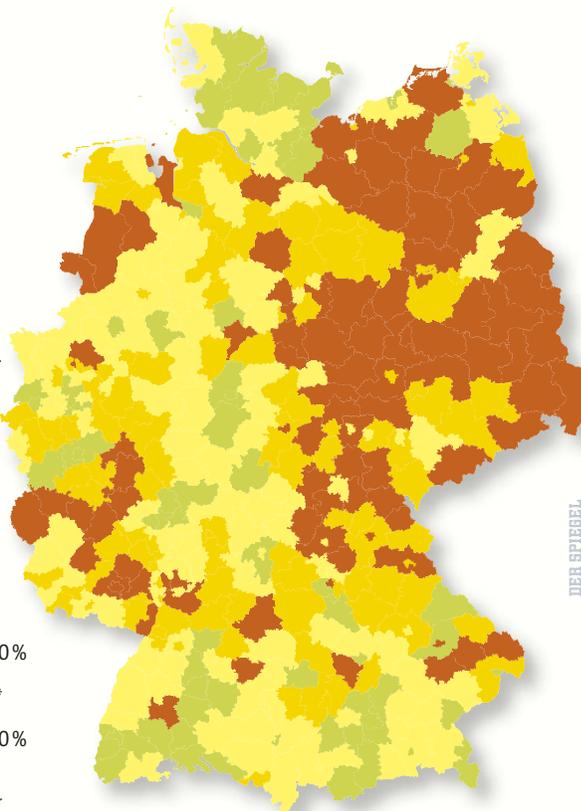
über dem Bundesdurchschnitt*

● mehr als 20% ● bis 20%

unter dem Bundesdurchschnitt*

● mehr als 20% ● bis 20%

* jeweils altersbereinigt
Quelle: Herzbericht 2010, E. Bruckenberger



ARCHÄOLOGIE

Fingerabdruck des Steinzeitkünstlers

Menschen haben den Werkstoff Ton offenbar früher regelmäßig genutzt als bislang angenommen. In der Höhle Vela Spila in Kroatien sind Ausgräber auf Fragmente modellierter Figürchen gestoßen, die Künstler bereits vor 17 000 Jahren, also noch während der letzten Eiszeit, geschaffen haben. „Wir beginnen zu verstehen, dass einige paläolithische Gesellschaften Kunst aus keramischem Material lange vor der Jungsteinzeit vor 10 000 Jahren erzeugt haben, als Keramik größere Verbreitung fand und in der Regel für Gebrauchsgefäße verwendet wurde“, sagt der Anthropologe Preston Miracle von der University of Cambridge. Das größte der 36 Fragmente stellt den Torso und die Vorderbeine eines Tieres dar. Ein anderes wurde mit gleichmäßigen Reihen von Eindrücken verziert, wie sie etwa beim Gebrauch eines Stichels entstehen. Auf einigen der Stücke sind sogar noch die Fingerabdrücke des Steinzeitkünstlers zu erahnen.

GEOLOGIE

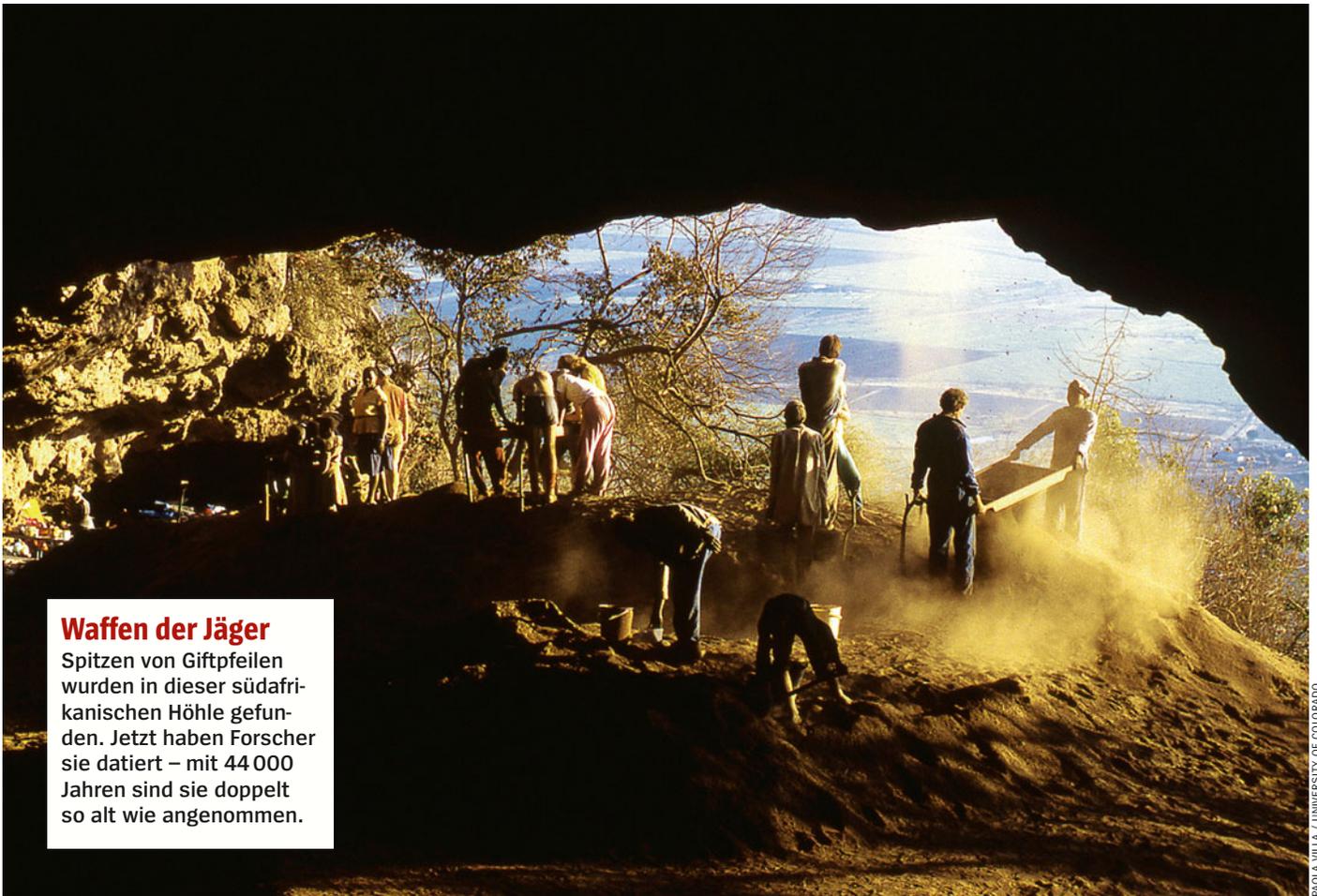
Die Ruhe vor dem großen Knall

Der vermutlich letzte aktive Vulkan auf dem spanischen Festland hat vor rund 13 000 Jahren Feuer gespuckt. Das zeigen Analysen von organischem Material, das Geologen bei Bohrungen in der Nähe des Vulkankegels Croscat in der Region Garrotxa entdeckt haben. „Wir konnten den Zeitpunkt des letzten Ausbruchs bestimmen, indem wir die Böden untersuchten, die direkt unter den von der Explosion stammenden Lavaschichten liegen“, erklärt Maria Saña von der Universität Autònoma de Barcelona. Aus der Zuordnung von Pollen, die in den fossilen Böden eingeschlossen waren, lässt sich zudem die Vegetation rekonstruieren, die kurz vor dem großen Knall in der Vulkanregion vorherrschte. Demnach war die Gegend von mediterranen Weiden und Steppen überzogen, in denen Süßgräser und Beifuß gediehen. Am Wasser wachsende Ulmen, Erlen und Weiden zeigen, wie mit dem Ende der letzten Eiszeit Tauwetter einsetzte und Regenfälle zunahmen.



Vulkankegel Croscat in der nordostspanischen Region Garrotxa

NHPA/PHOTO SHOT



PAOLA VILLA / UNIVERSITY OF COLORADO

Waffen der Jäger

Spitzen von Giftpfeilen wurden in dieser südafrikanischen Höhle gefunden. Jetzt haben Forscher sie datiert – mit 44 000 Jahren sind sie doppelt so alt wie angenommen.

PSYCHOLOGIE

Erotische Sicht auf Frauen

Männer werden eher als Ganzes wahrgenommen, Frauen als Summe ihrer (erotischen) Körperteile – und zwar von beiden Geschlechtern. Zu diesem Schluss kommt ein internationales Psychologenteam nach Tests, bei denen Probanden und Probandinnen Dutzende Bilder von Männern und Frauen gezeigt wurden. Das Ergebnis: An die Männer erinnerten sich die Freiwilligen am ehesten, wenn sie die Ganzkörperfotos noch einmal zu sehen bekamen; an die Frauen erinnerten sie sich hingegen am besten, wenn ihnen nur Fotos von Busen oder Beinen präsentiert wurden. Dass auch Frauen selektiv auf Frauenkörper schauen, deutet Studienleiterin Sarah Gervais so: „Möglicherweise sind Angehörige des weiblichen Geschlechts stärker auf den Vergleich mit sich selbst erpicht.“

ARTENSCHUTZ

Riesenhaie vor England

In britischen Gewässern tummeln sich vermehrt Riesenhaie. Die bis zu 15 Meter langen Meerestiere sind zwar nahe Verwandte der Weißen Haie – doch für Menschen stellen sie in der Regel keine Gefahr dar, weil sie sich von Zooplankton ernähren, das sie

mit weitaufgesperrtem Maul aus dem Wasser filtern. Britische Biologen und Tierschützer sehen in dem häufigeren Auftauchen der imposanten Fische ein ermutigendes Zeichen dafür, dass sich die Bestände allmählich erholen. Denn die Planktonfresser sind vor allem wegen ihrer ölhaltigen Leber jahrzehntelang intensiv bejagt worden. „Unsere Auswertungen zeigen, dass wir in Zukunft wahrscheinlich wieder öfter die Gelegenheit haben werden, diese beeindruckenden Geschöpfe vor unseren Küsten zu erleben“, sagt Brendan Godley, Biologe an der University of Exeter. Vor allem im Pazifischen Ozean machen japanische und chinesische Harpuniere allerdings noch immer Jagd auf die Riesenhaie.



CHRIS GOTSCHALK

Riesenhai, Taucher



Patientin Laura D.: Für zwei Jahre senkte sich der Nebel des Vergessens über ihr Bewusstsein

MEDIZIN

Angriff aufs Gehirn

Ärzte sind einer organischen Ursache von Nervenleiden auf der Spur. Viele Schizophrenien, Epilepsien oder Demenzerkrankungen werden offenbar durch fehlgeleitete Immunzellen ausgelöst – und können mit Cortison geheilt werden.

Nacht für Nacht geriet Laura D. in Panik. Sie wachte plötzlich auf und sah, wie sich die Jalousien bewegten. Ihr Freund Thomas K. glaubte ihr nicht, also markierte die junge Frau vor dem Schlafengehen die Wand daneben mit einem Leuchtstift. Doch nichts tat sich.

Mit dieser harmlos erscheinenden Einbildung begann im Winter 2008 das Leiden von Laura D. Kurze Zeit später erlitt die Frau einen Nervenzusammenbruch, als sie während eines Kurzurlaubs in Wien den Weihnachtsmarkt nicht gleich fand. „Warum ist der bloß nicht da, wo er im Stadtplan eingezeichnet ist? Was bedeutet das?“, fragte sie. Ihr Herz raste, sie zitterte. Ihr Freund musste sie ins Hotel zurückbringen.

Er vermutete, sie habe einen Burnout erlitten. Laura D. arbeitete als Assistentin

der Geschäftsführung bei einem mittelständischen Unternehmen. Die arabischen Kunden erwarteten Erreichbarkeit rund um die Uhr, sie arbeitete täglich elf Stunden und las auch am Wochenende Firmen-Mails.

Die Frau vereinbarte einen Termin beim Psychologen; doch dazu kam es nicht mehr. Am 5. Januar 2009 brach sie im Büro vor dem Computer zusammen und krampfte – der erste epileptische Anfall ihres Lebens.

In den Wochen danach senkte sich für zwei Jahre der Nebel des Vergessens über ihr Bewusstsein. Heute erinnert sie sich nicht mehr an all die Wahnvorstellungen und Halluzinationen, die sie damals täglich peinigten, an das Gefühl, ihr Körper zerfließe und tropfe zu Boden – oder daran, dass sie in der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie

glaubte, im neunten Monat schwanger zu sein und kurz vor der Entbindung zu stehen.

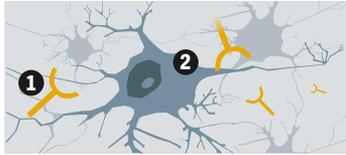
Manchmal, wenn Thomas K. sie spazieren führte, fragte sie ihn auf einmal: „Wer sind Sie?“ Schließlich verlor sie auch ihre Sprache, saß apathisch im Krankenzimmer, die Augen ins Leere gerichtet. Ihre Klinik-Odyssee brachte Laura D. in psychiatrische Landeskrankenhäuser, Fachkliniken für Epileptologie und die neurologischen Abteilungen von zwei Universitätskliniken.

Anfangs sprachen die Ärzte noch von psychotischen Phasen, später von Schizophrenie. Thomas K. spürte, dass sie unsicher waren. Er kaufte sich Ratgeberbücher, stöberte nächtelang im Internet und stieß auf eine Auffälligkeit, die ihm kein Psychiater erklären konnte: Warum waren Wahnsymptome und epileptische

Der Feind im eigenen Kopf Was Autoantikörper im Gehirn bewirken können

1 Autoantikörper

Entstehen manchmal im Verlauf von bestimmten Krebs- oder Autoimmunerkrankungen. Oft bleibt die Ursache unbekannt.



2 Angriffsort Nervenzelle

Die Antikörper docken an Nervenzellen an und blockieren deren Funktion. Folge: Störung im Nervennetzwerk.

3 Gehirn Je nach betroffener Region im Gehirn entstehen typischerweise bestimmte Symptome.

Frontallappen

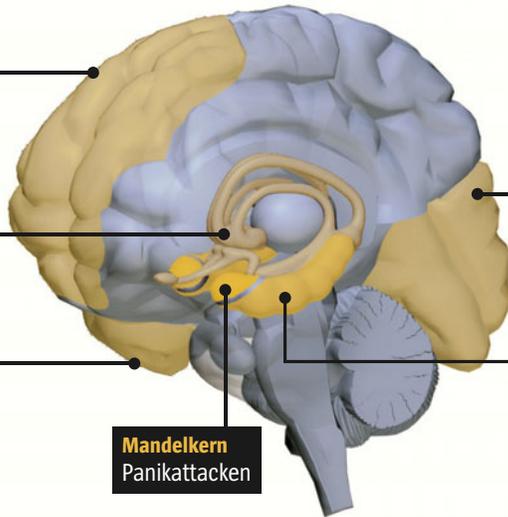
Formale Denkstörungen, die auch bei Schizophrenien auftreten: Wortsalat, Danebenreden, Gedankensprünge

Basalganglien

Tics, Zwänge, Bewegungsstörungen

Temporallappen

Akustische und optische Halluzinationen, epileptische Anfälle



Hinterhauptlappen

Lichtblitze und Metamorphosien (Gegenstände werden verzerrt, zu groß oder zu klein wahrgenommen)

Hippocampus

Gedächtnisstörungen, die mit Demenz verwechselt werden können

Mandelkern
Panikattacken

DER SPIEGEL

Anfälle gleichzeitig das erste Mal aufgetreten? Nirgendwo in den Büchern stand, dass epileptische Anfälle typisch seien für Schizophrenien. Thomas K. erwirkte, dass sie in die Uniklinik Freiburg verlegt wurde – in Internetforen hatte er gelesen, dass die Ärzte dort nach ungewöhnlichen Krankheitsursachen fahndeten.

Die Psychiater hatten schnell den Verdacht, dass etwas anderes als eine klassische Schizophrenie hinter ihren Symptomen stecken könnte. Sie punktierten das Nervenwasser und schickten eine Probe an ein Speziallabor in Oxford. Die Untersuchung ergab: Im Nervenwasser schwamm eine gefährliche Sorte Antikörper – körpereigene Eiweiße, die das Hirn schädigen können.

Für die Ärzte stand schließlich fest: Die Patientin war nicht im klassischen Sinn psychisch krank; vielmehr litt sie an einer Gehirnentzündung – an einer neu entdeckten Form von Autoimmunerkrankung, die im Gegensatz zu einer klassischen Psychose mit Immunsuppressiva heilbar ist.

Sebastian Rauer von der Uni-Klinik Freiburg gehört zu den wenigen deutschen Neurowissenschaftlern, die sich mit dem kaum erforschten Leiden beschäftigen. Stets spielen Autoimmunprozesse eine Rolle. Diejenigen Blutzellen der körpereigenen Abwehr, die eigentlich Bakterien und Viren bekämpfen sollen, greifen dabei das eigene Gehirn an.

Wie häufig solche Gehirnentzündungen auftreten, ist unter den Fachleuten bislang umstritten. Während die einen von exotischen Ausnahmen sprechen,

glauben andere Mediziner, dass ein hoher Prozentsatz aller Schizophreniepatienten, die in psychiatrischen Einrichtungen und Pflegeheimen vor sich hin dämmern, in Wirklichkeit an den seltsamen Autoimmunerkrankungen leidet – das wäre eine Sensation.

„Wir stehen noch am Anfang“, sagt die Neurowissenschaftlerin Belinda Lennox von der englischen Universität Cambridge. Für eine aktuelle Studie hat sie 47 Patienten mit frisch diagnostizierter Schizophrenie auf die beiden häufigsten bisher bekannten Autoantikörper untersucht und wurde gleich in drei Fällen fündig. „Das wären 6,4 Prozent“, sagt sie. Aber wegen der kleinen Fallzahl sei die statistische Ungenauigkeit hoch: „Zwischen 2 und 19 Prozent ist alles möglich, wir brauchen größere Studien.“



SIMON BARBER / PHOTOSHUTTER / DER SPIEGEL

Neurowissenschaftlerin Lennox Verdächtigen Antikörpern auf der Spur

Harald Prüß, Neurologe an der Berliner Charité, geht aufgrund eigener Falluntersuchungen noch weiter. „Wir finden nur, wonach wir heute schon suchen können“, gibt er zu bedenken. Häufig aber hinterließen die Antikörper keine nachweisbaren Spuren im Körper. „Die Kernspintomografien des Gehirns ergeben unauffällige Befunde, im Nervenwasser fehlen klare Anzeichen einer Entzündung.“

Immerhin entdecken die Forscher derzeit alle paar Monate einen neuen Antikörper-Typ, der mit Gehirnentzündungen im Zusammenhang stehen könnte. Bislang sind etwa 15 bekannt. „Aber wer weiß, ob wir die am häufigsten auftretenden Autoantikörper überhaupt schon entdeckt haben?“, fragt Prüß. Der Neurologe hält es sogar für möglich, dass ein erheblicher Teil aller Schizophrenien durch Hirnentzündungen verursacht werden. „Die typischen Verläufe“, argumentiert Prüß, „erinnern verdächtig an eine andere Autoimmunerkrankung: die Multiple Sklerose.“

Wie bei der Multiplen Sklerose erkrankten die meisten Patienten um das 30. Lebensjahr. Der Großteil erlebt auch hier einen wellenförmigen Verlauf über Jahrzehnte mit Schüben und symptomfreien Phasen. Andere Patienten erholen sich nie wieder nach Krankheitsbeginn und werden nach wenigen Jahren pflegebedürftig bis an ihr Lebensende.

Gehirnentzündungen sind aber womöglich auch die Ursache anderer psychischer Erkrankungen, deren Ursprung bislang weitgehend im Dunkeln lag. So gibt es inzwischen Hinweise, dass auch hinter Leiden wie manisch-depressiven Erkrankungen oder Angststörungen mitunter Autoimmunreaktionen stecken. Und schließlich könnte ein fehlgeleitetes Immunsystem auch zu Demenz führen, insbesondere zu jenen rasch verlaufenden Formen, die innerhalb weniger Monate das Gehirn zerstören.

Inga Zerr ist Expertin für diese speziellen Demenzerkrankungen, sie leitet das deutsche Nationale Referenzzentrum für Prionerkrankungen in Göttingen. Zu ihr schicken Ärzte aus der ganzen Republik Nervenwasser-Proben, wenn sie bei einem Patienten die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit vermuten – jene zerstörerische Hirnkrankheit, die durch die eng verwandte Rinderseuche BSE bekannt wurde und innerhalb von wenigen Wochen bis Jahren zum Tode führt. Nur extrem selten bestätige sich der Verdacht auf Creutzfeldt-Jakob. Doch bei jedem dritten der Patienten, dessen Verlauf sie weiter verfolgt, werden später Antikörper gefunden, die auf Gehirnentzündungen hindeuten.

Ein Beweis ist diese Beobachtung nicht; doch Zerr hat bereits Menschen behandelt, bei denen nur eine Gehirnentzündung als Ursache der Demenz in Frage

kommt – wie bei der Hausfrau Margot Kaufmann.

Im Alter von 62 Jahren erlitt die Patientin ihren ersten epileptischen Anfall und begann zu torkeln. Wenig später vergaß sie, die Herdplatte auszustellen, dann auch ihr Alter und die Namen ihrer Enkel. Zerr wusste nicht weiter, bis der Ehemann ihr mitteilte, dass bei seiner Frau 30 Jahre zuvor eine Glutenunverträglichkeit diagnostiziert worden war – eine chronische Darmkrankheit, die mit der Bildung von verschiedensten Autoantikörpern einhergeht. Schon lange habe sie sich nicht mehr an die vorgeschriebene Diät gehalten.

Mit einer Nahrungsumstellung sowie einer hochdosierten Cortisontherapie, die das Immunsystem teilweise unterdrückte, bekam Zerr die Krankheit in den Griff. Margot Kaufmann blieb zwar im Rollstuhl, aber die Demenz schritt nicht weiter fort, die epileptischen Anfälle verschwanden.

Doch wie kann es dazu kommen, dass sich Teile der Immunabwehr gegen das eigene Gehirn wenden? Eine mögliche Erklärung sind versteckte Tumoren in einem frühen Stadium, gegen die sich die



NOBERT MICHALKE / DER SPIEGEL

Neurologe Prüß, Demenzkranke Kaufmann: „Wir finden nur, wonach wir suchen können“

Immunzellen richten. Dabei kommt es dann zu einer Fehlreaktion – im Kampf gegen den Krebs greifen die Antikörper irrtümlicherweise auch Bestandteile von Nervenzellen an.

Auch im Fall von Laura D., so vermutet der Neurologe Rauer, könnte ein unentdeckter Unterleibstumour zu den epileptischen Anfällen und Wahnvorstellungen geführt haben. Regelmäßig untersuchen Ärzte deshalb per Ultraschall die Eierstöcke von Laura D., bis jetzt fanden sie nichts.

Dank Blutwäsche und Cortisontherapie, die das Immunsystem und damit auch die Entzündungsreaktion unterdrückt, ist es bei ihr zu einer wunderbaren Heilung gekommen. Schon nach wenigen Monaten erzählte die Frau, die ihre Sprache verloren hatte, flüssig und mit gewählten Worten, wie gut sie im All-

tag wieder zurechtkomme. Nur das Kurzzeitgedächtnis bereite ihr noch Probleme.

Heute, eineinhalb Jahre später, wirkt sie gesund und voller Tatendrang. „Nur Freunde, die sie sehr gut kennen, merken, dass sie noch nicht auf der Höhe ist“, sagt Lebensgefährtin Thomas K. Schon bald, so die Prognose der Ärzte, könne sie wieder arbeiten.

„Wir kennen inzwischen viele solcher positiven Verläufe“, sagt Neurologe Rauer, der gerade eine Studie mit 20 weiteren Patienten auswertet. Mit den Heilerfolgen tritt er jenen Psychiatern entgegen, die bezweifeln, dass die nachgewiesenen Antikörper ursächlich für die psychischen Erkrankungen seien.

„Autoantikörpertests sollten routinemäßig bei jeder akut neu auftretenden Schizophrenie durchgeführt werden“, fordert der Leitende Oberarzt Ludger Tebartz van Elst, der ebenfalls an der Uniklinik Freiburg arbeitet. Als Vorsitzender des Referats Neuropsychiatrie der Fachgesellschaft der Psychiater will er sich dafür einsetzen, dass diese Testverfahren bei Verdachtsfällen in die Basisdiagnostik aufgenommen werden. „Sogar wenn die Suche in 95 bis 98 Prozent der Fälle nichts



STEFAN SOBOTTA / VISUM / DER SPIEGEL

ergäbe: Für die Betroffenen steht auf dem Spiel, ob sie den Rest ihres Lebens mit einer schweren, stigmatisierten Krankheit verbringen oder wieder gesund werden.“

Der Charité-Experte Prüß wird noch deutlicher. Wenn sein eigener Bruder an einem psychischen Leiden erkrankte, würde er zuerst nach Antikörpern fahnden. Und falls er keine fände, bestünde er dennoch auf einer hochdosierten Cortisontherapie als Heilversuch: „Das ist ungefährlich, kostengünstig und hilft, falls es sich um einen noch nicht bekannten Autoantikörper handelt.“

In einigen Fällen hat Prüß solche Blindversuche bereits durchgeführt, wenn Patienten mit rätselhaften psychischen Leiden zu ihm kamen – oft mit beeindruckenden Heilungen.

BERNHARD ALBRECHT

U MW E LT

Goldener Tritt

Der Biogasboom bedroht die Existenz der Schäfer. Maiswüsten verdrängen ihre Herden, viele Hirten haben schon aufgegeben.

Meine Mädels kenn ick alle“, sagt Jenny Kniestedt, „und wenn ick mit dem Auto vorfahre, wissen die: Mutti ist da.“

Die 31-jährige Berlinerin hütet 350 Mutterschafe an einem Deich, dort wo die Löcknitz beim mecklenburgischen Dömitz in die Elbe fließt. Die gelernte Schäferin – Tattoo auf dem Oberarm, schwarzer Kurzhaarschnitt – schiebt ihre Schützlinge in den Sortiergang: In die „bewollten Arschbacken“ gibt’s eine Spritze gegen äußerliche Parasiten, gleich ins Maul eine Dosis Bandwurmmittel.

Mit ihren „Deichrasenmähern“, den Pommerschen Landschaften und den Schwarzköpfen, zieht sie bis nach Sachsen-Anhalt und Brandenburg. Zu tun ist genug; sie schneidet die Klauen, leistet Geburtshilfe oder setzt die Tiere für den Schafscherer auf den Hintern. „Machen tu ick allet“, sagt Kniestedt, „und dat mit Herzblut.“

Ihr Chef, der 48-jährige Schäfermeister Maik Gersonde aus Schlesin, ist froh, dass er sie hat. „Was Jenny macht, ist hundertprozentig“, lobt er. Gersonde hat noch eine weitere junge Frau ausgebildet und angestellt. Auch beim benachbarten Kollegen im niedersächsischen Preten arbeiten zwei Schäferinnen mit. Inzwischen bewerben sich mehr Mädchen als Jungen um einen Ausbildungsplatz für die dreijährige Lehre.

Doch der weibliche Zuwachs täuscht über die düstere Lage hinweg. In den vergangenen fünf Jahren ist die Zahl der Schäfer, die von ihren Tieren leben, um ein Fünftel auf 2000 zurückgegangen. Noch schützen in Deutschland ihre 2,5 Millionen Schafe mit Tritt und Biss die Deiche an den Küsten und Flussläufen, sie bewahren Kulturlandschaften wie die Lüneburger Heide und die Schwäbische Alb vor der Verbuschung, sie pflegen Wegränder, Plätze, Hänge und schwer zugängliche Höhen. „Aber viele Herden sind schon weg, weil die Schäfer aufgeben mussten“, sagt Gersonde.

„Kurz vorm Aussterben“ sieht Stefan Völl, Geschäftsführer der Vereinigung Deutscher Landesschafzuchtverbände, den Beruf, der zu den ältesten der Welt zählt. Die Existenz der Schäfer werde bedroht von wachsender Bürokratie und fallenden Preisen für Lammfleisch, auch Wolle hat ihren Wert verloren. Vor allem aber die Energiewende ist schuld an ihrer Not.



BEN BEHNKE / DER SPIEGEL

Schäferin Kniestedt mit Schafherde auf einem Deich bei Dömitz: „Machen tu ick allet – und dat mit Herzblut“

So verwandelt der Biogasboom Wiesen, Äcker und selbst noch die kargsten Flächen, die Schafe seit je ernährten, in Maiswüsten – mit der Folge, dass die Schäfer, die nur selten eigenes Land besitzen, kaum noch Pachtweiden finden. Die Wege der Schäfer zu ihren Weidegründen werden dadurch länger, das ohnehin bescheidene Durchschnittseinkommen von 1200 Euro sinkt weiter. „Wenn das so weitergeht“, sagt Völl, „gibt es die Landschaftspfleger der Nation bald nicht mehr.“

Gelockt von den Subventionen des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG), mit denen sich scheinbar ökologisch korrekt Geld scheffeln lässt, bieten Investoren den Bauern mittlerweile doppelt so hohe Pachtpreise wie noch vor wenigen Jahren. In der Elbtalaue kostet ein Hektar Grünland bis zu 800 Euro pro Jahr. In Biogasballungsgebieten wie Bayern zahlten Investoren sogar schon 1000 Euro pro Hektar, berichtet Günther Czerkus, Sprecher des Berufsschäferausschusses, der selbst seine Schafe in der Eifel hält: „Der Flächenhunger ist unersättlich.“

Die Fördermittel des EEG ermuntern die Biogaserzeuger sogar dazu, die Schäfer aus ihren letzten Rückzugswinkeln zu vertreiben, aus den Naturschutzgebieten. Die Betreiber ernten dort maschinell und sichern sich eine erhöhte „Einspeisevergütung“: Sie wird fürs Schnittgut aus Naturschutzgebieten gezahlt, weil dieses in den Biogasanlagen eine geringere Energieausbeute erzielt.

In anderen Naturparadiesen, etwa im Unesco-Biosphärenreservat Elbtalaue, breiten sich inzwischen riesige Energiepflanzen-Felder aus. Unternehmen wie die Ruhe Agrar GmbH haben bei Preten im Amt Neuhaus ganze Agrargenossenschaften aufgekauft. Der Biogaskonzern Envitec errichtete dort jüngst eine 2,6-Megawatt-Anlage. Vom staatlichen Umweltamt genehmigt wurde jetzt auch, mitten im Biosphärenreservat, die noch größere Anlage im benachbarten mecklenburgischen Dersnow. Mehr als 100 000 Tonnen Mais und vergorene Reste sollen dort demnächst übers Jahr hin und her gekarrt werden.

Was nach der Maisernte übrig bleibt, ist für die Schafe unbedenklich. „Die würden einen Eiweißshock bekommen“, erklärt Gersonde, „wir müssten die Schafe erst an die Maisreste gewöhnen.“ Aber nach einer Woche wird der abgerentete Acker auch schon wieder umgebrochen und die Gülle ausgebracht.

Ob bei Gewitter, Starkregen oder stehender Julisonne: Tag für Tag rückt Jenny Kniestedt entlang der Löcknitz ein paar hundert Meter weiter. Ihre Bordercollie-Hündinnen rennen immer wieder los, um „Nascher zu bestrafen“: Die Hütehunde fassen Ausreißer am Bein, ohne sie zu verletzen.

Meister Gersonde hat seinen Beruf noch in der DDR gelernt. „Dort hatte das Hüten eine hohe Qualität, die Schäfer waren angesehene Leute“, erzählt er. „Die volle Montur“, den langen blauen Filz-

mantel und die hohen Stiefel, trägt Gersonde kommende Woche zum Landesleistungshüten. „Jeder freut sich, wenn er Schäfer sieht, aber das hilft uns nicht.“

Vorsorglich hat er vor Jahren 400 Hektar Land gekauft, als Weide und für den Anbau von Bio-Futtergetreide zur Winterfütterung. Sein Lammfleisch verkauft er nach Hamburg. „Aber wenn ich die Deiche nicht hätte“, sagt Gersonde, „ginge gar nichts mehr.“

Der Hochwasserschutz, zu dem seine sieben Herden von April bis Oktober beitragen, ist eine wichtige Einnahmequelle. Mit ihrem „goldenen Tritt“ verdichten die Paarhufer den Boden. Ihr Schafsbiss kappt Gräser knapp oberhalb der Wurzeln, die so in die Breite sprießen und eine dichte Grasnarbe bilden. Bei der Deichschau kontrollieren Technisches Hilfswerk, Polizei und die Ingenieure vom Landkreis, ob die Schafe ordentliche Arbeit geleistet haben.

Doch als Folge der Energiewende gehen den Schäfern sogar schon Deiche verloren. In Wesel bei Duisburg lässt der Deichverband neuerdings die ersten zwei Binnendeiche für Biogasanlagen abmähen.

Schäferfunktionär Czerkus glaubt aber, dass man sich bald wieder auf Schafe besinnen werde. Wenn die schweren Erntemaschinen die Grasnarbe wegradieren und Löcher in die Fläche reißen, gehe der Deich kaputt. „Und dann“, prophezeit Czerkus, „steht Duisburg unter Wasser.“

RENATE NIMTZ-KÖSTER

JAGD

„Ganz nah bei Gott“

Tausende Jagdtouristen reisen jährlich nach Afrika, um Großwild zu erlegen. Auf einer Ranch in Texas üben die Amateure den heiklen Abschluss von Elefanten, Nilpferden und Leoparden.

Bob Johnson hat das Gewehr mit beiden Händen fest gepackt. Leicht geduckt pirscht er den Hohlweg entlang. Plötzlich taucht links zwischen den Bäumen die Attrappe eines Elefanten auf.

„Bamm!“ Wie Donnerrollen rollt das Echo des Schusses über die Hügel.

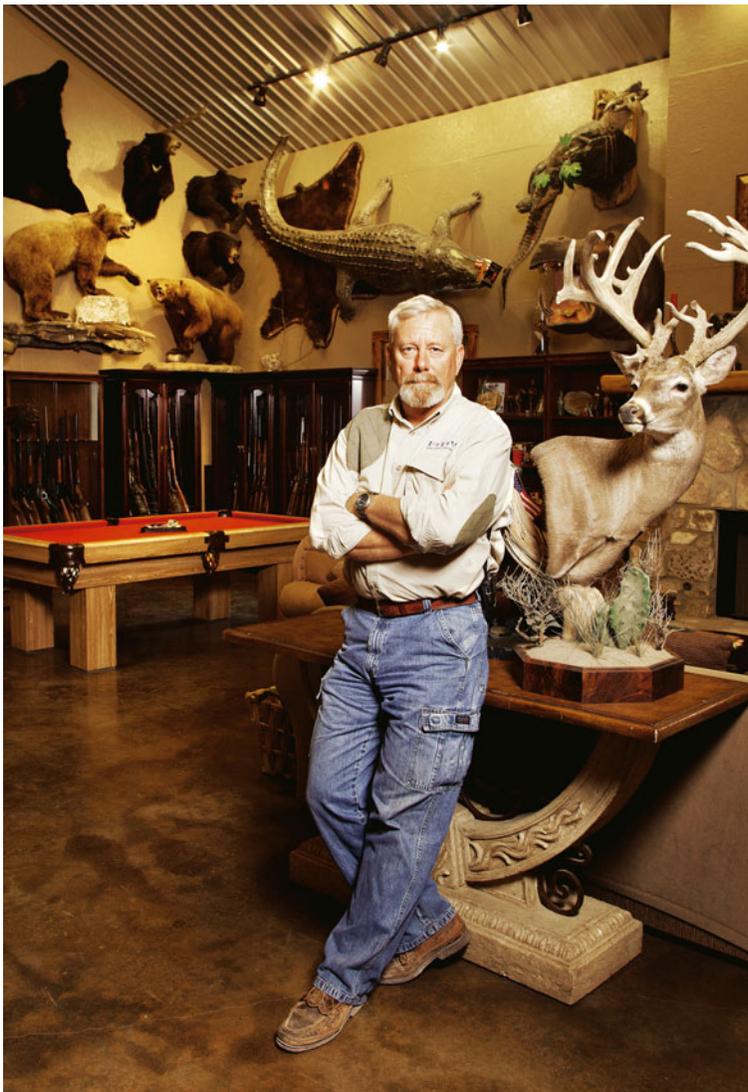
„Nachladen, Bob, nachladen!“, kommandiert Doug Prichard, Cheftrainer der texanischen FTW Ranch. Ein zweiter Pappelant klappert urplötzlich aus dem Gebüsch. „Gehirnschuss!“, ruft Prichard. Johnson zieht das Gewehr hoch. „Bamm!“ Und noch einmal: „Bamm!“ Leere Patronenhülsen fliegen aus dem Magazin und klumpen zu Boden.

„Wir versuchen, die Schützen nervös zu machen“, erläutert Prichard später, „das Herz rast, der Atem wird schneller, der Körper ist im Alarmzustand – so wird es später auch bei der echten Jagd sein.“

Rund 18500 Jagdtouristen reisen jedes Jahr nach Afrika, um Elefanten, Flusspferde oder Kaffernbüffel zu erlegen. Über 200 Millionen Dollar lassen sie jedes Jahr in jenen 23 afrikanischen Ländern, die derzeit die Großwildjagd erlauben.

Tierschützer bekämpfen diesen Blutsport seit langem. Sie halten die Großwildjagd für ein perverses Gemetzel. Doch das kümmert die wohlhabenden Jäger wenig, die hier im Süden des US-Bundesstaats Texas trainieren.

3950 Dollar muss zahlen, wer auf der FTW Ranch vier Tage lang erlernen will, wie man afrikanische Wildtiere waidgerecht zur Strecke bringt. Intensivtraining für die Begegnung mit „einer Beute, die dich in Stücke reißen will“, verspricht Ranch-Eigentümer Tim Fallon. Tausende Dollar hätten die meisten seiner Kunden



Trainingsranch-Besitzer Fallon: „Die Beute will dich in Stücke reißen“

bereits in ihren Safari-Traum investiert: „Wir bieten ihnen realistische Jagdszenarien, damit sie sich sicher fühlen und optimal vorbereitet sind.“

Fallon ist ein kräftiger Mann mit Vollbart und starken, ruhigen Händen. Seit 1996 lebt er in den von Eichen und Mesquitebäumen bestandenen Hügeln von Südtexas. Waffen und Großwildjagd sind sein Lebensinhalt. 20-mal war er selbst auf Safari. 35 Elefanten hat er in seinem Leben schon geschossen. Gewehre sammelt der Jäger „nach Kaliber“, inzwischen sind es 265. In Waffen-

schränken aus dunklem Holz hat Fallon sie im Haupthaus seiner Ranch aufgereiht.

Am nahen Schießstand versammeln sich an diesem Morgen die Teilnehmer des SAAM-Safarikurses („Sportsman’s All-Weather, All-Terrain Marksmanship“), um ihre Gewehre einzuschließen. Bob und Janet Johnson sind aus Kodiak in Alaska angereist. Mit 200 Dollar ging das Paar einst in den Norden. Das Gewehr schulterte Bob damals noch, um das Essen

aus dem Wald zu holen. Ein Heizungsinstallationsbetrieb machte die beiden reich. Nun sind sie Ende fünfzig, bereits im Ruhestand und wollen zum Ballern nach Namibia fliegen.

Mit dabei sind auch Mike Boyd aus Mobile in Alabama und seine Ehefrau Ginni. Er ist Direktor eines Krebsinstituts, sie arbeitet als Beamtin. Die Boyds haben so viel Geld, dass sie kürzlich zwei Millionen Dollar für die Krebsforschung spendeten. Nun wollen sie sich einen Lebensraum erfüllen und zusammen fünf Wochen lang in Afrika auf die Pirsch gehen.

Das Ehepaar erscheint in olivgrünen Tarnanzügen zum Training. Ginni Boyd ist Jagdnovizin. In Namibia will die 65-Jährige Antilopen schießen. Ehemann Mike dagegen hat es auf Flusspferd und Büffel abgesehen. Deshalb legt er jetzt seine Blaser, Kaliber .458 Lott, zurecht, ein Gewehr mit monströser Durchschlagskraft.

Boyd stabilisiert die Waffe. „God’s Pocket“, Gottesmulde, nennen die US-Jäger jene Stelle knapp unter dem Schulterblatt, in die sie den Gewehrkolben drücken. Der Schütze atmet aus. „Squeeeeee“, sagt Trainer Prichard, und Boyd

zieht den Abzug durch. Der Krach ist ohrenbetäubend. Flammen schlagen aus dem Lauf. Tapfer hält Boyd die Waffe stabil. „Während des Schusses müsst ihr eure Welt einfrieren“, predigt Prichard. Wer beim Abschluss auch nur zwinkert, verfehlt das Ziel.

Für die nächste Übung haben Prichard und sein Team die Fotos von Büffeln auf Holztafeln gepinnt. Aus etwa 20 Meter Entfernung üben die Schützen den Drill: Waffe hoch, anlegen, ausatmen, Schuss, nachladen, so geht es in einem fort. „Büffeljagd ist wie Nahkampf“, doziert Pri-

JOEL SALCIDO / NOVUS SELECT / DER SPIEGEL

chard, „die Tiere greifen an; ihr müsst sie mit Blei vollpumpen.“

Später sehen sich die Schüler ein Video an, in dem die Lage der „überlebenswichtigen Organe“ erläutert wird: Elefant, Zebra, Kudu, Löwe – im Lehrfilm fahren die Kugeln wie Stromstöße in den Körper der Tiere. Einige der waidwunden Kreaturen rennen noch angeschossen weg. „Die Blutspur wird den Jäger zu seiner wunderschönen Trophäe führen“, kommentiert der Sprecher.

Wie martialisch das alles klingt, fällt hier niemandem auf. Jagd sei Artenschutz, verteidigt sich Fallon: „In afrikanischen Staaten, in denen die Jagd verboten ist, geht die Wilderei nach oben.“

So sieht das auch Kurs- teilnehmerin Tamela Moss, eine stämmige 49-Jährige, die hauptberuflich Jagd- reisen nach Simbabwe orga- nisiert. In wenigen Wo- chen will sie sich auch selbst wieder eine Exoten- pirsch gönnen. Kudu, Elen- antilope und Zebra stehen auf ihrer Abschussliste. „Die Großwildjäger ver- sorgen die Leute vor Ort mit Jobs; das Fleisch der Tiere ernährt die Einhei- mischen“, rechtfertigt sich Moss. Bis zu 60000 Dollar würden Jäger für eine Ele- fantentrophäe zahlen. Ein Großteil des Geldes bleibe im Land.

Dennoch verstört die of- fen zur Schau gestellte Blut- lust. Abends in bierseeliger Runde berichten die Jäger von ihren Abenteuern. Bob Johnson etwa war jüngst in Nepal, um das Blauschaf zu jagen. „Zu dritt haben wir 39 Träger und Scouts be- schäftigt“, erzählt er. 30000 Dollar kostete die Reise. Auf fast 4000 Höhenmetern gelang ihm schließlich der perfekte Schuss.

Johnson streckte ein Blauschaf mit rekordverdächtig langen Hörnern nieder. „Das Gefühl, sich an so ein Tier heranzupirschen, ist unvergleichlich“, schwärmt der Jäger, „wenn man es dann erlegt, schlägt das Herz bis zum Hals.“

Wenn er erzählt, glänzen seine Augen fast so sehr wie die Glasaugen jener stummen Zeugen, die den Salon der Ranch schmücken. Moschusochse, Elen- antilope, Wasserbüffel, Gnu, Nilpferd und Hyäne glotzen wie Geister ins Rund. Über der hauseigenen Bar hängt der gewaltige Schädel eines Elefanten, den

Ranchbesitzer Fallon einst in Simbabwe schoss.

Man ist hier stramm republikanisch. Im Fernsehen läuft der konservative Sen- der Fox News. Hinter der Bar steht ein aufblasbares Plastikschwein, aus dessen Hintern eine Obama-Puppe ragt.

Derbe Witze gehören zum Geschäft, genauso wie die Leidenschaft für alles, was schießt. Und doch fällt es schwer, sich die meist schon älteren Kursteilneh- mer im Blutausch vorzustellen.



Schütze im Elefantenparcours: „Ihr müsst die Tiere mit Blei vollpumpen“

Kindliche Freude vereint die angehen- den Großwildjäger, wenn sie sich auf Fal- lons 5000 Hektar großem Abenteuerspiel- platz durch die Büsche schlagen. Bob Johnson und seine Frau Janet beispiele- wise wirken genauso sympathisch wie unbedarft. „Wir haben einen Deal ge- macht“, erzählt Janet Johnson, „er lernt tauchen, und ich lerne schießen.“

Am folgenden Morgen liegt die 55-Jäh- rige in dunkler Jeans und schwarz-weiß gemusterter Bluse auf einer Anhöhe im Dreck, die Füße nach hinten in den Boden gestemmt. „Mach dich fertig für das Fluss-

pferd“, bellt Trainer Prichard. In einem Teich, gut hundert Meter entfernt, ist eine Attrappe installiert. Johnson streicht sich die roten Locken aus dem Gesicht. Hochkonzentriert entsichert sie das Gewehr.

„Janet, auf was zielst du zuerst, Gehirn oder Wirbelsäule?“, fragt Prichard. „Ge- hirn“, antwortet Johnson. Dann spuckt ihre .375 Ruger Blei.

So geht es weiter. Auf Schienen haben die Trainer die Attrappen von Büffeln und Elefanten montiert. Ratternd rollt das mechanische Großwild auf die Schützen zu. Zwi- schendurch erläutert Pri- chard den „Zielbereich“. „Bei dem hier habt ihr die Herz-Lungen- oder die Kopfschuss-Option“, sagt der US-Navy-Veteran und deutet auf einen der Büffel. Ein anderes Tier senkt ge- rade den Kopf. „Schuss ins Rückenmark“, empfiehlt Prichard trocken. Nach den Übungen kontrollieren die angehenden Großwildjäger die Einschusslöcher.

Auch eine Löwenattrap- pe wird ins Visier genom- men. Dann wieder baumelt in luftiger Höhe eine Holz- antilope an einem Ast – Köder für einen ebenso hölzernen Leoparden, der alsbald hervorklappt.

Höhepunkt des Kurses jedoch ist der Elefantenpar- cours. Prichard referiert die Eigenarten der Spezies. Beim frontalen Kopfschuss müsse die Kugel durch etwa einen halben Meter „Flüssigkeit, Fleisch und Knochen“ dringen, um das Gehirn zu erreichen. Der Schuss sei schwierig, erläu- tert der Trainer, „aber wenn die Kugel durch- kommt, kippt der Kopf nach hinten, und das Tier ist sofort tot“.

Warum nur finden die Kursteilnehmer das Töten so lustvoll? Tamela Moss

versucht sich an einer Erklärung. Die Jagdreiseveranstalterin hat schon Hun- derte Jäger beim finalen Schuss begleitet. Die Kunden suchten die Grenzerfahrung, erläutert sie – je größer oder gefährlicher das Tier, desto besser.

„95 Prozent der Männer fallen auf die Knie und fangen an zu heulen, wenn sie ihren ersten Elefanten geschossen haben“, berichtet Moss. „Ein so großes Tier zu er- legen ist wie der beste Orgasmus, den Sie sich vorstellen können. Da ist man so nah bei Gott, wie man es nur sein kann.“

PHILIP BETHGE



Sterberaum von Dignitas in Zürich

Geschäfte mit tödlichen Medikamenten?

ETHIK

Rezept für den Tod

Der Bundesärztepräsident will jegliche Hilfe beim Suizid verbieten lassen. Doch viele Mediziner wollen selbst entscheiden, wie sie mit Totkranken umgehen.

Auch Frank Ulrich Montgomery möchte manchmal seine Ruhe haben. Diesen Sommer ist der vielbeschäftigte Präsident der Bundesärztekammer bis nach Schweden gereist, um Stille pur zu genießen.

Doch wenn es um Leben und Tod geht, mag Montgomery nicht abgeschieden sein. Vorige Woche nutzte er einen Abstecher in die Heimat, um sich zu empören. Als „Stück aus dem Tollhaus“ bezeichnet der Ober-Arzt einen Gesetzentwurf zum Thema Beihilfe zur Selbsttötung aus dem Bundesjustizministerium. Montgomery poltert: „Als Sterbehelfer stehen wir Ärzte nicht zur Verfügung.“ Schon die Beihilfe zum Suizid verstoße gegen das Standesrecht.

Zwar springen Montgomery prominente Kirchenleute wie der evangelische Altbischof Wolfgang Huber bei. Und auch SPD-Gesundheitsexperte Karl Lauterbach sieht den Gesetzentwurf kritisch: „Ich habe die Sorge, dass bei Patienten und Angehörigen die falsche Erwartungshaltung entstehen könnte, dass ihr Arzt Hilfe beim Suizid leisten müsste.“

Viele Mediziner jedoch hören die Ermahnungen ihres obersten Repräsentanten mit Verwunderung – und wollen sich nicht länger von ihm bevormunden lassen. „Herr Montgomery ist mit solch ethischen Problemen total überfordert“, urteilt etwa der Arzt Michael de Ridder, der das Buch „Wie wollen wir sterben?“ geschrieben hat und derzeit für die Berliner Klinikette Vivantes ein Hospiz für totkranken Menschen aufbaut.

Auf Distanz geht auch der Arzt und Philosoph Jochen Vollmann, der das Institut für Medizinische Ethik der Uni Bochum leitet: „Montgomerys Versuch, mit einem berufsrechtlichen Verbot ethische Probleme lösen zu wollen, ist unangemessen und gegen die ärztliche Tradition.“

Die geplante Regelung soll unterbinden, dass mit der Beihilfe zum Suizid Geschäfte gemacht werden. Kommerzielle Sterbefirmen und -vereine wie die Schweizer Organisation Dignitas, die gegen Gebühr tödliche Medikamente besorgen, würden sich demnach in Deutschland strafbar machen. In diesem Ziel sind sich auch fast alle einig.

Der Streit dreht sich lediglich um eine kleine Passage in der Begründung zum Gesetzentwurf. Demnach sollen „Ärzte oder Pflegekräfte“ bei einem assistierten Suizid straffrei bleiben, „wenn eine über das rein berufliche Verhältnis hinausgehende, länger andauernde persönliche Beziehung“ zum Patienten entstanden sei. Das könnte bedeuten: Wenn der gute, alte Hausarzt es billigt, dass sein Patient Medikamente für eine tödliche Dosis hortet, würde er dafür nicht strafrechtlich belangt werden – das ist allerdings auch nach der geltenden Gesetzeslage schon so.

Die künstliche Aufregung zeigt, wie sehr die Ärztesfunktionäre um Montgomery fürchten, die Deutungshoheit in Sachen Sterbeethik zu verlieren. Dabei stellen sich die moralischen Fragen vor allem praktizierenden Medizinern, die Tag für Tag mit todkranken Menschen konfrontiert sind. Jeder dritte Arzt ist schon um Hilfe beim Suizid gefragt worden. Und 3,3 Prozent von 483 befragten Medizinern hatten schon 2008 in einer SPIEGEL-Umfrage angegeben, bei einem Suizid geholfen zu haben.

Als die Delegierten auf dem vorvergangenen Ärztetag über die Hilfe zur Selbsttötung abstimmten, waren immerhin 28 Prozent gegen ein Verbot oder enthielten sich der Stimme. Bis heute haben nicht alle Landesärztekammern die damals verabschiedete Muster-Berufsordnung übernommen. Den Satz, wonach Ärzte keine Hilfe zur Selbsttötung leisten dürfen, hat die Kammer Westfalen-Lippe abgeschwächt. Statt „dürfen keine“ heißt es „sollen keine“.

Die Berliner Ärztekammer lässt sich die Ethik ebenfalls nicht mehr von oben vorschreiben. Die moralischen Vorstellungen unter den Kollegen seien differenziert, sagt Günther Jonitz, der Berliner Ärztepräsident: „In bestimmten Notsituationen kann sich ein guter Teil der Ärzte sehr wohl vorstellen, den assistierten Suizid zu tolerieren.“ Jeder Arzt brauche seinen eigenen ethischen Kompass.

In der Ärzteschaft wie auch in der Bevölkerung gebe es nun einmal unterschiedliche „Werthaltungen“, konstatiert Medizinphilosoph Vollmann. „Es ist doch gut, dass es solche und solche Ärzte für solche und solche Patienten gibt.“

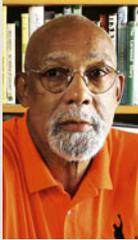
Doch Frank Ulrich Montgomery mag nicht akzeptieren, dass die von ihm vertretenen Mediziner unterschiedliche ethische Grundüberzeugungen haben. „Wir wären schlecht beraten, wenn wir einen ethischen Flickenteppich bekämen. Eine Ethik nach persönlichem Ermessen? Da kann man ja machen, was man will!“, empörte sich der Ärztepräsident aus dem Schweden-Urlaub gegenüber dem SPIEGEL. Auch bleibt er bei seinem kategorischen Nein zum Gesetzentwurf. „Wir brauchen keine Diskussion über eine Privilegierung einzelner Berufsgruppen, um andere Leute umzubringen.“

Aber vielleicht findet Ärztepräsident Montgomery ja doch noch zu jener differenzierten Betrachtungsweise, die seinen Vorgänger Jörg-Dietrich Hoppe auszeichnete. Der inzwischen verstorbene Hoppe lehnte zwar persönlich jede Beihilfe an einer Selbsttötung ab. Der stille Mann fügte jedoch hinzu: „Sie soll aber möglich sein, wenn der Arzt das mit seinem Gewissen vereinbaren kann.“

JÖRG BLECH

OLYMPIA

„Hey, ihr da oben“



Der frühere US-Sprinter John Carlos, 67, über mündige Sportler und seine berühmte Protestaktion bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexico City.

SPIEGEL: Erwarten Sie politische Aktionen von Athleten bei den Sommerspielen in London?

Carlos: Ich hoffe, dass es Sportler geben wird, die sich nicht nur vom Glanz der Medaillen blenden lassen. Signale gegen Hunger, Aids, Analphabetismus, das würde ich alles gern sehen. Kranke werden dadurch nicht geheilt, Kriege nicht beendet. Ich bin nicht naiv. Es geht darum, dass Athleten bei Olympia einen Dialog in Gang bringen können, immerhin verfolgen Millionen Menschen in aller Welt die Wettkämpfe.

SPIEGEL: Warum äußern sich Sportler zu politischen oder gesellschaftlichen Themen eigentlich nur selten?

Carlos: Durch die Professionalisierung verdienen viele heute so gut, dass sie mit existentiellen Problemen nichts mehr zu tun haben. Zudem haben Profis Verträge, in denen steht, wie sie sich zu verhalten



Smith, Carlos 1968

haben. Im Zweifel halten sie lieber den Mund.

SPIEGEL: Sie wurden 1968 in Mexico City Dritter über 200 Meter. Gemeinsam mit Tommie Smith reckten Sie bei der Siegerehrung ihre Faust in einem schwarzen Handschuh zum Himmel, als Zeichen gegen Diskriminierung von Schwarzen in den USA. Warum ist das bis heute der berühmteste Protest der Sportgeschichte?

Carlos: Weil es uns um mehr ging als die Belange der Afroamerikaner. Wir haben Menschlichkeit eingefordert. Fast jeder Konflikt lässt sich darauf zurückführen, dass Menschen von oben dirigieren und andere unten einstecken müssen. Unsere Geste hatte eine universelle Aussage: Hey, ihr Typen da oben, wir haben ein Auge auf euch!

SPIEGEL: Nach Ihrem Protest flogen Sie aus dem US-Team, Sie bekamen Morddrohungen, mussten später als Tankstellengehilfe arbeiten. Haben Sie Ihre Geste jemals bereut?

Carlos: Die Zeit danach war belastend. Das Schlimmste war, dass sich meine erste Frau deswegen das Leben nahm. Dennoch war unser Protest notwendig. Es waren turbulente Zeiten: Vietnam-Krieg, der Mord an Martin Luther King, die Bürgerrechtsbewegung. Wir hatten damals gute Gründe, gegen Unrecht aufzustehen. Genau wie heute – im vergangenen Oktober demonstrierte ich mit den Menschen von Occupy Wall Street in New York.

DOPING

Razzia in Leistungszentren

Mehr als 200 Zollfahnder und Staatsanwälte haben vergangene Woche eine Razzia in mehreren Bundesleistungszentren durchgeführt. Es wurden auch Trainingseinrichtungen durchsucht, in denen sich deutsche Olympiateilnehmer vorbereitet haben sollen. Die Ermittler gingen dem Verdacht auf den Handel mit Anabolika, Epo und Wachstumshormon nach. Bei der „Operation Oktopus“ durchsuchten sie in neun Bundesländern an 17 Orten insgesamt 21 Objekte, darunter auch



INSA KORTH / DDPD

Wohnungen, Büroräume und mutmaßliche Dopinglabors. Die Fahnder stellten leistungssteigernde Präparate und Festplatten sicher, außerdem Bargeld sowie Schusswaffen. Die Staatsanwaltschaft München I hat gegen zwölf Beschuldigte ein Strafverfahren wegen des Verdachts des Verstoßes gegen das Arzneimittelgesetz eingeleitet. Auslöser für die Aktion war die im November 2011 durchgeführte Durchsuchung an der Deutschen Hochschule für Prävention und Gesundheitsmanagement in Saarbrücken, die sich gegen einen Mitarbeiter richtete. Die Fahnder werteten die damals beschlagnahmten Festplatten aus und fanden Hinweise auf ein Dopingnetz. „Wir sind noch lange nicht am Ende“, sagt ein Sprecher des Zolls.

REITEN

Donnerhalls Enkel

Die Wettkämpfe der Reiter gelten als Olympia-Attraktion. Das deutsche Dressurteam hat den Auftrag, Goldmedaillen zu holen. Doch die Mission ist schwierig geworden. *Von Alexander Osang*



Das Pferd, so sagt der Bundestrainer der deutschen Dressurreiter, weiß nicht, dass es bei Olympia ist. Wenn man beobachtet, wie Diva Royal, die erste Starterin der deutschen Mannschaft, in die Arena des Londoner Greenwich Park trabt, versteht man das Pferd.

An drei Seiten des Stadions ragen Tribünen in den Himmel, auf denen insgesamt 23 000 Zuschauer sitzen, an der vierten steht das Queen's House, das 1635 im Auftrag Karls I. fertiggestellt wurde und hinter dem sich heute die Skyline des boomenden East End erhebt. An den Seiten des Dressurrechtecks stehen sieben bunte, mit Blumentöpfen umpflanzte Pavillons, in denen die Punktrichter sitzen. Dann gibt es noch diverse Blumeninseln, in denen sich die Kameramänner verstecken wie Osterhasen.

Die Olympiaorganisatoren haben für 50 Millionen Euro eine hochmoderne Reitanlage in den denkmalgeschützten Greenwich Park gebaut. Alles steht auf Stelzen, um die traditionsreiche Erde, in der im 12. Jahrhundert die Elizabeth-Eiche gepflanzt wurde, nicht zu beschädigen. Vielleicht gibt es in London keinen anderen Ort, an dem Geschichte und Gegenwart der Olympischen Spiele so kräftig aufeinanderprallen wie beim Dressurreiten im Greenwich Park.

Am Himmel donnern Passagierjets, auf den Pferden sitzen Reiter mit Zylinderhut.

Das einzig Vertraute in dieser verwirrenden Umgebung dürfte für Diva Royal ihre Reiterin Dorothee Schneider sein. Pferd und Reiterin sind das erste Mal bei Olympischen Spielen, sie sind in die Mannschaft gerutscht, weil Matthias Rath, der das zehn Millionen Euro teure Superpferd Totilas zu deutschem Olympiagold reiten sollte, an Pfeifferschem Drüsenfieber erkrankte. Dorothee Schneider führt ihr riesiges Pferd wie eine Handpuppe über den weißen Sand. Das deutsche Paar setzt sich an die Spitze des Teilnehmerfelds.

„Ich habe den Rhythmus für unser Team vorgegeben“, sagt Schneider und

lächelt gelassen, als sie ihr Pferd aus dem Stadion führt. Es klingt, als hätte sie eine Maschine angeworfen. Eine deutsche Maschine.

Keine ihrer Mannschaftskameradinnen ist je bei Olympia gestartet, sie sind jung, ihre Pferde sind jung, und doch würde sich niemand wundern, wenn sie gewinnen. Als gäbe es da etwas Gesetzmäßiges. Seit das Mannschaftsdressurreiten 1928 olympische Disziplin wurde, hat Deutschland zwölfmal Gold geholt. Zuletzt siebenmal hintereinander. Und auch diesmal erwarten die Sportfunktionäre des Deutschen Olympischen Sportbunds von den Reitern Goldmedaillen. Sie sollen mindestens fünf Medaillen holen, zwei davon in Gold. So steht es in ihrer Zielvereinbarung.

„Natürlich geht es um Medaillen“, sagt Bundestrainer Jonny Hilberath. „Aber die Pferde wissen das nicht.“

Die Menschen tun, was sie können.

Sie versuchen, die Pferde behutsam auf England einzustimmen. Sie sind durch den Tunnel angereist, damit die Tiere nicht seekrank werden, und haben die ersten Tage auf der Kilbees-Farm in Windsor, Berkshire, verbracht. Die Farm gehört der Familie Pidgley und liegt hinter einem gewaltigen schmiedeeisernen Tor, das automatisch aufsummt und den Weg in ein endloses parkähnliches Gelände mit Pferdedenkmalern, Reithallen und einer eigenen Galopprennbahn freigibt. Die Pidgleys sind zur Jagd aufgebrochen. Das deutsche Dressurteam sitzt in einem Hof zwischen Pferdeboxen auf Klappstühlen und Umzugskisten und wartet auf den Pizzaservice.

Es sind die vier Reiterinnen Kristina Sprehe, Anabel Balkenhol, Helen Langehanenberg und Dorothee Schneider, die in diesem Jahr für Deutschland starten, ihre Pfleger, die Trainer und der Mannschaftsleiter Klaus Roeser.

Vor ein paar Tagen ist neben Totilas noch ein zweites Pferd ausgefallen, es heißt Whisper und hatte eine Erkältung. Husten, Schnupfen, Heiserkeit, sagt Roeser, der trotzdem entspannt wirkt. Er steckt sich einen Zigarillo an.



Reitarena im Greenwich Park: Alles steht auf

„Der Druck liegt jetzt bei den Engländern“, sagt er. „Die haben sich lange versteckt und haben ja Heimvorteil.“

Spüren denn die englischen Pferde auch im Greenwich Park, dass sie zu Hause sind?

„Na ja, emotional vielleicht“, sagt Roeser. „Außerdem ist der Chefpunktrichter Engländer.“

Die Engländer scheinen die Einzigen zu sein, die den deutschen Dressurreitern in London gefährlich werden können. Sie seien traditionell eher Vielseitigkeitsreiter, sagt Roeser, hätten im Hinblick auf die Olympischen Spiele aber viel ins Dressurreiten investiert. Da seien eine Menge Lotteriegelder geflossen. Vor allem ins Pferdmaterial, wie er es nennt. Bundestrainer Jonny Hilberath sieht sich als Moderator. Er möchte, dass alle gute Laune haben. Das sei bei so einem langen Tur-



ALEX LIVESEY / BETTY IMAGES

Stelzen, um die traditionsreiche Erde nicht zu beschädigen

nier sehr wichtig. Für die Reiter plant er Ausflüge und Abendessen.

Und die Pferde?

„Die sind mit viel Lebensfreude in England angekommen. Sie müssen lässig und locker bleiben“, sagt Hilberath.

Er beißt von seiner Pizzascheibe ab. Er lächelt. Das mit der guten Laune bei den Reitern kriegt er hin. Die Pferde sind ruhig. Damon Hill, Desperados, Diva Royal und Dablino stehen hinter ihnen in geräumigen Boxen, auf Sägespänen, die so hell aussehen, als wären sie einzeln gewaschen worden. Schwer zu sagen, ob sie lässig und locker sind.

Was feststeht, ist, dass sie alle miteinander verwandt sind. Die deutschen Olympiastarter stammen von Donnerhall ab, einem Zuchthengst, dem sie in der Fußgängerzone von Oldenburg ein bronzenes Denkmal errichtet haben. Ihre Na-

men beginnen mit D. Es steht nicht für Deutschland.

„Der hat schon ein ziemlich dominantes Blut, der Donnerhall“, sagt Paul Sprehe, der an der Pferdebox des Hengstes Desperados im Schatten steht.

Sprehe trägt ein kariertes Hemd über einem stattlichen Bauch und einen Schlapphut. Man könnte ihn für einen Stallburschen halten, aber ihm gehört Desperados, der Hengst, den seine 25-jährige Tochter Kristina bei den Olympischen Spielen von London reitet. Und das ist nicht alles.

Paul Sprehe betreibt ein Gestüt mit 200 Pferden in der Nähe von Oldenburg, außerdem besitzt er die Unternehmensgruppe Sprehe, die Fleischwaren herstellt, eine Firma mit 2500 Angestellten und einem Jahresumsatz von 650 Millionen Euro. Sprehe ist in einfachen Ver-

hältnissen auf dem Land groß geworden. Er macht hier in London zum ersten Mal seit Jahren Urlaub.

„Es ist aber nicht so, dass ich meiner Tochter ein teures Pferd von der Stange gekauft habe und jetzt erwarte, dass sie Olympiasiegerin wird“, sagt Sprehe. „Das Mädchen reitet Wettkämpfe, seit sie sieben Jahre ist. Die hat mit elf an den deutschen Meisterschaften teilgenommen. Um erfolgreich zu sein, brauchst du Talent, Ehrgeiz und ein gutes Pferd. Einen Olympiasieg kannst du nicht kaufen. Oder, Jürgen?“

Paul Sprehe schaut zu einem älteren Mann, der in einem Liegestuhl in der Sonne liegt. Das ist Jürgen Koschel, der Trainer seiner Tochter. Koschel nickt zögerlich. London sind seine sechsten Olympischen Spiele. Er hat schon für Spanien, Finnland, die Schweizer und die Nieder-



ALEX LIVESEY / GETTY IMAGES

Dressurreiterin Balkenhol: „Gutes Gangwerk, guter Charakter“

länder gearbeitet, diesmal ist er für Deutschland dabei.

„Die Nachfragen nach einem Hengst, der von so einem jungen Mädchen geritten wird, sind natürlich groß. Das spricht dafür, dass das Tier ein gutes Handling hat“, sagt Koschel.

„Ein Hengst, der bei Olympia gewinnt, kann locker 700 Stuten besamen“, sagt Sprehe und reibt sich den Bauch. „Wir haben eine florierende Hengststation.“

„Ich hoffe natürlich, dass er den Hengst bei uns im Training lässt“, sagt Koschel, der zusammen mit seinem Sohn Christoph im Teutoburger Wald einen Reiterhof leitet. Christoph Koschel wäre auch ein Kandidat für die Olympiamannschaft gewesen, aber sie haben sein Pferd verkauft. Vor den Spielen stiegen die Preise, sagt Koschel. Das Pferd startet jetzt für Dänemark.

„Wir leben davon“, sagt Koschel. „Pferde sind auch ein Geschäft. Hier stehen bestimmt 15 Millionen im Stall.“

„Mehr als 15, Jürgen“, sagt Sprehe, schaut auf die vier deutschen Olympiapferde und lächelt.

Der olympische Gedanke geht etwas verloren, wenn man den beiden Männern zuhört. Sie reden wie Pferdehändler. Sprehe hat bislang nicht viel von den Olympischen Spielen mitbekommen. Er hat ja nur die Pferdebesitzerakkreditierung. Die Eröffnungsfeier hat er im Hotelfernseher gesehen. Am besten hat ihm Mister Bean gefallen. Und natürlich wird seine Tochter Kristina mit den anderen im Olympischen Dorf wohnen. Der Geist und das alles, sagt Sprehe.

Am Nachmittag kommt eine deutsche Spedition und bringt die Pferde aus Wind-

sor in die Olympischen Ställe im Greenwich Park. Es ist das erste Mal seit vielen Jahren, dass die Reitwettbewerbe wieder im Herzen einer Olympiastadt ausgetragen werden. Bei den Spielen in Peking blieben die Pferde im 2000 Kilometer entfernten Hongkong, die Reiter schienen an einem separaten Wettbewerb teilzunehmen. Der Pferdesport rutscht aus dem Blickfeld, es fällt immer schwerer, ihn mit den anderen olympischen Disziplinen zu vergleichen. Der internationale Handel mit kostbarem Erbgut macht es nicht besser. Und das Dressurreiten ist, zumindest

Die Deutschen haben sich einen Sport ausgedacht, in dem sie praktisch unschlagbar sind.

für den Laien, am allerschwersten als olympischer Sport zu begreifen. Wenn man den stattlichen Pferden bei ihren seltenen Tänzen zusieht, fragt man sich, wann eigentlich Schlangenbeschwörung olympisch wird. Oder Flohzirkus.

Auch die Experten haben Schwierigkeiten, die einzigartige olympische Kombination von Tier und Mensch zu erklären. Bundestrainer Hilberath redet viel von Harmonie, von Dingen, die man spürt, wenn man auf dem Rücken eines Pferdes sitzt. „Ich merke sofort, ob Damon mitarbeiten will oder nicht“, sagt die beste deutsche Reiterin Helen Langehanenberg. „Wir sind nur so gut wie unsere Pferde“, sagt Mannschaftsleiter Roesser. Im Katalog der deutschen Olympia-

teilnehmer stehen die Pferdenamen in den Biografien der Reiterinnen allerdings nur unter dem Gliederungspunkt „Anmerkungen“.

Es klingt, als wäre Dressurreiten nur noch dazu da, die deutschen Sportfunktionäre mit Olympiamedaillen zu versorgen.

In London aber scheint es zu funktionieren. Die Pferde passen wunderbar in den Greenwich Park. Am Tag, als die Vielseitigkeitsreiter ihren Geländeritt absolvieren, sieht der Park aus, als würde hier ein Jane-Austen-Roman verfilmt. Die Sonne scheint, Zehntausende Londoner picknicken auf den Rasenflächen, ab und zu kommt ein Pferd vorbeigaloppiert. Reiter fliegen durch die Luft, Wasser spritzt aus den Gräben, und die Enkeltochter der Queen reitet auch noch mit. Prinz William und seine Frau Kate, Prinz Harry und Camilla, die Frau von Prinz Charles, sind da. Es ist ein großes Spektakel. Und am Ende holen die Deutschen ihre langersehnten ersten olympischen Goldmedaillen.

Die Dressurreiter sehen sich die Wettkämpfe von der obersten Reihe der Tribüne auf einer Großleinwand an.

Ganz außen sitzt ein stiller älterer Herr mit einem breitkrempigen hellen Sommerhut und einer Sommerbrille. Das ist Klaus Balkenhol, der einst mit einem Dressurpferd der deutschen Polizei in Barcelona Olympiasieger wurde und später sieben Jahre lang Trainer der amerikanischen Dressurm Mannschaft war. Heute trainiert er seine Tochter Anabel sowie Laura Bechtolsheimer, die für das britische Team startet, das als größter Konkurrent der Deutschen für den Olympiasieg gilt. Balkenhol findet das nicht schlimm. Die beiden Frauen seien beste Freundinnen, sagt er.

Balkenhol schläft zusammen mit dem englischen Team im Hotel. Er reist jeden Monat für mindestens drei Tage nach England, um Laura zu trainieren. Er ist mit der Familie befreundet. Tolle Menschen, sagt er. Die Bechtolsheimers sind vor knapp 30 Jahren aus Deutschland ausgewandert, Lauras Großvater ist der Milliardär Karl-Heinz Kipp. Auf der Großleinwand sieht man, wie die königliche Familie den Ritt der Enkeltochter der Queen bejubelt. Balkenhol spricht über die Medaillen, die er mit der amerikanischen Nationalmannschaft gewann. Zwischendurch erinnert er seine Tochter Anabel daran, dass sie nachher noch ein wenig reiten müsse, damit ihr Pferd noch gelassener werde. Sie ist die Einzelreiterin des deutschen Dressurteams. Wenn man Klaus Balkenhol zehn Minuten zuhört, lösen sich die Grenzen in der weiten Welt der Dressur auf.

Wer kämpft hier eigentlich gegen wen?

Balkenhol schweigt einen Moment, sieht zu, wie Zara Phillips ins Stadion reitet. Die Leute im Stadion jubeln, sie trampeln auf den Tribünen. Die Prinzen und



PASCAL LE SEGRETAIR / BETTY IMAGES

Prinzenpaar William und Kate, Prinz Harry beim olympischen Reitturnier: Harmonie auf dem Rücken

ihre Begleiterinnen klatschen. Balkenhol kennt Zara Phillips' Vater Mark aus seiner Zeit in Amerika gut.

„Es ist natürlich alles nicht so einfach. Die Engländer zum Beispiel haben sich ja erst in den letzten Jahren dem Dressursport zugewandt. Da nutzen sie natürlich die Erfahrungen anderer Nationen. Die Laura Bechtolsheimer reitet ein dänisches Pferd, ihre Mannschaftskollegin einen Holländer. Inzwischen kann man da nicht mehr sagen, was was ist. Aber angefangen hat es natürlich in Deutschland“, sagt Balkenhol und erzählt von einer Heeresdienstvorschrift der deutschen Kavallerie aus dem Jahr 1912. H.Dv. 12, sagt Balkenhol. Die schrieb vor, die Pferde langlebig und schonend auszubilden, damit sie im Krieg lange hielten. Das hat man für den Sport abgeleitet. So sind die Richtlinien der Deutschen Reiterlichen Vereinigung entstanden.

Das würde einiges erklären. Die Deutschen haben sich einen Sport ausgedacht, in dem sie praktisch unschlagbar sind. Eine Art Militärparade mit Pferd, in der sie alles gewinnen.

„Na ja“, sagt Balkenhol. „Die deutsche Zucht ist für den Dressursport prädestiniert. Sie bringt bei den Pferden jene Eigenschaften hervor, die dort gefragt sind.“

Und welche sind das?

„Gutes Gangwerk, guter Charakter, Leistungsbereitschaft“, sagt Balkenhol. Er könnte von einem deutschen Offizier sprechen oder einem deutschen Auto. Deutschland kann einen Pferdekrieg eigentlich nicht verlieren.

Am nächsten Abend kommen die Dressurreiter ins deutsche Haus, um mit ihren Kollegen von der Vielseitigkeitsreiterei

die Goldmedaillen zu feiern. Der Doppelolympiasieger Michael Jung trägt eine Geburtstagstorte durch das umgebaute Museum of London Docklands. Die Funktionäre jubeln. Die Reiter haben ihre Gold-Zielvorgabe bereits jetzt erfüllt. Und nun kommt die Dressur. Da gewinnen die Deutschen ja sowieso. Die vier Frauen aus dem Dressurteam stehen am Rande wie Fans. Helen Langehanenberg sagt, sie wolle, dass es jetzt endlich losgeht. Sie sehen klein aus, sie wirken nun wie die Olympianeulinge, die sie sind. Vielleicht liegt es daran, dass sie ohne Pferde da sind.

Man muss an Matthias Rath denken. Nachdem Rath im Frühsommer auf seinem Wunderpferd Totilas bei den deutschen Meisterschaften in Balve nur den zweiten Platz belegte, sagte er, dass er keinen Druck verspürte. Man habe kein Anrecht auf den ersten Platz, sagte Rath. Er fühle sich gut. Ein paar Wochen später wurde er krank und gab auf. Seine Mannschaftskollegen sagen, der Druck auf Rath sei teilweise unmenschlich gewesen. Sie wirken befreit, wenn sie über Totilas reden, weil er ihnen eine Erklärung für eine deutsche Niederlage gibt.

Rath geht es inzwischen wieder besser. Er schaut sich die Wettkämpfe zu Hause im Fernsehen an. Er drücke natürlich den deutschen Reiterinnen die Daumen, sagt er. Goldfavoriten seien für ihn aber die Engländer.

Am Morgen vor dem Start der olympischen Dressur sitzt Soenke Lauterbach, Generalsekretär der Deutschen Reiterlichen Vereinigung, auf der Tribüne des Stadions im Greenwich Park und sieht dem Vet-Check zu, der tierärztlichen

Untersuchung, der sich alle Pferde vor einem Start unterziehen müssen. Es regnet in Strömen, aber das Stadion ist dennoch beinahe zu einem Viertel gefüllt. Tausende Menschen sehen dabei zu, wie Pferde an einem Tierarzt vorbeigeführt werden. Im Regen. In diesem Moment versteht man, wie innig ein Reitfan diesen Sport lieben kann. Die olympischen Dressurwettbewerbe sind seit Monaten ausverkauft.

Lauterbach überrascht diese Liebe nicht. Er leitet den größten Pferdesportverband der Welt. 730 000 Mitglieder zählt die Deutsche Reiterliche Vereinigung. Dazu kommen noch einmal so viele unorganisierte Reitsportler. Lauterbach ist selbst Dressur geritten, bevor er nach seinem Jurastudium Funktionär wurde. Er kennt alle Klischees über den Sport, die meist noch aus einer Zeit stammen, als reiche, alte Männer bei den Olympischen Spielen antraten. Lauterbach schlägt sich in seinem Amt mit Kommunalpolitikern herum, die eine Pferdesteuer wollen, und mit Sportpolitikern, die Goldmedaillen wollen.

„Wir haben offen über unsere Zielvereinbarung geredet, weil ja doch alle Goldmedaillen von uns erwarten“, sagt Lauterbach. „Wir haben ja auch jahrelang alles gewonnen. Irgendwann haben wir begonnen, unsere Erfahrungen ins Ausland zu transportieren. Viele Nationalmannschaften werden von Deutschen trainiert. Auch solche, die heute unsere Konkurrenten sind. Aber sonst wäre es ja auch langweilig geworden.“

Es bleibt also auch in London dabei. Wie es auch ausgeht, am Ende gewinnen die Deutschen im Dressurreiten Gold.



Olympiasiegerin Meilutyte

Zwei Sekunden schneller als im Frühjahr

Das Geraune über Doping begleitet die Spiele von London. Höchstleistungen von Superathleten werden hinterfragt, Erklärungen dafür verlangt. Der Sieg des zwielichtigen Radprofis Alexander Winokorow im Straßenrennen, die Muskelpakete von Gewichthebern aus entlegenen Staaten, der fulminante Endspurt des Deutschland-Achters – kaum etwas bleibt verschont von der Frage, was dahintersteckt.

Dass die Debatte so vehement begann, lag daran, dass die ersten Superathleten in Kindesgestalt daher kamen. Meilutyte und Ye sind eher klein und schwächlich. Statt sich mit schierer Kraft durchs Wasser zu prügeln, schwimmen sie scheinbar leicht von Wende zu Wende. In einer Sportart, dessen Bild lange Frauen mit tiefer Stimme, Bartschatten und breitem Kreuz geprägt haben, fällt das besonders auf. Zumal, wenn diese Mädchen schneller sind als früher die Steroidmonster.

Nachdem Ye am Dienstagabend ihr zweites Gold gewonnen hatte, saß sie wieder vor der Presse. Ein amerikanischer Trainer hatte ihre Fabelleistung im ersten Rennen als „unmöglich“ eingestuft und über die Dopingvergangenheit des Frauenschwimmens räsoniert, aber natürlich keine Amerikanerin erwähnt. Binnen drei Tagen hatte sich ein Unwetter aufgetürmt, das sich nun entlud. Ob sie je gedopt habe, wurde Ye gefragt. „Niemals“, sagte Ye. Sie erzählte, wie viel sie trainiere, und konterte, es sei „ein bisschen unfair“, sie zu verdächtigen, kaum aber Medaillengewinner aus anderen Ländern.

Man mag Ye Shiwen das reine Gewissen abnehmen oder es lassen. Es fällt aber auf, dass nicht einmal mehr die Chinesen eine Diskussion scheuen, sobald das böse D-Wort fällt. Bei den Spielen in Peking vor vier Jahren hatten sie sich weggeduckt, während Amerikaner und Australier ihre eigenen Erfolge mit Trainingsmethodik, Arbeit und Willensstärke erklärten. In London überlassen die Chinesen ihnen nicht mehr stumm das Feld.

Der Druck einer Nation, der noch in Peking auf ihnen lastete, scheint gewichen. Eine Schwimmerin erzählt, dass sie ihren Trainer nach einem Streit gewechselt habe. Eine andere, dass ihr bei einem Auslandsaufenthalt in Australien klargeworden sei, wie starr und stumpfsinnig das chinesische Trainingssystem sei. So langsam weicht das Bild auf von den Schwimmrobotern, die alles mit sich machen lassen.

Sie sehen auch nicht mehr so aus wie Menschmaschinen. Die Zeit des ungehemmten Anabolikadopings scheint vorbei, und dass normal wirkende Mädchen gewinnen, lässt sich sogar erklären.

Perikles Simon, 39, wundert sich nicht. Der Mainzer Sportmediziner sagt, beim Schwimmen spielten Wasserlage und Fi-

SCHWIMMEN

Wunderkinderspiele

Athleten im Teenageralter verblüffen in London mit Spitzenleistungen. Der Jubel darüber hält sich in Grenzen – stattdessen wird über Doping spekuliert.



Wird dies das Gesicht der Spiele von London werden? Blond, blass, pausbäckig, mit scheuem und verheultem Blick. Ein Mädchen, das sich beim Gang zum Podium auf die Lippen beißt und seine Goldmedaille in der Nacht in die Pyjamatasche stopft. Oder ist es am Ende dieses Kind: asiatische Züge, Bubikopfrisur, freundlich, selbstbewusst; auch sie eine Schwimmerin, von der bis gestern kaum jemand Notiz genommen hatte, die heute aber die halbe Welt kennt.

Ruta Meilutyte aus Litauen, 15 Jahre, oder doch Ye Shiwen, 16, aus China?

Olympia war einmal für die Jugend der Welt erschaffen worden. Längst versammeln sich die besten Profis unter den fünf Ringen, die wie ein Konzernlogo über Stadien und Hallen prangen. Trotzdem klammern sich viele an die alte Idee, den ewigen Kern der Spiele. Nichts befriedigt diese Sehnsucht so sehr wie junge, sensationelle, neue Sieger. Die Veranstalter wollen die Weltwunderkinder, um ihre olympische Bewegung frisch zu halten; das Publikum will sie, weil es den Glau-

ben nicht verlieren mag, dass es noch so etwas gibt wie unverdorbenen Sport. Gewinner, die angetrieben werden von nichts anderem als Talent, Willen, Fleiß.

Aber es ist kompliziert geworden.

Das Aquatics Centre im Londoner Olympiapark war an jedem Tag der vorigen Woche rappellvoll, von den steil aufragenden Rängen blickten die Menschen auf ein Bassin hinunter, das wie eine Showbühne glitzerte. Was sie zu sehen bekamen, mochten sie manchmal kaum glauben. An den Abenden, an denen Ye und Meilutyte ihren Konkurrentinnen davonzogen, schrien und jubelten sie zunächst, dann staunten sie, schließlich murmelten sie. Es klang wie ein Soundtrack des Zweifels: Wie kann das bloß sein?

Meilutyte schwamm über 100 Meter Brust zwei Sekunden schneller als noch im Frühjahr. Ye schlug über 400 Meter Lagen in Weltrekordzeit an, auf ihrer letzten Bahn war sie schneller als der Sieger des Männerrennens, Ryan Lochte. Frau schwimmt schneller als Mann, schrieben die Zeitungen. Olympia hatte ihnen einen Traum von Schlagzeile geliefert. Und der Zweifel seinen Text bekommen.

gur eine wichtige Rolle. Mädchen hätten vor der Spätpubertät die besten Proportionen. Der Körper sei durch gezieltes Training bereits gut ausgebildet, die Hüfte aber noch schmal und damit strömungsgünstig. Geht sie bei der Frau in die Breite, steigt der Wasserwiderstand an. Was auch ein Vorteil für Asiatinnen sein könnte: Sie bleiben eher schmal.

Doch dass kaum noch manipuliert wird, daran zweifelt Simon sehr. „Die DDR und skrupellose Trainer im Westen haben nicht ohne Grund Kinder gedopt.“ Denn dann reagierten Sehnen und Gelenke auf die verstärkte Kraft der Muskulatur und würden entsprechend belastbarer. Außerdem: „Es gibt Hinweise, dass Menschen sehr unterschiedlich auf Pharmaka ansprechen. Das verschiebt das Leistungsbild.“ Bei wem also bereits minimale Dosen wirken, der wird es eher riskieren zu betrügen, weil er Kontrollen und Nebenwirkungen weniger zu fürchten braucht.

Simon sagt: „Wer ist denn in dieser Leistungsspitze überhaupt sauber?“

Die Amerikanerin Melissa Franklin, 17, kennen alle nur als Missy. Auch sie könnte man wie Ye Shiwen und andere des Dopings verdächtigen. Missy Franklin aus Kalifornien war bereits mit 16 Jahren dreifache Weltmeisterin, in London gewann sie Gold über 100 Meter Rücken. Danach lief sie in der Pressekonferenz auf, als käme sie vom Collegeball. In den Ohrläppchen steckten Perlen, ihr langes brünettes Haar hatte sie zu einem kunstvollen Dutt hochgeschraubt. „Ich war sooo aufgeregt“, sagte sie oft und laut. Fragen der vielen Amerikaner unter den Reportern kamen meist wie ein Kompliment daher, Missy nahm sie mit großen Augen, breitem Lächeln und kurzem, begeistertem Nicken entgegen. Sie ist in ihrer Rolle als neuer US-Schwimmstar angekommen. Keiner erwähnte das Wort Doping. Eine Frage danach hätte sich angehört, als wäre man so verrückt geworden, etwas Unanständiges in ihrem Leben zu vermuten.

Amerika hat sich in Supergirl Missy verliebt. Überall auf der Welt passiert so etwas mit jungen olympischen Sportlern, und es läuft immer nach dem gleichen Muster ab: Landesvolk erblickt Landeskind auf einmal am Fernsehen und nimmt



ALEX LIVSEY / GETTY IMAGES

Britischer Sportstar Wiggins

Eine Karriere, die eine Geschichte erzählt

es fest in die Arme. Großbritannien hat das mit Wasserspringer Tom Daley gemacht, als der Junge in Peking vor aller Augen vom Turm hüpfte, als jüngster britischer Teilnehmer der Spiele mit erst 14 Jahren – bei seinem Heimspiel in London wird Daley nun gefeiert wie ein Idol.

Deutschland hatte Fabian Hambüchen 2004 in Athen ins Herz geschlossen, einen damals 16-jährigen Turner mit Stupsnase und Brille, Kosename Turnfloh. Am heftigsten aber war die Liebe der Nation 1992 entflammt, als Franziska van Almsick mit 14 in Barcelona durchs Schwimmbecken kralte und Silber und Bronze gewann. Ost und West hatten gerade erst geheiratet und bekamen nun ihr Wunschkind, ein Mädchen. Es war vor dem Mauerfall in Ost-Berlin geboren worden, wies aber viele westliche Gene auf. Franzi war unbefangen, kess und werbetauglich.

Doch sie kam schneller in die Pubertät, als viele es wahrhaben wollten. Franzi

wurde überladen mit Erwartungen und begehrte auf. Sie genoss ihre Rolle als Kinderstar, und sie schien sie zugleich zu hassen. Olympiasiegerin wurde sie nie. 2004, nach den Spielen von Athen, hörte sie auf. Es war, als habe sie es gar nicht abwarten können, endlich abzuhaufen.

Was ihren Nachfolgerinnen wie Ruta Meilutyte oder Ye Shiwen noch fehlt, ist eine Karriere, die auch eine Geschichte erzählt. Und die spannendste Geschichte aus London ist die eines englischen Radprofis, der auch einmal so etwas wie ein Wunderkind war.

Als Bradley Wiggins seine erste Goldmedaille bei Olympia gewann, war er 24. Den Erfolg verkraftete er nicht, er begann zu trinken, ein Jahr soff er sich durch Pubs. Sein Vater Gary war schon Rennfahrer und Trinker gewesen und hatte die Familie verlassen, als Bradley klein war. Der Sohn wuchs in einer Arbeitergegend Londons auf, zog nach Manchester und begann eine große Karriere. Dass sie nicht am Kneipentresen endete, liegt vor allem daran, dass Wiggins selber Vater wurde und sich besann.

Nach London kam er direkt aus Paris angefliegen, von der Tour de France, die er als erster Brite gewonnen hatte. Trotzdem ließ er sich vom Irrsinn um seine Person nicht anstecken und siegte im Zeitfahren. Für die Fotografen setzten sie ihn danach auf einen goldenen Thron. Wiggins trug seinen weit geöffneten Rennanzug in den britischen Farben, schlug die Beine übereinander und schaute erschöpft. Eine Szene wie aus einem Stück von Monty Python. Wiggins verlieh diesem albernen Moment Ironie.

Keine Schwimmerin, kein Leichtathlet, niemand sonst außer Wiggins wird wohl am Ende das Gesicht dieser Londoner Spiele sein. Ein schmaler Mann mit breiten Koteletten, 32 Jahre alt.

Ruta Meilutyte, das Mädchen aus Litauen, verschwand nach ihrem Olympiasieg aus der Halle. Sie sah verstört aus, als sie ging. Zwei Tage später schwamm sie ihr nächstes Rennen, über 100 Meter Freistil, und schied im Vorlauf aus.

Es war alles ein bisschen zu viel für das Kind.

DETLEF HACKE

Geschichte des Dopings

Illegale Praktiken zur Leistungssteigerung

Ausgewählte Dopingsünder ▶



1967
Tom Simpson
Radsport



1988
Ben Johnson
Sprint



1992
Katrin Krabbe
Sprint



2000
Marion Jones
Sprint und Weitsprung



2002
Johann Mühlegg
Ski-Langlauf



2010
Alberto Contador
Radsport

bis zu den vierziger Jahren

fünfziger und sechziger Jahre

siebziger und achtziger Jahre

neunziger Jahre bis heute

Aktuell
Diuretika zur Verschleierung von Doping und vermutlich Gendoping, etwa durch Myostatin-Blocker für Muskelwachstum

Doping mit Alkohol, Äther, Koffein, Kokain, Heroin und Strychnin gegen Schmerzen und Müdigkeit

Aufputschmittel wie Amphetamin und Ephedrin, Anabolika

Steroide und andere anabol wirkende Substanzen wie Clenbuterol und Wachstumshormon

Immer noch Anabolika, Glucocorticoide zur Schmerzlinderung und Euphorisierung, Blutdoping mit Epo oder Eigenblut

LITERATUR

Von Kindern und Künstlern

Alle Eltern sind anstrengend, Künstlereltern besonders. Die beiden Geschwister Annie und Buster Fang sind mit einem Vater und einer Mutter geschlagen, die sich für gesellschaftskritische Performance-Artisten halten. Als sie noch Kinder sind, nehmen Annie und Buster in den achtziger und neunziger Jahren zwangsweise an diversen Happenings teil, sie dürfen sich krei-schend auf Bonbonmassen stürzen, die Mama und Papa in irgendeiner Ein-

kaufspassage auskippen, sie müssen sich öffentlich übergeben oder auf einer Schulbühne knutschen. Und natürlich gibt es deswegen stets großes Geschrei. Der amerikanische Schriftsteller Kevin Wilson, 34, erzählt in „Die gesammelten Peinlichkeiten unserer Eltern in der Reihenfolge ihrer Erstaufführung“ auf komische Weise von den Leiden zweier Künstlerkinder – und davon, wie sie sich, erwachsen geworden, selbst als Kreative abstampeln: Annie als Schauspielerin, die



Kevin Wilson

Die gesammelten Peinlichkeiten unserer Eltern in der Reihenfolge ihrer Erstaufführung

Aus dem amerikanischen Englisch von Xenia Osthelder. Luchterhand Verlag, München; 382 S.; 14,99 Euro.

in miesen Actionfilmen mitspielt, säuft und mit den falschen Männern ins Bett steigt, Buster als verkrachter Autor, der Reportagen über merkwürdige Männerrituale in abgelegenen Kaffern schreibt. Mit viel Sinn für Slapstick und grelle Wendungen erzählt dieser Katastrophenroman, wie die beiden zerzausten Helden nach Jahren der entschiedenen Abnabelung zurückkehren in ihr Elternhaus und plötzlich Detektivarbeit leisten müssen, weil ihre durchgeknallten Erzeuger spurlos verschwunden sind. Der linkische Charme dieses in den USA völlig zu Recht gefeierten Buchs erinnert an Kinofilme wie „Juno“ oder „Ferris macht blau“; die klügste Pointe des Autors Kevin Wilson aber besteht darin, dass er den Leser begreifen lehrt: Künstlerarbeit mag zwar oft lächerlich oder öde aussehen, in Wahrheit ist sie der tollste Job der Welt.



SONY PICTURES

Tarantino bei Dreharbeiten zu „Django Unchained“

HOLLYWOOD

„Bitte schneide das raus“

Nach dem Massaker in einem Kino in Colorado am 20. Juli hat in Hollywood eine Debatte über Gewaltdarstellungen im Film begonnen. Selbstkritik kommt ausgerechnet von Harvey Weinstein, 60, dem Produzenten von Filmen wie Quentin Tarantinos blutiger Krimi-Satire „Pulp Fiction“. „Wir können uns nicht vor unserer Verantwortung drücken“, sagte Weinstein der „Huffington Post“. Der Produzent und Oscar-Preisträger appelliert an seine Kollegen: „Wir als Filmemacher sollten uns zusammensetzen – die Marty Scorseses, die Quentin Tarantinos und hoffentlich alle, die mit Gewalt im Film zu tun haben – und unsere Rolle dabei diskutieren.“ Er selbst habe viele harte Filme produziert und auch schon mal zu einem Regisseur gesagt: „Ich halte das nicht mehr aus. Bitte schneide das raus.“ Weinstein arbeitet gerade mit Tarantino an dessen neuem Werk, dem Western „Django Unchained“, der ersten Ausschnitten nach zu urteilen einen eher ironischen Umgang mit Waffen propagiert; Tarantino selbst spricht von „Spaghetti-Surrealismus“. Wohl auch deshalb nehmen nicht alle dem Produzenten seine Selbstkritik ab. Weinsteins Gewaltgipfel solle „an der Kreuzung zwischen Hybris-Straße und Boulevard der Scheinheiligkeit“ stattfinden, „in der Nähe des Selbstgerechtigkeits-Kinos“, spottet im Internet ein Drehbuchautor, der anonym bleiben möchte. Das größte Problem, sagt auch Weinstein, seien nicht die Filme, sondern die laxen Waffengesetze in den USA. Gleichwohl unterstützt er Präsident Barack Obama, der seit seinem Amtsantritt Konflikte mit der Waffenlobby vermeidet. Weinstein ist einer der Gastgeber eines Fundraising-Dinners am 6. August in Greenwich, Connecticut, bei dem Spenden für Obamas Wahlkampf gesammelt werden.



PHILIPP GÜELAND / DAPO

Weinstein

MUSEEN

Versteckt und entdeckt

Als im Jahr 2009 das Gebäude des Historischen Archivs der Stadt Köln einstürzte, wurden auch die Dokumente aus dem Nachlass von Josef Haubrich verschüttet. Der Rechtsanwalt Haubrich (1889 bis 1961) ist als Mäzen eine Legende. 1944 hatte sich seine jüdische Ehefrau vergiftet, 1946 schenkte er seine Kollektion moderner, vorwiegend expressionistischer Kunst der Stadt Köln – und unterstützte so den kulturellen Neuanfang im Land. Das Museum Ludwig hielt trotz der schwierigen Ausgangslage an dem Plan fest, die Geschichte jedes einzelnen Werkes zu erforschen und das gesamte Erbe in einer umgestalteten Dauerschau neu zu präsentieren. Ausgestellt werden neben Werken von Otto Dix oder Richard Seewald jetzt auch solche Bilder, die Künstler wie Ernst Ludwig Kirchner oder Alexej von Jawlensky einst aus Geldnot auf die Rückseite eigener Gemälde gemalt hatten. Zwei dieser bisher verborgenen Bilder sind noch nie öffentlich gezeigt worden. Doch der Ausstellung gelingt noch mehr, sie entdeckt auch eine einzigartige Sammlerpersönlichkeit neu.



Seewald-Gemälde „Katze mit Salamander“ (1933), Sammlung Haubrich

RHEINISCHES BILDARCHIV KÖLN, MUSEUM LUDWIG

KINO IN KÜRZE

„**Entre les Bras**“ ist die Dokumentation einer Familiengeschichte. Der französische Regisseur Paul Lacoste beobachtet den Sternkoch Michel Sébastien bei der Übergabe seines Imperiums an seinen Sohn Sébastien, der sich als würdiger Thronfolger erweisen muss. Wie ein Labor sieht die Restaurantküche der Bras-Familie im mittelfranzösischen Laguiole aus, blitzblanker Stahl und weiße Schüsseln bestimmen das Bild. Doch gerade in diesem klinischen Ambiente entfalten die Versuche des Sohnes, im Laufe eines Jahres ein eigenes Gericht zu kreieren, eine bisweilen betörende Sinnlichkeit. Die Liebe zu jeder einzelnen Zutat trifft auf wissenschaftliche Präzision bei der Zubereitung, das Ergebnis ist große Kochkunst. Der Film könnte sogar zahlreiche Zuschauer von einem Kindheitstrauma befreien: Milchhaut wird als Delikatesse gefeiert.

„**Familientreffen mit Hindernissen**“.

Die zehnjährige Albertine (Lou Alvarez) wird im Jahr 1979 von ihren freigeistigen Schauspielerelementern zum Geburtstag der Oma in die Bretagne geschleppt. Dort muss sie alle Macken und Neurosen ihrer zahllosen Onkel, Tanten und Cousins aushalten. Das Schönste am neuen Film der Regisseurin und Schauspielerin Julie Delpy („2 Tage New York“) ist allerdings die Gelassenheit, mit der sie die üblichen ideologischen Grabenkämpfe, Ehekrisen und betrunkenen Ausfälle vorüberziehen lässt und sich auf das wirklich Wichtige konzentriert – essen, trinken, lachen, an den Strand gehen. Und die Erkenntnis: Familie ist, wenn man trotzdem das Beste daraus macht.



Delpy (3. v. r.) in „Familientreffen mit Hindernissen“

NFP



SEEGER PRESS

„Steppenwolf“-Autor Hesse um 1955: Oben die Andacht, unten das Lebensgefühl

Ich mach mein Ding

Hermann Hesse gehört 50 Jahre nach seinem Tod zu den auflagenstärksten Schriftstellern der Welt – in seiner Heimat wird er bis heute verachtet oder verklärt und fast immer missverstanden. Eine Rechtfertigung. *Von Matthias Matussek*

Hermann Hesse steht auf der Nikolausbrücke über der lustig schäumenden Nagold in Calw, dort, wo er oft stand und angelte und träumte und den Flößern zuschautete, die mit derben Flüchen ihre Schwarzwaldstämme stromabwärts trieben.

Manchmal sprang er auf und trieb mit und sprang, Kilometer weiter, durchnässt wieder an Land. Freewheelin' Hermann.

Heute allerdings kehrt er der Nagold den steifen Bronze-Rücken zu und schaut auf einen Spritzbetonklotz mit Spielhalle, den ein Hässlichkeitsbomber der siebziger Jahre in feindlicher Absicht abgeworfen haben muss. Grund genug, sofort von der Brücke zu springen.

Eine Alte in Kittelschürze schiebt ihren Rollator vorbei. „Hesch emol zwei Euro vierzig?“

Kramen nach Münzen. Sie beharrt.

„s müsset zweivierzick sei, so viel koscht die Wurscht am Markt.“

Sie schaut den Hesse an.

„s isch dei Schuld.“

Hesses Schuld, natürlich. Seine Schuld, dass die Wurst am Markt heute so teuer ist, seine Schuld, dass der mittelalterliche Stadtkern an diesem Sommertag überlaufen ist von Jugendlichen in schwarzen T-Shirts und Haaren in Pink, alle mit diesem Ich-bin-ich-selbst-Blick im Gesicht.

Eigentlich ist es Udo Lindenberg's Schuld, der diesen Hesse-Reigen angeordnet hat und am Abend ein Konzert gibt, aber da Udo Hesse liebt und in dessen Geiste Nachwuchsbands prämiert will, ist es wieder Hesses Schuld, dass die alle hier sind und die Cafés in den Fachwerkhäusern bevölkern. Über einem hängt das Banner „Revolution now“.

Song schön kann Selbstbestimmung sein.

Hesse-Fachmann Herbert Schnierle-Lutz, weißhaarig und klein, will im Museum oben am Markt gerade zu Bedeutung und Werk des Nobelpreisträgers ausholen, da ruft Udo 200 Meter weiter

unten während des Soundchecks auf der Bühne: „Ja, ich mach mein Ding.“

So kann man es also auch sagen. Das trifft es sogar ziemlich gut.

Oben im Museum die Vita des unter Kitschverdacht stehenden Dichters, unten der lustige Lärm.

Oben die Andacht, unten das Lebensgefühl.

Unten wurde er schon immer mehr geliebt. Es gibt diesen Hesse also mindestens zweimal. Beide Male wurde er durchaus missverstanden.

heitsfrage (Was ist unsere Bestimmung?) hervorgetrieben wird.

Noch einmal den „Siddhartha“, die indische Weisheitsgeschichte, die Henry Miller „eine wirksamere Medizin als das Neue Testament“ nannte.

Natürlich fällt dir die eigene Indienreise ein in den frühen Siebzigern, die Suche nach Spiritualität und Tanz und Verwandlung, mit dem VW-Bus durch Länder, in die Jugendliche heute reisen, um zu lernen, wie man Bomben bastelt, um den Wohlstand ihrer Herkunftsländer in die Luft zu jagen. Kann es sein, dass der Wechsel von Flower-Power in unsere kantige Angstgesellschaft der größte beschissene Temperatursturz seit der letzten Klimakatastrophe ist?

RUE DESRIE DES ARCHIVES/COLLECTION GSF/SÜDDUTSCHER VERLAG



Kultfilm „Easy Rider“*: *Revolution now*

Suchen wir nach Hesse. Und natürlich heißt das: bei sich selbst zu suchen. „Wir sind Menschen“, schreibt er schon 1917. „Und für den Menschen gibt es nur *einen* natürlichen Standpunkt, nur *einen* natürlichen Maßstab. Es ist der des Eigensinnigen.“

Noch einmal den „Demian“ lesen, dieses unheimliche Glimmen aus Jugenddrangsal und Abraxas-Mystik, aus Traumdeutungen und Wiedergeburt, wünscht man sich die nicht, für sich und die Welt? Thomas Mann erinnerte sich an die „elektrisierende Wirkung“, als der Roman erschien, und sein „dankbares Entzücken“.

Dazu diese hämmernde expressive Klarheit, mit der die ganz große Mensch-

Orangen und Haschisch in Peschawar und schließlich, auf dem Dach des Goldenen Tempels in Amritsar, der Blick in die Sterne, Siddharthas Lächeln und die Ahnung: Den Weg zur Weisheit musst du für dich allein herausfinden. Immerhin eine wirksame Impfung gegen alle Ideologien.

Dann noch einmal den „Steppenwolf“, klar, das war John Kays Rockband und ihr Song „Born to Be Wild“, mit dem Hoppers „Easy Rider“-Helden losdonnerten, doch Hesses Buch hat jene Jahre auch auf andere Weise galvanisiert: Vielleicht ist die Hesse-Leserin Ulrike Meinhof gerade dieser hypnotischen Weltverachtungsprosa von Hesse erlegen, dort, wo Harry Haller träumt von der „rasenden Lust, irgend etwas kaputt zu

* Mit Dennis Hopper, Peter Fonda, Jack Nicholson 1969.

schlagen, etwa ein Warenhaus oder eine Kathedrale oder mich selbst“.

Und plötzlich wird klar, dass dieser nie fertige Hesse eine schmerzliche Intensität zurückbringt, einen Zungenschlag, der verzaubert und verstört, weil er so wundervoll unzynisch und klar ist, weil er immer aufs Ganze geht und sich selbst nicht schont. Und überhaupt: Was soll verkehrt sein an diesem einzigen großen Schrei nach Sinn und Liebe und Erlösung?

Blümchensprache? Dann schon eher Blumenpracht: Hesse habe nach Goethe den reichsten Wortschatz der deutschen Literatur, heißt es, und wenn in den „Knulp“-Geschichten von Rauchfahnen in blassblauen Himmeln und Zugvogelwolken die Rede ist, spürt man den Herbst auf der Haut. Seine Naturbilder sind heute noch mehr als damals eine große Beschwörung des Verlusts.

Eintönig? Hesses Romane sind Parabeln, Legenden, Abenteuerereien, Komödien, „Seelenbiografien“ (Hans Küng). Sie sind radikal subjektiv. Hesse ist ein Vorgänger der Beatpoeten und Aufbruchskünstler, und das in dramatischen Zeiten, am Rande des Weltendes, damals wie heute, und nun geht es nicht mehr darum, Hesse zu rechtfertigen, sondern das eigene Leben.

Sicher liest er sich nicht auf der Höhe gegenwärtiger Literaturtheorie, die ihrerseits ziemlich ratlos in der Kuppel hängt. „Es lag mir nie daran, formal Neues zu bringen.“ Das hat weder Thomas Mann und André Gide noch Romain Rolland und Stefan Zweig in ihrer Verehrung für Hesse irritiert. Gerade sein altmodisches Beharren auf Seele und Sinn ist es, was heute so provozierend frisch klingt.

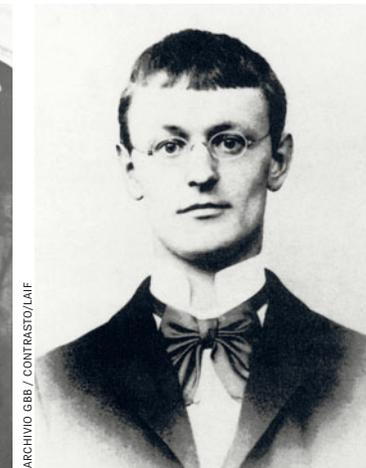
Wie fruchtbar das ist, dokumentiert das Suhrkamp-Buch „Hermann Hesse antwortet ... auf Facebook“: „Das ganze ‚Meta-Sein‘ fehlt in dieser Welt“, schreibt da die Facebook-Nutzerin Katrin W., „ich hoffe, mich genauso befreien zu können wie Harry Haller in dem Buch.“ Tatsächlich sind die Themen seit Hesses Tagen – erschreckenderweise – die gleichen geblieben: der Unernst des Feuilleton-Gewerbes, die Massenkultur, die Regie des Geldes, der Verlust an Geist.

Aber ist es nicht auch verrückt, dass Hesses Aufforderung zum Eigensinn so immens populär ist? Denn gleichzeitig bewegen wir uns durch Zeiten, in denen die Konformität überall gewonnen hat, in Institutionen, in Parlamenten, in Schulen, in den Medien. Angstdruck überall. Überall geht es nur noch darum, keine Fehler zu machen.

Hesses berühmtestes Gedicht „Stufen“ wird bei jedem Umzug zitiert: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, / Der uns beschützt und der uns hilft zu leben.“ Der Weg nach innen scheint, dank zahlreicher Hesse-Sonderbände über das Glück, über das Alter, über die Liebe, so



SUHRKAMP VERLAG, BERLIN



ARCHIVIO GBB / CONTRASTO/LAIF



ARCHIVIO GBB / CONTRASTO/LAIF

Hesse (l.) mit Familie 1889, in Tübingen 1899, mit Freundin Ruth um 1921: *Es lebe der Traum*

gut ausgemalt, dass man ihn mit einer Hand am Steuer bewältigen kann. Doch offenbar kann man ihn trotzdem verfehlen.

Wie kommen wir nur dem Hesse näher, der das Chaos kennt, Dostojewskis religiöses Fiebern und Nietzsches Bürgerverachtung teilt, in einer Zeit, in der die „Seele“ nur noch ein psychologisches Problem ist und ansonsten ein Anlass zur Süffisanz? Wie diesem Jungen, der mit 15 einen Revolver erwarb, um sich umzubringen, und dem Alten, der im Garten ins Feuer starrt?

Und wie kann unsere trostlose Erfolgsgesellschaft den „Steppenwolf“ verstehen, der halb Mensch und halb Tier ist, einsam auf alle Fälle, fertig mit dem Leben, depressiv, mörderisch, selbstmörderisch?

Hermann Hesse hätte die Idee der Occupy-Bewegung begrüßt, sicherlich, weil sie Sand ins Getriebe zu werfen versucht, aber doch keine Zeltstadt! Nie hätte er gemeinsam mit anderen Parolen gebrüllt! Programme, sagte er, seien für Dumme und Einladungen zum Missbrauch.

Das also wäre das Bild: auf gähnend leerem Platz ein einzelnes Störenfriedzelt vor der Deutschen Bank, ein Topf mit blauer Blume neben dem Klappstuhl, dort das asketische, das alemannische Le-

dergesicht, gleichermaßen alt und jung, ein Lächeln im schmalen Mund, nicht sympathisch auf den ersten Blick, Nickelbrille, halb Heiliger, halb Trotzmonster, die indischen Veden und einen Revolver in Griffweite.

Hesse geht über Literatur hinaus. Seiner Rezeption durch den Betrieb wurde genau das zum Verhängnis. Schon 1958, also vier Jahre vor seinem Tod, erledigte ihn der SPIEGEL (28/1958) in der Titelgeschichte „Im Gemüsegarten“ als typisch deutsches Produkt unpolitischer Weltabgewandtheit und prophezeit, dass er sich im Ausland nie durchsetzen werde. Heute ist Hesse mit geschätzten 150 Millionen verkauften Büchern der weltweit erfolgreichste deutschsprachige Literat des 20. Jahrhunderts. Jährlich finden weitere 400 000 Hesse-Bände ihre Leser. Es gibt unschönere Exporte.

Auch Gottfried Benn hielt Hesse salopp für einen mittelmäßigen „Ehe- und Innerlichkeits-Romancier“, und Robert Musil spottete den Gesamttypus weg: „Das einzig Komische ist, dass er die Schwächen eines größeren Mannes hat, als ihm zukäme.“

Unpolitisch? Er, der Pamphletist, der für Kriegsgefangene Bücher sammelte – Bücher! – und von den Münchner Räte-Dichtern und -Schwärmern in die Barri-



THOMAS FRITSCH

Rocker Lindenberg beim Hesse-Festival in Calw 2010: „Weiß auch nicht genau, was hier passiert“

kaden-Regierung eingeladen wurde, während Benn als Tripperarzt von dorischen Welten geträumt haben mag?

Wie wird man Hesse? Zurück ins Museum von Calw: Fotos zeigen den Tolstoi-bärtigen deutsch-russischen Vater, die ernst blickende Mutter mit strengem Mittelscheitel, Tochter einer Französisch-Schweizerin, beide missionarisch in Indien unterwegs. In den Vitrinen liegen Gebetbücher, sicher, aber da steht auch der tanzende, tödende Shiva des Großvaters in seinem Flammenkranz, andere Götter und Götzen, ein explosives Gemisch. Das ist das Gegen-Calw, die Welt von Kult und Mysterium.

Hermann ist zunächst fest gefügt im pietistischen Gottvertrauen. Als die jüngste Schwester, eines seiner fünf Geschwister, gestorben ist, rennt er an ihr leeres Bett und ruft: „So Gertrudle, bischt jetzt vollends zum lieben Heiland gange?“

Mit 10 verfasst er ein erstes Märchen, mit 13 will er „Dichter werden oder gar nichts“, mit 15 reimt er mit rührender Altmeisterei von verzückten Frauenblicken.

Später, in einer Skizze zu „Kindheit des Zauberers“, bastelt er sich einen eigenen Gründungsmythos: „Ich bin geboren gegen Ende des Mittelalters, am Abend eines warmen Tages im Juli.“ Das

heißt auch: Zum Teufel mit der Wirklichkeit, es lebe der Traum.

Bildungshunger, Flößerabenteurer, Fernweh, Frömmigkeit, Märchenwunder, aber auch Prügel und schwarze Pädagogik, die seinen Eigensinn brechen soll, das ist die Kindheit. Schließlich schafft er das Landexamen, das ihn zum Eintritt in die Klosterschule Maulbronn berechtigt.

„Ich hab mich einfach gefragt, wieso schreibt der über mich, wo er mich doch gar nicht kennt?“

Da liegen sie, die Zeugnisse, dort unter dem Glassturz, sie sind eher durchschnittlich, es wimmelt vor „ggg“, also: „genügend bis gut“, darin dem Schlendrian des Sitzenbleibers Thomas Mann ähnlich, der später Hesse seinen „engsten und liebsten“ Kollegen nennt.

Auf nach Maulbronn, etwas mehr als 40 Kilometer weiter durch Tannenschluchten, im Radio Syrien-Meldungen, im Nahen Osten brennt die Welt.

Hier in Maulbronn kommt sie zu sich. Eine weltabgewandtere Konzentrationsübung kann es nicht geben als dieses Zis-

terzienserkloster aus dem zwölften Jahrhundert. Der Blick fällt auf die Linde aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, auf die gotischen Kreuzgänge, Brunnenkapelle drinnen mit ihren drei Schalen. Schon Kepler ging hier durchs Tor, nach ihm Hölderlin und andere.

Hermann ist in der Stube Hellas untergebracht. Die Teenager lesen Schiller-Dramen mit verteilten Rollen. Seinem Großvater schreibt er imponierend auf Latein. Doch eines Vormittags nimmt er seine Französisch-Bücher und geht nicht zur nächsten Unterrichtsstunde, sondern hinaus, immer weiter, er irrt in Wald und Flur umher, bis er 23 Stunden später von einem Gendarmen aufgegriffen wird.

Für Heimo Schwilk, selbst ehemaliger Maulbronn-Schüler, Autor eine wunderbar nachdichtenden Hesse-Biografie, ist dieser Marsch ins Freie der Schlüssel zu Hesses Werk*.

Schwilk referiert, wie schon in den Tagen vor der Flucht Mitschüler von eifernden antibiblichen Reden berichten, von Raufereien, Selbstmordphantasien.

Das Kollegium bittet die Eltern, ihn von der Schule zu nehmen. Zur Linde-

* Heimo Schwilk: „Hermann Hesse. Das Leben des Glasperlenspielers“. Piper Verlag, München; 432 Seiten; 22,99 Euro.

zung seiner rasenden Kopfschmerzen wird er in ein christliches Kurhaus nach Bad Boll geschickt.

Dort läuft er wieder davon, nicht ohne sich zuvor Geld von einem Wirt zu leihen, mit dem er sich einen Revolver kauft. Er will sich umbringen, aus Liebeskummer. Er wird in die Irrenanstalt von Stetten eingeliefert, von wo er eisige Briefe an seinen Vater schickt.

Großartige Rollenprosa, an Schiller und Hölderlin geschult. „Ich gehorche nicht und werde nicht gehorchen.“ Oder: „Ich möchte mir den Schädel an diesen Mauern einrennen, die mich von mir selber trennen.“ Dann der finale Bruch. Unbeugsame Rebellen schreiben so, in der Nacht vor ihrer Hinrichtung: „Sehr geehrter Herr! Da Sie sich so auffällig offerwillig zeigen, darf ich Sie vielleicht um 7 M oder gleich um den Revolver bitten.“ Er sagt sich los von Gott und Elternhaus und schließt: „Ich hoffe, daß die Katastrophe nimmer lang auf sich warten läßt. Wären nur Anarchisten da!“

Rums. Das ist der Urknall zur Autonomie, wie Gunnar Decker in seiner üppigen Hesse-Biografie schreibt*.

Das ist so frühgenial auf der Kippe, dass Helene Hegemann umduselte Berg-hain-Abenteurer in „Axolotl Roadkill“ geradezu nett wirken.

Die Kindheit ist zu Ende. Doch aus diesem Steinbruch aus Wildheit und Drama und Zauber schlägt er ein Leben lang Funken, nicht nur im Schülerroman „Unterm Rad“. Aber der bewegt noch heute weltweit – in Japan, einem Land mit vielen Schülerelbstmorden, ist dies sein erfolgreichstes Buch.

Immerhin ist Hermann klug genug, seine Rasereien einzustellen, er ahnt das Risiko, auf Dauer festgehalten zu werden. Er hilft als Praktikant in einer Turmuhrenfabrik, landet bei einem Buchhändler in Tübingen und verbringt die Zeit lesend im Laden.

Das ist ein neues Abenteuer: Hesse wird zum Leser, mäandert durch die Klassiker, schreibt, liest sich durch die griechische Mythologie, dichtet, beginnt eine neue Stellung in Basel, ist beeindruckt von Nietzsche, von den Romantikern, verfasst nun Rezensionen, eine der ersten gilt Novalis, der einst das romantische Programm mitformulierte: „Dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen“ geben.

Rührende Ehrfurcht des Autodidakten vor Geist und Buch, er wird zeit seines Lebens rezensie-

ren, rund 3000 Literaturkritiken liegen vor, lauter begeisterte Ja-Sagereien – mit Büchern, die ihn nicht anrühren, hält er sich nicht auf. Er ist einer der Ersten, die Kafkas Genie entdecken, er empfiehlt Arno Schmidts „Leviathan“ zur Veröffentlichung.

Seine Gedichte werden veröffentlicht, erste Prosa-Sachen gefallen dem jungen Rilke, der schreibt bewundernd, aber zweideutig: „Er steht am Rande der Kunst.“

Aus Hinterindien kehrt er zurück mit der Erkenntnis: Sonne und Meer sind auch keine Erlösung.

Rilke war der Erste, der das erkannte. Am Rande der Kunst. Mit Überschüssen in die Klarheit und die Wahrheit, in das, was man mit 13 und dann erst wieder ab 60 als Weisheit bezeichnet. Dort am Rande wird er sich einrichten, weil ihn Literatur, wie die Seminare sie verstehen, kaltlässt. Mit einem wahrhaft chinesischen Kampfgriff verwandelt er die vermeintliche Schwäche in eine Stärke. Genau das ist der Hesse, der heute noch interessiert: der Eigensinnige.

Schließlich, 1903, nach dem Sinnenabenteuer zweier Italien-Reisen, die auch den Spuren des bewunderten heiligen Franziskus folgen, veröffentlicht er den autobiografisch grundierten „Peter Camenzind“: die mitreißende Geschichte vom Bergdörflerjungen, einem Kletterer

und Wolkenbewunderer, der vom Dichterruhm träumt, den es in der großen Stadt in den Feuilletonbetrieb verschlägt, den er in seinen Eitelkeiten und Posen aus tiefstem Herzen verachtet, der die Sprache der Natur hört (und Gott in ihr) und zurückfindet zu seinem Vater ins Dorf. Ein Seelenroman, alle seine Romane werden so sein.

Auftakt zum Ruhm. Er ist angekommen. Er heiratet die neun Jahre ältere Fotografin Maria Bernoullie, die ihm seine drei Söhne gebiert, baut ein Haus am Bodensee. Ein Haus im Reformstil mit großem Garten. Hesse predigt die Selbstversorgung, er ist der erste Grüne.

Und zieht wieder los. In der Künstlerkolonie auf dem Monte Verità probiert er, der ständige Sucher, die nächste Lebensmaske. Zunächst ist er fasziniert, er klettert nackt in den Bergen der Sonne entgegen. Doch bald macht er aus dem Kampf zwischen Vegetariern und Frugivoren die unglaublich komische Satire „Doktor Knölges Ende“.

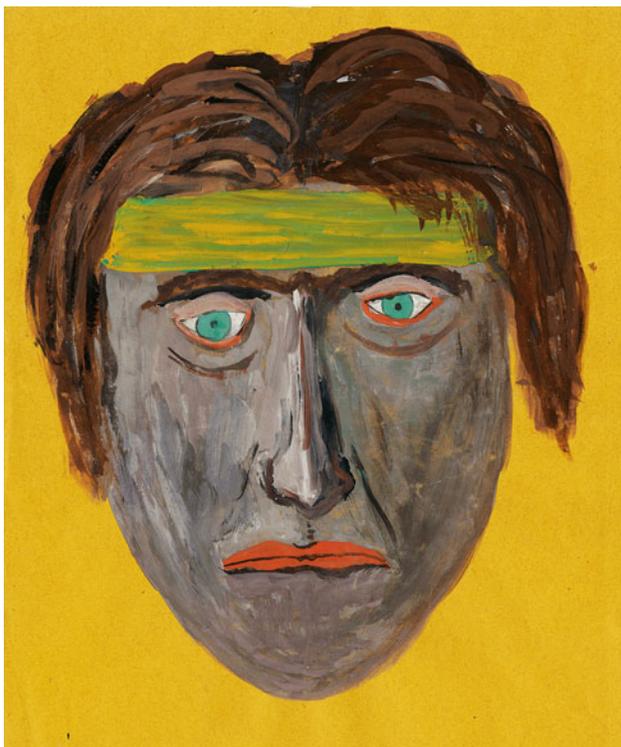
Heute ist der Monte Verità ein Tagungshotel, und in einer der Hütten flackern vor einem leeren Stuhl in Endlosschleife schwarzweiße Bilder von muskulösen bärtigen Anarchisten und umflorten Frauenblicken, eine poetische Schädelstätte der Avantgarde, das melancholisch-verwehte Gedicht vom Neuen Menschen.

Hesse bricht auf nach Hinterindien und kehrt mit der Erkenntnis zurück, dass Sonne und Meer für den Europäer nicht die Erlösung bringen können – das Foto von der Schiffspassage mit dem Maler Hans Sturzenegger, beide in weißem Anzug im Liegestuhl an Deck, muss den Anfang zu Christian Krachts Südsee-Phantasie „Imperium“ enorm beflügelt haben.

Die Hesses ziehen in die Schweiz. Dann bricht der Erste Weltkrieg aus. Zunächst ist Hesse mitgerissen wie alle, wie Thomas Mann und Hugo Ball, die ihrerseits unterschiedlicher nicht sein können. Alle erwarten von diesem Vernichtungssturm, „aus dem blöden Kapitalistenfrieden herausgerissen zu werden“. Weg mit der „Freude am Läppischen“!

Allerdings müsse man, so Hesse im Aufruf „O Freunde, nicht diese Töne!“, auch ein gutes französisches Buch gegen ein schlechtes deutsches verteidigen dürfen. Ungeheuerlich, was daraufhin an ihn anbrannt, er ist der „Gesinnungslump“.

Die Ehe zerbricht. Krisenbilder aus der Zeit der Psychoanalyse. In einem wilden Selbstporträt zeigt er sich verletzt, zerrissen, zerstört. Er wird von Josef Bernhard Lang, später von C. G. Jung behandelt. Schließlich die erneute



Hesse-Gemälde 1917: Am Rande der Kunst

DEUTSCHES LITERATURARCHIV WARBACH

* Gunnar Decker: „Hermann Hesse. Der Wanderer und sein Schatten“. Hanser Verlag, München; 704 Seiten; 26 Euro.



Katzenfreund Hesse in Montagnola 1955: *Inzwischen dichterisch verstummt*

Häutung: Der Umzug ins Tessin bringt einen Schaffens- und Farbrausch, das Tessin-Zimmer ist das hellste im Hesse-Museum in Calw, ein Strohhut, ein Spazierstock in der großen Schauvitrine, Hesse ist angekommen, vorerst, hier werden die Hauptwerke entstehen, „Siddhartha“, „Der Steppenwolf“, „Narziß und Goldmund“, „Das Glasperlenspiel“.

Das Geburtshaus Hesses, heute ein Modehaus, gleich neben der Bühne, ist zum Feldlager für Lindbergs Tross geworden. Inhaber Hermann Schaber ist 75, ein milde lächelnder Papst-Verehrer, der schon siebenmal den Jakobsweg gelaufen ist. Wie respektvoll der wetterfeste Rocker Udo Lindenberg mit ihm umgeht,

vielleicht ahnt er, dass der alte fromme Schaber der Einzige hier ist, der tatsächlich auf verlorenem Posten kämpft.

Hier mischen sich nun oben und unten, Hesse-Enkel Silver mit weißem Schnauzer erinnert an den Großvater, der ein guter Boccia-Spieler war und Humor hatte und sich am liebsten mit Jungen oder Alten unterhielt. Tatsächlich lesen die ihn auch heute noch, die vor oder nach dem Leben stehen; jene, die mittendrin sind, die Geldverdiener, können weniger mit ihm anfangen. Allerdings ist Hesse beghehrter Plot-Lieferant, Silver erzählt, dass die ARD Interesse an sechs Stoffen angemeldet habe.

Auf der Dachterrasse gibt Udo Lindenberg Interviews zwischen Primeln und

Softdrinks. Unter Hut und Sonnenbrille qualmt eine Zigarre, die er zum Hesse-Nuscheln aus dem Mund nimmt. Lindenberg hat, wie jeder Rockstar, das Außenseitertum zum Beruf gemacht.

Er ist ja schon längst Hesse, auch er bald mit eigenem Museum. Auch er am Rande der Kunst, von der anderen Seite. Am Grenzzaun umarmen sie sich. Sie verstehen sich blind. Ergebnis ist das Buch „Mein Hermann Hesse“*.

Auch Udo ist ein Virtuose der Masken. Er ist das Kind mit der Panik-Gürtelschnalle, der Großwesir mit schmaler Krawatte, mal Astronaut, mal Mafioso. Die Kinder lieben ihn, als wäre er Balu, der Bär. Hesse wusste von der Dialektik des Außenseiters: Jene, die die Gesetze missachten, „sind zwar meistens verurteilt und gesteinigt worden, nachher wurden sie ... als Helden und Befreier verehrt“. Lob des Eigensinns!

In einem seiner Klassiker singt Udo von einem 13-jährigen Jungen, der nach London will, doch „sein Alter war leider schneller“. Später versucht der Junge es wieder, es klappt, doch irgendwann kommt er zu der Erkenntnis, dass nicht an allem die Umwelt schuld sei, sondern dass es auch an einem selbst liege. „Und nun liest er ein Buch von Hermann Hesse / und nun macht er Meditation / doch er findet Jerry Cotton auch sehr stark / und er lernt jetzt auch noch Saxophon.“

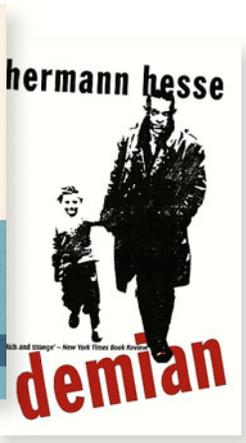
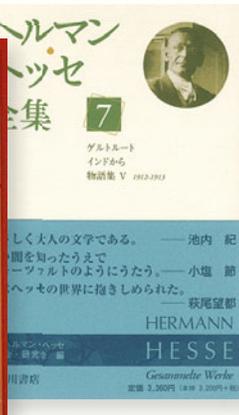
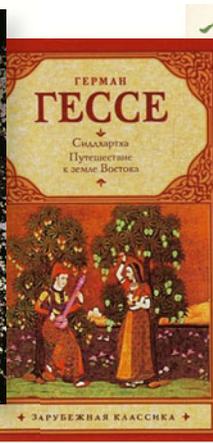
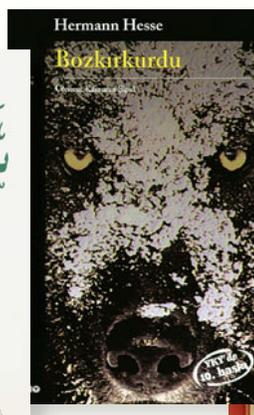
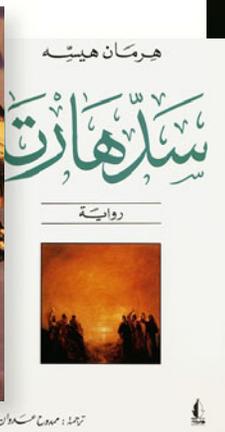
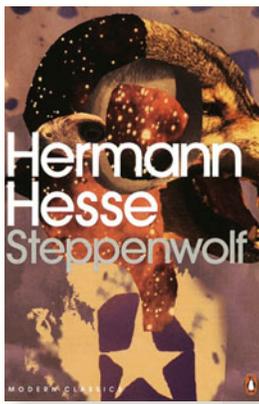
Während Udo sich lockert bei Bionade, kämpft Volker Michels, Herausgeber der Gesamtausgabe, noch einmal in der Beletage des Betriebs. Er ärgert sich über Marcel Reich-Ranicki, der Hesse sein Leben lang bekämpft habe. Er habe gespottet, dass Goldmund im Roman eine Frau im Straßengraben schwängert, die darauf fünf Kinder gebäre. Das Problem? Michels: „Die Szene gibt es nicht.“

Michels pafft empört, und Udo nuschelt von seiner Kindheit in Gronau, in das er abgeschmissen worden sei wie Hesse in Calw, ins Doppelkornfeld, verstehst du? „Weiß auch nicht genau, was hier passiert“, sagt er, „lauter Experten rennen rum, lauter Hesse-Leute, ich hab mich einfach gefragt, wieso schreibt der über mich, wo er mich doch gar nicht kennt.“

Und er plaudert und plätschert weiter, wie der Fluss in „Siddhartha“, und dann wird er auch schon auf die Bühne gerufen, er erhebt sich lässig, gibt zwei Auto-

* „Mein Hermann Hesse. Ein Lesebuch“. Zusammengestellt von Udo Lindenberg und Herbert Schnierle-Lutz. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 288 Seiten; 3,99 Euro.

SUHRKAMP VERLAG, BERLIN



Hesse-Bestseller: Weltweit geschätzte 150 Millionen verkaufte Bücher

gramme, schlendert davon, und plötzlich ist auf der Terrasse ein ratloses Loch, und kurz darauf hat der Markt unten Luft, ein Brausen ist zu hören von mehreren tausend Fans, und die brüllen den ersten Refrain mit: „Und ich mach mein Ding.“

Lichtorgeln drehen in Rot und Grün, Drums, harte Rock-Riffs, wummernde Bässe, Udos nasales Falschgesänge, er ruft „Yeah, Hermann“, und die Kids in Calw rufen zurück: „Hermann.“

Vom Salon aus, neben dem Geburtszimmer, das mit dem Gedicht „Stufen“ geschmückt ist, schauen Silver Hesse, Hesse-Erbe, und Volker Michels, Hesse-Herausgeber, fasziniert zu, und Hermann Schaber ist so aufgekratzt, als nähme er gleich seinen nächsten Jakobsweg in Angriff. Was für ein schöner Rausch, was für eine Verbrüderungsutopie hier, unter dem satten Honigmond in Calw: Der Weg zu sich selbst ist ein Rock-Song!

Wie heißt es in „Stufen“? „Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten / An keinem wie an einer Heimat hängen“. Hesses nächster Raum ist Montagnola, das Bergnest über dem Luganersee. Da ragt sie in die Abendsonne, die barocke Casa Camuzzi. Violette Schatten über den Palmen und Kastanien des Terrassengartens, und hoch unter einem Türmchen ist Klingsors Balkon.

Nahezu mittellos kommt Hesse im Mai 1919 hier an, die depressive Frau ist in einem Sanatorium, die Kinder bei Freunden verteilt, natürlich ist Hesse auch das Künstlermonster, er mietet vier Räume und ernährt sich von Kastanien, die er auf Spaziergängen findet. Wieder ein kompletter Neuanfang.

„Die heißen Tage, so lang sie waren, loderten weg wie brennende Fahnen.“ Virtuose Wortkaskaden, Gitarrenmusik aus dem Tal, ein schreiender Pfau, Blüten wie Mond und Elfenbein, Hesse stürzt sich in die Arbeit, in die rauschhafte Erzählung über den Maler Klingsor.

Hesse trinkt und malt und trinkt und schreibt. Und trinkt. Bacchantischer Sommer.

Eine neue Liebe, die junge Industrielientochter Ruth Wenger, die ihn in seiner Indien-Phantasie „Siddhartha“ zur Figur der Kurtisane Kamala inspiriert. Alle Sinne sind geöffnet für Wunder. Er heiratet erneut. Doch während Hesse sich einschwingt in diese großartige neue Passage, ermattet die Liebe, und die Frau reicht die Scheidung ein.

Schon vorher war eine neue beglückende Freundschaft in sein Leben getreten: Hugo Ball, der Dada-Künstler und Schriftsteller und Cabaret-Voltaire-Häuptling, war mit seiner Frau Emmy Hennings in die Nähe gezogen.



Freunde Mann, Hesse bei St. Moritz 1932 „Dankbares Entzücken“

Biograf Gunnar Decker nennt es die „vielleicht wichtigste Begegnung seines Lebens“. Beide verlieben sich in Hesse, und er sich in beide. Spießer sind anders. Ball, der verarmte Asket, ist auf dem Wege vom Bürgertum-Zertrümmerer zum Mönch. Er ist zum Katholizismus übergetreten und schreibt ein Buch über das byzantinische Christentum, das Hesse sympathisierend bespricht: „Diese Sprache ist sein Geheimnis.“ Eines, das „beständig das Wissen um die Unnennbarkeit in sich tönen hat“.

Doch das Rumoren beginnt erneut, Zeit für eine neue Lebensstufe. Auf den Höhenflug von „Klingsors letzter Sommer“ und dem Weisheitsmärchen „Siddhartha“ folgt nun, 1927, die schwärzeste aller Zerrissenheitsgeschichten, die des „Steppenwolf“. Hitler arbeitet in der Festungshaft an „Mein Kampf“, sein Deckname: „Wolf“. Und Hesse steigt hinab in die Schächte der Weltzerstörung, nach der Devise: Der Mörder sitzt in uns. Auch er lässt sich „Wolf“ nennen.

Harry Haller, die Hauptfigur, ist ein gescheiterter Intellektueller, dessen Weltverachtung nur von seiner Selbstverachtung übertroffen wird. Auch er ganz von heute. Er schließt einen Pakt mit sich: Er darf sich an seinem 50. Geburtstag umbringen. Eine Faust-Figur, angeödet vom kapitalistischen Betrieb, verzweifelt und rüdig in seiner Einsamkeit, sitzt er im blankgewienerten Stiegenhaus seiner Zimmerwirtin, ganz Schwellenfigur, und genießt die zufriedene Bürgerlichkeit, die ihm verschlossen bleibt.

Aus dem Dilemma führt ihn das „Magische Theater“, dessen Reklameläufer ihm den Traktat des Steppenwolfs überreicht: „Nur für Verrückte“. Er lernt die androgyne Hermine kennen, die ihn in die Genüsse der Nacht einführt. Sie bringt ihm den Foxtrott bei, der Saxophonist Pablo erklärt ihm, was Musik heißt. Harry Haller lernt von Goethe und den „Unsterblichen“: das absurde Gelächter.

In den vielen Verwandlungen des Magischen Theaters haben Timothy Leary, haben die Hippies psychedelisches Mate-

Schwarm der Mäzene

Künstler sammeln im Internet Geld, um ihre Projekte zu finanzieren: Crowdfunding könnte die Kulturlandschaft verwandeln.

Ein junger Bursche mit blonden, in die Stirn gekämmten Haaren steht vor einer Tafel und grinst in die Kamera. Er sieht aus wie ein kalifornischer Sonnyboy, der in letzter Zeit kaum in die Sonne kam. Und er grinst wie jemand, der glaubt, es besser zu wissen.

Das Spiel werde sich verändern, erklärt er in seinem gut dreiminütigen Video. Er meint das – angeblich – freie Spiel der Kräfte. Noch würden Konzerne, die „big players“, bestimmen, was die Menschen konsumieren. Doch die könnten sich befreien. Dann zeigt er viele bunte Mensch-ärgere-dich-nicht-Figuren, die sich bewegen, bis sie ein „C“ bilden: C wie Crowd. Oder Masse. Oder Schwarm.

Timon Birkhofer stammt aus Stuttgart und lebt in Nürnberg. Er ist 27 und dreht Image-Filme für Automobilkonzerne. Nun macht er Werbung in eigener Sache, er bereitet unter dem Titel „Capital C“ einen Dokumentarfilm über Crowdfunding vor, die Finanzierung von Produkten durch das Internet.

Sein Video hat er für Kickstarter gedreht, die weltweit erfolgreichste Internetplattform für Crowdfunding-Projekte. Kickstarter ist in New York ansässig, wurde 2008 gegründet und hat seither mit rund 175 Millionen Dollar über 20 000 Projekte finanziert: von Büchern, Filmen und Computerspielen bis hin zu Forschungsvorhaben.

80 000 Dollar wollte Birkhofer auf Kickstarter für seinen Film „Capital C“ sammeln. Anfang Juni, nach 58 Tagen, war das Ziel erreicht. Seine Crowd, 586 Unterstützer, gab sogar über 4000 Euro mehr. Nun fängt er an zu drehen.

Birkhofer will zeigen, was Crowdfunding ist, wie es funktioniert und wie es die Kulturlandschaft, vielleicht sogar die Marktwirtschaft, verändern kann. Er wird Wikipedia-Mitgründer Jimmy Wales treffen und Brian Fargo, der für sein Computerspiel „Wasteland 2“ über Crowdfunding knapp drei Millionen Dollar eingesammelt hat. Birkhofer will zeigen, was die Masse bewegen kann.

Das Prinzip des Crowdfunding ist nicht neu. Es geht auf das Subskriptionsmodell zurück, mit dem schon im 18. Jahrhundert Schriftsteller Bücher und Komposi-

rial erkannt. Ein Buch wie Jazz, mit seinen eingeschobenen Steppenwolf-Gedichten, dem Traktat, den verschiedenen Erzählern mit ihren Stimmen.

Thomas Mann verglich es mit dem „Ulysses“ von Joyce und schrieb, der „Steppenwolf“ habe ihn „wieder gelehrt, was Lesen heißt“. Er schlug seinen Freund für den Nobelpreis vor, jedes Mal aufs Neue. Mit dem Pazifismus des „Steppenwolfs“ werden die Vietnam-Kriegsverweigerer argumentieren. Das Buch wird aus mehreren Bibliotheken in den USA verbannt, weil es Drogenmissbrauch und sexuelle Perversionen verherrliche, in der DDR gilt es offiziell als „antigesellschaftlich“ – und wird von der Jugend verschlungen. Ein Epochenbuch, Weltliteratur.

Hesse, gerade 50 geworden, bringt sich nicht um, stattdessen liegt sein Freund

Als er 1946 den Nobelpreis erhält, erspart sich Hesse die Reise. Er ist des Trubels müde. Dichterisch ist er verstummt.

Nun verlegt er sich aufs Malen und aufs Briefeschreiben, 40 000 sind es im Laufe seines Lebens, er wird der Guru, der er nie sein wollte, er beantwortet Briefe von jungen Künstlern, von Soldaten, von verzweifelten Teenagern. Allen rät er das Gleiche: Hör auf dich selbst, nicht auf Programme. Hab Mut zum Eigensinn. Auch heute nicht der schlechteste Rat.

Im Museo Hermann Hesse in Montagnola, gleich neben der Casa Camuzzi, gibt es einen schönen stillen Garten, der von einer Schildkröte bewohnt wird. Sie heißt Knulp, nach Hesses Außenseiterfigur. „Ein anderer Name ist mir für sie nicht eingefallen“, sagte die Dörflerin, die sie vorbeibrachte. Die Schildkröte sei, so berichtete die Frau, eine von vieren gewesen, doch die anderen hätten sie ständig gebissen und gemobbt. Hier im Garten, in der Nachbarschaft zu Hesse, lebt sie auf.

Im ersten Stock steht Hesses Schreibmaschine, eine Smith Premier Typewriter No. 4 mit hochstehenden elfenbeinfarbenen Tasten. Auf ihr wird er sie getippt haben, die „Stufen“ aus der Zeit des „Glasperlenspiels“. Sie erzählen Hesse in 22 Zeilen.

„Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde / Uns neuen Räumen jung entgegenschend, / Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ... / Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“

Am Morgen des 9. August 1962 stirbt Hermann Hesse im Schlaf. Ein kleines Blutrinnsal im Mundwinkel. Auf dem Bett sollen die „Bekanntnisse“ des Augustinus gelegen haben.

Reglos stehen die Zypressen in der Mittagsglut des Friedhofs von Sant'Abbondio. Hier ist er begraben, der Knulp, der Außenseiter, der Narziss, der Steppenwolf, der Weltdichter – nur einige Meter vom noch kleineren, noch unscheinbareren Grab von Hugo Ball.

Hier stört sie keiner mehr.

Doch sie, so möchte man hoffen, verstören weiter.



Hesse-Museum in Montagnola: Eine Schildkröte namens Knulp

Hugo Ball mit Magenkrebs im Sterben. Bewegt nimmt Hesse Abschied und betritt mit „Narziß und Goldmund“ eine neue Stufe. Diesmal aus der Moderne ins Mittelalter, eine wunderbare „education sentimentale“, diese Geschichte einer Freundschaft. Der Mönch Narziß bleibt im Kloster, und sein Schüler Goldmund geht in die Welt, sein Weg führt durch die Betten schöner Burgfräulein, durch Pestlandschaften, Hunger und Gefahr und fiebernde Künstlerversionen, bis er wieder im Kloster endet. Beide Wege führen zur gleichen Einsicht.

Danach zieht der Dichter in seine letzte Bleibe, ein paar hundert Meter weiter, in die Casa Rossa, mit seiner dritten Frau Ninon Dolbin. Bereits im selben Jahr beginnen die Arbeiten an seinem Opus magnum „Das Glasperlenspiel“, der Fiktion der Ordensprovinz Kastalien.

Es ist eine leicht fade Welt des Geistes, mit der sich Hesse da zwölf Jahre lang abmüht. Er dichtet sich auch gegen die Barbarei ab. In jenen Jahren finden sich die bei ihm ein, die der Terror aus Deutschland vertreibt, zunächst Thomas Mann, der während einer Auslandsreise vom Reichstagsbrand erfährt, dann kommen Brecht, Weiss und andere.



Video: Matthias Matussek über Hermann Hesses „Steppenwolf“

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app322012hesse



Filmemacher Birkhofer, Science-Fiction-Parodie „Iron Sky“: „Das Spiel wird sich verändern“

ten Konzerte finanzierten. Wolfgang Amadeus Mozart etwa verkaufte Eintrittskarten für kommende Konzerte zu ermäßigten Preisen.

Auf Plattformen wie Kickstarter können Erfinder, Künstler oder Wissenschaftler ihre Projekte vorstellen. Sie legen eine Zielsumme und einen Finanzierungszeitraum fest, dann werben sie mit einem Video auf der Plattform um Unterstützung. Ist die angepeilte Summe erreicht, wird sie an die Initiatoren ausgezahlt; sonst geht das Geld an die Unterstützer zurück.

Die Geldgeber bekommen Sachwerte, bei Filmen etwa eine DVD. Auch eine Nennung im Abspann kann man sich erkaufen. Birkhofer legte den höchsten Förderbetrag bei seiner Crowdfunding-Dokumentation auf 7500 Dollar fest. Wer so viel Geld gibt, wird vom Team des Films persönlich zu Hause besucht.

„Hierzulande tun sich die Menschen noch etwas schwer, ihr Portemonnaie zu öffnen, gerade wenn es um Kultur geht“, sagt Denis Bartelt, 35, Mitbegründer der deutschen Crowdfunding-Plattform Startnext. „Die meisten Deutschen denken: Ist das nicht die Aufgabe des Staates?“

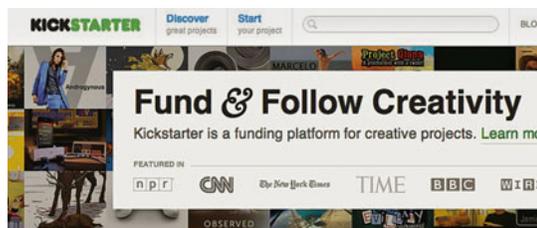
In Deutschland fließen jedes Jahr ungefähr neun Milliarden Euro Staatsgelder in die Kulturförderung. In den Vereinigten Staaten sind es dagegen nur rund 150 Millionen Dollar – auf die gleiche Summe könnte Kickstarter 2012 allein kommen.

Nun steigt auch in Deutschland die Bereitschaft, auf Internetplattformen Geld in Filme zu stecken: Die Produzenten des Sexfilms „Hotel Desire“ nahmen 170 000 Euro ein; in die Science-Fiction-Parodie „Iron Sky“ über eine Nazi-Invasion aus dem All steckten Kleininvestoren rund 800 000 Euro; für den „Stromberg“-Film, der auf der TV-Serie mit Christoph Maria Herbst basiert, kam eine Million zusammen – in nur gut einer Woche.

Die Produzenten dieser Filme boten Internetinvestoren einen zusätzlichen Anreiz: Gewinnbeteiligungen. Dennoch gelang es den „Iron Sky“- und „Stromberg“-Machern wohl nur deshalb, so viel Geld einzutreiben, weil sie sich auf eine Fangemeinde stützen konnten. „Stromberg“

läuft als Serie seit 2004 erfolgreich auf ProSieben, der „Iron Sky“-Regisseur Timo Vuorensola dreht seit Mitte der neunziger Jahre Science-Fiction-Parodien, die er unter dem Serientitel „Star Wreck“ kostenlos ins Internet stellt. Sie fanden mehrere Millionen Zuschauer. Als der Regisseur sein erstes Kinoprojekt „Iron Sky“ vorstellte, konnte er viele tausend Fans über das Internet persönlich kontaktieren, erzählt Oliver Damian, 43, deutscher Co-Produzent des Films.

Die Fans schickten daraufhin Drehbuchideen und Entwürfe für die Raumschiffe der Nazis, die „Reichsflugscheiben“. Einige der Fans waren Computerspezialisten, die schon bei anderen Filmen an visuellen Effekten mitgearbeitet hatten. Mit Billigflügen wurden sie ins



Internetseite der Crowdfunding-Plattform Kickstarter „Nicht der einfachste Weg, aber der spannendste“

finnische Tampere verfrachtet und dort „in einen großen Raum gesteckt, in dem nur Computer standen“, erzählt Damian. „Im Nu versank alles in Zigarettenqualm.“

Die Produzenten stellten mehrere Mitarbeiter ein, um die Fans ständig über den Fortgang des Projekts auf dem Laufenden zu halten, Tausende „Iron Sky“-T-Shirts mussten in die Welt verschickt werden, die Planung der Premieren war extrem schwierig, weil sehr viele Fans einen Anspruch auf ein Ticket erworben hatten. „Der Aufwand“, so Damian, „war immens.“

Wer keine große Fangemeinde hinter sich hat, ist erst mal mit dem Crowdfunding beschäftigt. Das gilt für die meisten derjenigen, die ihre Projekte über Internetplattformen finanzieren wollen.

Die Berliner Filmemacherin Nana Rebhan, 33, steht Sonntagnachmittag mit ei-

nem fast zwei Meter hohen, selbstgebastelten Rollkoffer am Berliner Mauerpark. „Ick hab keen Bock uff die alle!“ steht auf dem Koffer. Rebhan plant einen Dokumentarfilm über den Hauptstadttourismus: „Welcome, Goodbye!“ Über Startnext will sie 10 000 Euro einsammeln.

Wer die Masse sucht, der findet sie hier. Jeden Sonntag strömen Tausende Touristen zum Trödelmarkt. Rebhan hat 15 000 Flyer drucken lassen. „Werde Filmproduzent – ab 5 Euro!“ steht darauf. Freunde helfen ihr, die Zettel unter Volk zu bringen, einer springt im rosa Affenkostüm über den Bürgersteig.

Berlin verbucht derzeit zweistellige Zuwachsraten bei den Besucherzahlen, doch gleichzeitig wächst in der Bevölkerung der Unmut, auch weil immer mehr Miet-

wohnungen in Ferienwohnungen umgewandelt werden. Manche Kreuzberger rufen schon zum „Touristen-Bashing“ auf.

Rebhan will alle Seiten zu Wort kommen lassen, und möglicherweise ist das der Grund, warum ihr Crowdfunding etwas schleppend verlief. „Polarisieren hilft“, sagt Startnext-Gründer Bartelt. „Du brauchst eine klare Botschaft, die sich wie ein Virus verbreitet.“

„Crowdfunding ist nicht der einfachste Weg, einen Film zu finanzieren“, meint Birkhofer, „aber der spannendste.“ Denn es sei auch eine Möglichkeit, die Marktchancen seines Projekts zu testen. Wären die 80 000 Dollar, die er für „Capital C“ einsammeln wollte und die etwa ein Fünftel seines Gesamtbudgets ausmachen, nicht erreicht worden, hätte er den Film abgesagt. Dann wäre ihm das Interesse zu gering gewesen.

Knapp 60 Prozent der Projekte, die auf deutschen Plattformen vorgestellt werden, verfehlen ihr Finanzierungsziel – oft sehr deutlich. Das Scheitern sei vor allem für Künstler schwer zu verkraften, sagt Bartelt. Es ist schmerzhafter, von der Masse abgelehnt zu werden als von einem Fördergremium. „Die Crowd ist knallhart“, sagt er. „Das muss man wissen.“

LARS-OLAV BEIER

AUTOREN

Der Tod und das Geld

Der schwedische Schriftsteller Stieg Larsson wurde erst nach seinem Ableben 2004 weltberühmt. Seine langjährige Freundin kämpft um ihren Anteil am Erbe der Millenniums-Trilogie.

Eva Gabrielsson wartet schon auf einer Parkbank im Sonnenschein, eine nicht mehr ganz junge Frau mit Vorliebe für Schwarz, milde und stolz, zugewandt und scheu. Sie verstaubt ihr Buch in der Tasche und schlägt vor, einen Spaziergang zu machen. Sie will ein Haus zeigen, das auf dem Hügel am Ende der Promenade steht. Von dort oben gibt es einen wunderbaren Blick über die Ostsee und auf die anderen Inseln, aus denen Stockholm besteht. Dort oben, sagt Eva Gabrielsson und zeigt auf das mächtige Haus, habe Lisbeth Salander gewohnt.

Lisbeth Salander hat sich in diesem Haus unter falschem Namen eine riesige Wohnung gekauft. Sie hat sich dort versteckt, an einem Ort, an dem sie sicher war vor dieser mörderischen Sekte im schwedischen Geheimdienst, die sie töten oder zumindest in die Psychiatrie stecken wollte.

Gabrielsson erzählt, wie Lisbeth Salander eines Tages einfach auftauchte in ihrem Leben und Besitz davon nahm. Sie bewundert Salander für ihr unbezwingbares Wesen, für das Recht, das sie sich herausnimmt, um das Unrecht zu löschen, das ihr angetan worden ist.

Das Haus auf dem Hügel gibt es wirklich, Lisbeth Salander aber ist eine Romanfigur, ein Einfall von Stieg Larsson, ein genialer Einfall, eine Hackerin mit fotografischem Gedächtnis und ohne Bedürfnis nach anderen Menschen. Diese junge, anarchische Frau ist die Heldin in Larssons Millennium-Trilogie, in der sie sich mit Geheimdienstagenten, Polizisten, ihrem Vater und Halbbruder auf den Tod bekämpft. Und Lisbeth Salander hat das Leben von Stieg Larsson und Eva Gabrielsson auf den Kopf gestellt.

Gabrielsson muss jetzt eine Zigarette rauchen. 32 Jahre lang hat sie mit Larsson zusammengelebt. Sie sind gemeinsam aus der Provinz hoch oben im Norden nach



Autor Larsson 2004, Larsson-Heldin Salander im Film*, Hinterbliebene Gabrielsson: „Als ich ihn verlor,

Stockholm gegangen. Larsson war ein mächtig erfolgreicher Journalist, der irgendwann begann, einen Kriminalroman zu schreiben. Er erfand ein paar Figuren, die ihm allzu brav erschienen, die meisten entstammten seinem Milieu und waren wenig mehr als die Verlängerung seines Lebens. Salander aber war seine Eingebung, das Produkt seiner Phantasie, und so wurde sie die Dritte im Bunde.

Wenn Larsson ein Kapitel für gelungen hielt, gab er es Gabrielsson zu lesen. Mehr und mehr war er überzeugt von seinem Krimi, er sagte, er habe zehn Bücher im Kopf über Salander und den Wahnsinn, der ihr widerfährt. Dann kam der Tod, vor knapp acht Jahren, der Aufzug streikte, Larsson musste die 197 Stufen

* Noomi Rapace in „Verdamnis“, 2009.



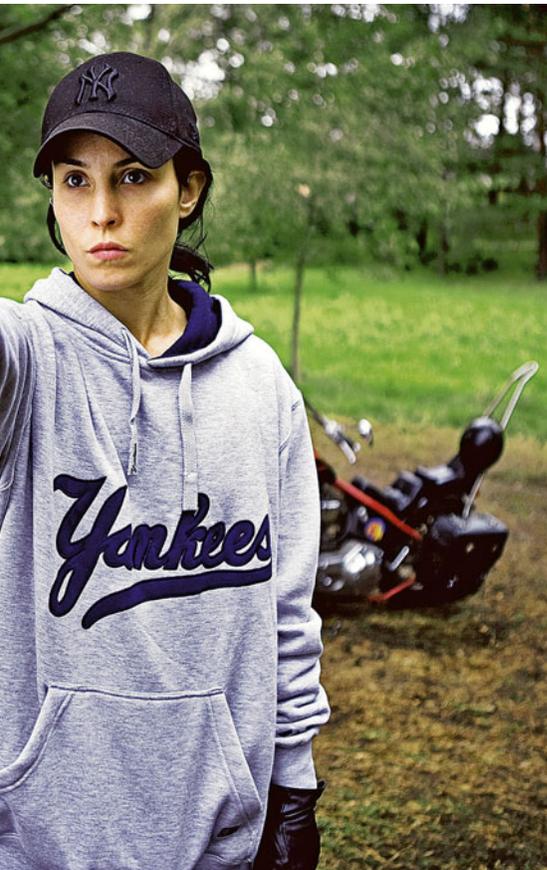
zu seinem Büro hochlaufen, oben angekommen, erlitt er einen Herzinfarkt, er war gerade 50 geworden.

Kurz vorher hatte er beim Norstedts Verlag den dritten Band der Trilogie abgegeben, noch war kein einziges Buch gedruckt. Inzwischen hat sich die Millennium-Trilogie 63 Millionen Mal verkauft.

Der Tod hat eine gewaltige Kraft. Wahrscheinlich konnte es gar nicht ausbleiben, dass sich diese kleine Welt im kleinen Schweden, in der sich Eva, Stieg, deren Freunde und dazu Stiegs Familie seit vielen Jahren bewegten, in einem gewaltigen Knall unterging. Die Explosion ereignete sich nicht gleich, sondern erst, als aus der Millennium-Trilogie ein Welt-erfolg wurde. Was der Tod und die Millionen angerichtet haben, beschreibt Eva

Gabrielsson in einem Buch, das nächste Woche auf Deutsch erscheint*.

Es beruht auf ihren Tagebuchaufzeichnungen nach Larssons Tod. Sie war an diesem 9. November 2004 in Falun. Als sie im Krankenhaus ankam, war es schon zu spät. Dieser Tod ohne Abschied warf sie für lange Zeit aus der Bahn. Sie begab sich in psychologische Behandlung. Ihr Buch gibt das Ringen um Halt wieder, das sind bewegende Passagen, aber Gabrielsson bezweckt mehr mit diesem Buch. Sie habe erkunden wollen, was in dieser Zeit eigentlich passiert sei, sagt sie, und fortan



KNUT KONJISTO / YELLOW BIRD PICTURES

Wer aber nicht verheiratet ist, der erbt nach schwedischem Recht nichts vom Verstorbenen, egal, wie lange ein Paar zusammenlebte. Blut geht vor Liebe, es sei denn, es liegt ein Testament vor, doch Stieg Larsson hatte keines verfasst. Deshalb gingen die rasant ansteigenden Erlöse aus dem Verkauf der Bücher und der Filmrechte an zwei leibliche Verwandte, an Larssons Vater Erland (die Mutter Vivianne lebt nicht mehr) und an den kleinen Bruder Joakim. „Das Geld fiel uns zu, wir haben nicht darum gebeten“, sagt Vater Larsson, 76. Sie hätten das

Eva-Lager mit einer eigenen Website (www.supporteva.com) und das (meist männliche) Larsson-Lager (www.moggliden.com).

Der Erbstreit wird in aller Öffentlichkeit ausgetragen. Der Höhepunkt war erreicht, als Eva Gabrielsson und Joakim Larsson im schwedischen Fernsehen ihre Sicht der Dinge ausbreiten durften. Die Witwe beschwor die höhere Gerechtigkeit, das Geld habe die beiden Larssons gierig gemacht, gab sie zu verstehen. Joakim Larsson verteidigte sein Recht auf das Erbe und wirkte in seiner Bescheidenheit sympathisch.

Das Leben der Larssons in Umea hat sich nach außen hin kaum verändert, keine neuen Häuser, keine teuren Autos. Sie haben eine Stiftung gegründet und unterstützen Projekte, die zu Stieg Larsson passen. Sie haben Gabrielsson auch mehrmals einen Teil des Vermögens und einen Sitz im Beirat der Stiftung angeboten, aber sie ließ sich nicht auf einen Kompromiss ein.

Fast acht Jahre sind seit Stieg Larssons Tod vergangen, genügend Zeit, um den Krieg beizulegen, könnte man meinen. Nein, sagt Gabrielsson, 58, da sei kein Frieden in Sicht, keine Brücke, auch kein Vermittler. Mit dem Tod und dem Geld sei es ja so, dass sie den wahren Charakter der Menschen zum Vorschein brächten. Im Buch erzählt sie, was sie meint: Eines Tages habe ihr Stiegs Bruder vorgeschlagen, sie möge doch seinen Vater heiraten, damit sie in den Genuss des Millennium-Goldschatzes kommen könne. Eine Scheinehe, habe er schnell hinzugefügt.

Joakim Larsson, 55, sagt, das sei ein Witz gewesen, ein Versuch, die Spannung in einer



ROGER SCHIEDERIN / DER SPIEGEL

„habe ich einen großen Teil meiner selbst verloren“

fallen immer öfter, mit leiser Stimme, ein paar Donnerworte, die keinen Einwand dulden: Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschenrechte, Kernwerte.

Eva Gabrielsson und Stieg Larsson waren nicht nur ein Paar, sondern eine linke Kampfgemeinschaft. Zuerst waren sie bei den Maoisten, dann bei den Trotzisten, sie kritisierten den schwedischen Wohlfahrtsstaat von links. Sie arbeitete als Architektin und er bei einer Nachrichtenagentur.

Sie schlugen sich so durch, sie hatten keine Kinder. Sie waren antibürgerlich wie so viele Schweden ihrer Generation. In diesen Kreisen war man vielleicht monogam, heiratete aber nicht.

* Eva Gabrielsson: „Versprechen. Stieg Larsson und ich“. Heyne-Verlag, München; 192 Seiten; 8,99 Euro.

Erbe ablehnen können, aber das wollten sie auch nicht.

Vater und Sohn leben noch immer im Norden Schwedens, in einer Stadt namens Umea. Gelegentlich besuchte der Vater seinen Sohn in Stockholm und redete ihm zu, endlich zu heiraten, aber der lachte nur. Die Brüder Stieg und Joakim waren einander nicht nahe und sahen sich selten.

Nach dem Tod und dem Millionen-erfolg unterhielt sich die Witwe, die keine sein darf, mit Vater und Sohn Larsson noch darüber, was nun werden sollte. Eine Einigung schien möglich zu sein. Doch dann übernahmen Anwälte den Fall, und so entstand ein Erbfolgekrieg, an dem die Stieg-Larsson-Fangemeinde ausgiebig Anteil nimmt.

Mittlerweile haben sich in Schweden zwei Lager gebildet: das (meist weibliche)

schwierigen Sitzung mit den Anwälten aufzulockern.

Gabrielsson argumentiert, es gehe ihr gar nicht um das viele Geld, sondern um das moralische Erbe. Sie wisse ja am besten, wer Stieg Larsson wirklich gewesen sei und was er mit seinen Büchern bezweckt habe. Wenn sie schon materiell vom Erbe ausgeschlossen bleibt, möchte sie wenigstens die Deutungshoheit behalten.

Sie sagt, sie finde es seltsam, dass sie Stieg Larsson nun mit Millionen Lesern teilen soll, die sich vom Schriftsteller Larsson ein Bild machen, das mit Stieg, ihrem Seelenverwandten, wenig zu tun hat. Die Leser sehen in ihm den Erfinder einer phantastischen Geschichte voller schrecklicher Morde und verkommener Menschen, die immer wieder in Lisbeth Sa-

landers Lebensgeschichte mündet. Alles andere, die rechte Verschwörung der Geheimdienstleute, die Flut an Prostitution und Korruption, bildet nur den grellen Hintergrund zur Handlung. Krimis sind Unterhaltung, da siegt das Gute über das Böse, und damit hat es sich.

Gabrielsson sagt, dem wahren Stieg Larsson sei es im Leben wie im Buch um das Unrecht in der Gesellschaft gegangen, um die Wahrheit zwischen den Menschen, um die Aufklärung von Verbrechen, die Männer an Frauen begehen.

Alle drei Bücher sollten ursprünglich den Titel tragen „Männer, die Frauen hassen“, ein Wunsch des Autors, den ihm sein Verlag Norstedts nicht erfüllte.

Denn Larssons Hauptfigur Lisbeth Salander ist kein Opfer.

Sie ist eine wütende Frau, eine Kriegerin, die mit der gleichen Brutalität zurückschlägt, die sie ertragen musste. Sie ist kein Opfer, sondern eine Täterin, eine ins Mythische überhöhte Figur in einer düsteren Welt.

Wer also war Stieg Larsson? Was wollte er? Und hat er seine Bücher überhaupt selbst geschrieben? Es sind eine Menge Legenden entstanden in den Jahren seit seinem Tod, und Eva Gabrielsson hat einiges dazu beigetragen.

Der wirkliche Stieg Larsson war als Journalist kein großer Schreiber. Ihm hing der Ruf an, er könne gar nicht schreiben, und das war die Wunde seines Lebens. 20 Jahre lang arbeitete er im Layout bei einer Presseagentur. Er stattete Artikel, die andere geschrieben hatten, mit Grafiken, Balken und ähnlichem Beiwerk aus.

Nebenbei schrieb er Sammelrezensionen über neue Krimis oder neue Science-Fiction-Bücher, aber das war die Ausnahme. Als er zu den schreibenden Redakteuren in der Agentur wechseln wollte, sagte ihm sein Chef, das gehe nicht, das Schreiben sei ja nun einmal nicht sein Ding.

Später gehörte er zu den Gründern von „Expo“, einem kleinen linken Blatt, das sich dem Kampf gegen den Rechtsextremismus widmete. Larssons Stärke war die Recherche, sein Wissen über Neonazis in Skandinavien enzyklopädisch. Und dieser Stieg Larsson sollte diese vielschichtige, sensationell erfolgreiche Trilogie verfasst haben?

Als er tot war und der Erfolg hereinbrach, gaben einige



Paar Gabrielsson, Larsson um 1990: Links und antibürgerlich

Freunde von Larsson Interviews, andere schrieben Bücher, die literarischen Qualitäten Larssons waren ihnen neu, sie fragten nach dem wahren Autor, und einige von ihnen vermuteten Gabrielsson dahinter. Sie war Co-Autorin mehrerer Bücher über Stadtplanung und galt als die intellektuell Stärkere der beiden.

Als bald gab auch sie Interviews, die Aufsehen erregten. Nie behauptete sie direkt, sie habe die Bücher geschrieben oder an ihnen wesentlich mitgeschrieben, aber sie erging sich in kunstreichen Andeutungen über ihren gar nicht so geringen Anteil daran. Das klang nach Ghostwriterin.

Heute sind Gabrielsson diese Interviews peinlich. Sie sagt, dass sie mit Stieg andauernd über den Fortgang des Buchprojekts gesprochen habe. Überhaupt sei-

en sie einander so nahe gewesen, dass sie manchmal nicht gewusst habe, ob ein neuer Gedanke zuerst von ihr oder von ihm geäußert worden war. Nach Larssons Tod habe sie Notizen für andere Projekte gefunden, die sie für seine gehalten habe, unter denen dann aber ihr Name stand.

Gabrielsson fällt das Ringen um Deutung schwer, weil es auch ein Ringen ums Weiterleben ist. In ihrem Buch schreibt sie über Larssons Tod: „Als ich ihn verlor, habe ich einen großen Teil meiner selbst verloren.“

Die Verzweiflung bekämpfte sie mit einem merkwürdigen Ritual, das sie in ihrem Buch beschreibt. Sie hatte es in der „Edda“ gefunden, der altnordischen Epensammlung. Dort wird ein Fluch beschrieben, ein „Nid“, den man seinen Feinden entgegenschleudert. Dazu wurde ein Schandpfahl in den Boden gerammt, auf den ein Pferdekopf gespießt war, der in die Richtung des Todfeindes zeigte.

In einer Silvesternacht zog Gabrielsson mit Freunden auf die Landspitze von Reinersholme und las bei Fackelschein einen selbstverfassten, langen Nid gegen die „Schlechten, Hinterhältigen und Feigen“: „Ihr, die ihr euch über die anderen erhebt, ihr, die ihr sie in Unglück und Tod führt.“

Stieg Larsson hatte vor, zehn Bücher über Salanders Abenteuer zu schreiben. Als er zusammenbrach in seinem Büro, trug er seinen Laptop im Rucksack. Es gibt immer noch viele Gerüchte um diesen Laptop, er ist berühmt geworden, weil dort auf der Festplatte der fast fertige vierte Band sein soll, an dem Larsson die letzten Wochen seines Lebens gearbeitet hatte.

Der Laptop kam mit ins Krankenhaus, Gabrielsson soll ihn auch in ihren Händen gehabt haben.

Und wo ist er jetzt? Eva Gabrielsson sagt, dass sie sich dazu nicht äußern will.

In ihrem Buch schreibt sie, der vierte Band werde „Die Rache Gottes“ heißen, und Salander befreie sich darin von ihren Feinden und Gespenstern. 200 Seiten habe Stieg Larsson hinterlassen. Gabrielsson schreibt auch, sie sei imstande, das Buch zu Ende zu schreiben.

Und?

Ach nein, sagt Eva Gabrielsson zum Abschied, sie hat es sich anders überlegt. „Stieg ist tot. Es gibt drei Bücher. Dabei sollten wir es belassen.“

Das wäre gut so.

GERHARD SPÖRL



Erben Joakim, Erland Larsson: „Das Geld fiel uns zu“

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro

- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec**
Bretonische Verhältnisse
Kiepenheuer & Witsch; 14,99 Euro

- 3 (4) **George R. R. Martin**
Ein Tanz mit Drachen – Das Lied von Eis und Feuer 10 Penhaligon; 16 Euro

- 4 (3) **Rachel Joyce**
Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry Krüger; 18,99 Euro

- 5 (13) **Michael Hjorth / Hans Rosenfeldt**
Die Frauen, die er kannte
Rowohlt Polaris; 14,95 Eur

- 6 (7) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn Oetinger; 18,95 Euro

- 7 (6) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele Oetinger; 17,90 Euro

- 8 (5) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe Oetinger; 17,95 Euro

- 9 (8) **Jussi Adler-Olsen**
Das Alphabethaus dtv; 15,90 Euro

- 10 (9) **Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt dtv; 14,90 Euro

- 11 (16) **Paul Auster**
Sunset Park Rowohlt; 19,95 Euro

- 12 (18) **Max Bentow**
Die Puppenmacherin Page & Turner; 14,99 Euro

- 13 (10) **Donna Leon**
Reiches Erbe Diogenes; 22,90 Euro

- 14 (15) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung dtv; 14,90 Euro

- 15 (14) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung dtv; 14,90 Euro

- 16 (–) **Martin Suter**
Abschalten Diogenes; 14,90 Euro



Amüsante Geschichten über Chefs, die sich für unentbehrlich halten

- 17 (–) **Ingrid Noll**
Über Bord Diogenes; 21,90 Euro

- 18 (–) **Henning Mankell**
Erinnerung an einen schmutzigen Engel Zsolnay; 21,90 Euro

- 19 (17) **C. C. Hunter**
Shadow Falls Camp – Geboren um Mitternacht FJB; 14,99 Euro

- 20 (12) **Elisabeth Kabatek**
Spätzleblues Droemer; 12,99 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro

- 2 (2) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde
Hanser Berlin; 14,90 Euro

- 3 (3) **Daniel Kahneman**
Schnelles Denken, langsames Denken Siedler; 26,99 Euro

- 4 (6) **Steffen Möller**
Expedition zu den Polen
Malik; 14,99 Euro

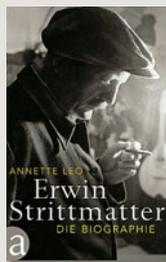
- 5 (5) **Adam Zamoyski**
1812 – Napoleons Feldzug in Russland C. H. Beck; 29,95 Euro

- 6 (4) **Thilo Sarrazin**
Europa braucht den Euro nicht
DVA; 22,99 Euro

- 7 (7) **David Graeber**
Schulden – Die ersten 5000 Jahre
Klett-Cotta; 26,95 Euro

- 8 (8) **Hans-Ulrich Grimm**
Vom Verzehr wird abgeraten
Droemer; 18 Euro

- 9 (–) **Annette Leo**
Erwin Strittmatter
Aufbau; 24,99 Euro



Der Moralist und seine dunkle Vergangenheit: die Biografie eines widersprüchlichen Autors aus Deutschlands Osten

- 10 (9) **Joachim Gauck**
Freiheit Kösel; 10 Euro

- 11 (10) **Norbert Robers**
Joachim Gauck – Vom Pastor zum Präsidenten – Die Biografie
Koehler & Amelang; 19,90 Euro

- 12 (15) **Samuel Koch / Christoph Fasel**
Zwei Leben Adeo; 17,99 Euro

- 13 (11) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles
Bastei Lübbe; 12,99 Euro

- 14 (12) **Joe Bausch**
Knast Ullstein; 19,99 Euro

- 15 (13) **Stephen Greenblatt**
Die Wende – Wie die Renaissance begann Siedler; 24,99 Euro

- 16 (17) **Thomas Kistner**
Fifa-Mafia
Droemer; 19,99 Euro

- 17 (18) **Walter Isaacson**
Steve Jobs C. Bertelsmann; 24,99 Euro

- 18 (–) **Gunter Frank**
Schlechte Medizin – Ein Wutbuch
Knaus; 16,99 Euro

- 19 (–) **Gian Domenico Borasio**
Über das Sterben C. H. Beck; 17,95 Euro

- 20 (–) **Rhonda Byrne**
The Secret – Das Geheimnis
Arkana; 16,95 Euro

AFFÄREN

„Mein letztes Interview“

Der russische Bassbariton Jewgenij Nikitin über das Hakenkreuz-Tattoo auf seiner Brust, die Flucht aus Bayreuth und seinen Zorn auf deutsche Journalisten



PICTURE ALLIANCE / DPA

Schlagzeuger Nikitin 2008

Nikitin, 38, sollte zur Eröffnung der Bayreuther Festspiele am 25. Juli die Titelrolle in Richard Wagners Oper „Der Fliegende Holländer“ singen. Einige Tage zuvor war durch einen ZDF-Beitrag bekannt geworden, dass sich der Sänger in seiner Jugend als Schlagzeuger einer Heavy-Metal-Band ein Hakenkreuz auf die Brust hatte tätowieren lassen. Nach einem Gespräch mit den Intendantinnen der Festspiele, Katharina Wagner und Eva Wagner-Pasquier, war Nikitin noch vor der Generalprobe aus Bayreuth abgereist.

SPIEGEL: Herr Nikitin, wie kam es dazu, dass Sie Bayreuth Hals über Kopf verlassen haben?

Nikitin: Mein Fehler war, dass ich mich zu oft mit Journalisten getroffen habe. Sie haben mich betrachtet wie ein Insekt unter der Lupe. Das hat mich aufgebracht. Dann hat jemand schlicht den besten Zeitpunkt abgepasst, den späten Abend vor der Generalprobe, und im Fernsehen ein Riesentheater aus meiner alten Tätowierung gemacht. Zeit für Erklärungen blieb mir da nicht mehr. Wir mussten uns schnell entscheiden, und so beschlossen wir, uns zu trennen.

SPIEGEL: Hat man Sie gedrängt?

Nikitin: Niemand hat mich zu irgendetwas gezwungen. Wir, die Intendant und ich, haben gemeinsam die einzig richtige Entscheidung getroffen. Nach all den Unterstellungen war es unmöglich, auf die Bühne zu treten.

SPIEGEL: War Ihnen Bayreuths Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus bekannt? Wussten Sie vor Ihrem Engagement, dass Wagner Antisemit und Hitler Dauergast am Grünen Hügel war?

Nikitin: Aber sicher kenne ich die Geschichte Bayreuths und Wagners persönliche Ansichten. Aber das hält Menschen

überall in der Welt nicht davon ab, seine Musik zu hören.

SPIEGEL: Sie behaupten nun in einer Presseerklärung, das Tattoo habe kein Hakenkreuz dargestellt. Was soll es sonst sein?

Nikitin: Ein Tattoo zu stechen ist ein langwieriger, schmerzhafter Prozess. Tattoos, die größere Teile der Haut bedecken, macht man in Teilschritten, so auch meins. Die Arbeitsetappe, die auf den Aufnahmen von 2008 zu erkennen ist und die das ZDF verwendet hat, war nur der Anfang. Auf dem Video sieht es so aus: dicke, breite Linien, in denen man ein Hakenkreuz zu erkennen glaubt. Inzwischen sieht es aus wie ein achtstrahliger Stern, so wie ich es immer wollte.

SPIEGEL: Das ist doch eine nachträgliche Schutzbehauptung.

Nikitin: Sie können mir glauben: Der Tatsache, dass die Konturen des Tattoos im Anfangsstadium einem Hakenkreuz ähneln, habe ich keinerlei Bedeutung beigemessen.

SPIEGEL: Warum geben Sie nicht einfach zu, dass es eine Jugendsünde war?



OLIVER MARK / AGENTUR FOCUS

Sänger Nikitin: „Wie ein Insekt unter der Lupe“

Nikitin: Mir ist es egal, ob mir jemand glaubt. Ich habe dem nichts hinzuzufügen.

SPIEGEL: Wenn das alles angeblich nur ein Missverständnis war, warum haben Sie das alles nicht sofort geklärt, statt Bayreuth zu verlassen?

Nikitin: Bevor man diesen Unflat über mich zu verbreiten begann, hätte man mal mit mir reden sollen, statt das alte Filmmaterial zu verwenden. Vielleicht hätte ich ja etwas Interessantes zu erzählen gehabt. Ich habe den Wagners erklärt, dass meine Tattoos 2008 noch nicht fertig waren. Die Wahrheit aber wollte in dem Moment des Ekklats niemand hören.

SPIEGEL: Sie haben gesagt, ein Misserfolg in Bayreuth werde sie vernichten. Geben Sie Ihre Karriere nun auf?

Nikitin: Der Death-Metal-Sänger Glen Benton hat auch mal versprochen, sich mit 33 das Leben zu nehmen, ist aber bis heute lebendig.

SPIEGEL: War Ihnen nicht klar, dass man in Deutschland sensibel auf Anspielungen auf die Nazi-Zeit reagieren würde?

Nikitin: Schauen Sie sich das Logo der US-Band KISS an. Die macht schon seit 40 Jahren Geschäfte mit dem Emblem der SS. Fragen bezüglich nationalsozialistischer Symbolik also bitte erst an deren Adresse und danach an mich. Verglichen mit denen bin ich ein Waisenknabe.

SPIEGEL: Sie waren Schlagzeuger einer Heavy-Metal-Band. Wie kommt ein Rocker zur Oper?

Nikitin: In der Jugend haben alle Rockmusik gespielt, es war die beste Möglichkeit, die Zeit totzuschlagen. Das Schicksal

wollte es so, dass ich eine klassische Musikausbildung genießen konnte. Die Chance, die sich mir bot, habe ich genutzt. Damit bin ich zufrieden.

SPIEGEL: Ist die Bayreuth-Absage für Sie mit finanziellen Einbußen verbunden?

Nikitin: Ich bitte Sie! Das ist doch eine ganz alltägliche Situation: Ein Sänger sagt einen Auftritt ab, na und? Der eine wird krank, der nächste hat Familienprobleme oder sein geliebter Hund ist krepirt. Alles Geld der Welt kann man sowieso nicht verdienen.

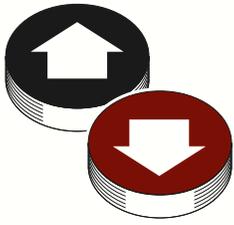
SPIEGEL: Gibt es weitere Absagen nach dem Skandal?

Nikitin: Es gab bislang weder Absagen noch neue Angebote. Ich bin aber für jeden Lauf der Dinge gewappnet.

SPIEGEL: Was haben Sie aus der Affäre gelernt?

Nikitin: Ich werde meine Kontakte mit Journalisten auf ein Minimum reduzieren. Der SPIEGEL ist das letzte Blatt, mit dem ich spreche.

INTERVIEW: BENJAMIN BIDDER,
JOACHIM KRONSEIN



Wen die Götter strafen

FILMKRITIK: Ridley Scotts „Prometheus“ soll ein ganz besonders schlauer Blockbuster-Film sein.

Als Ridley Scott gefragt wurde, warum es in seinem neuen Film gehe, sagte er einfach nur: „Um alles“. Man könnte sagen, dass er damit ziemlich untertrieben hat.

Sein Film „Prometheus“ spielt im Jahre 2089 und erzählt von zwei Archäologen (Noomi Rapace und Logan Marshall-Green), die glauben, in Höhlenzeichnungen eine Botschaft von Außerirdischen zu erkennen. Eine Einladung an die Menschheit sei dies, sind sie überzeugt.

Ein Raumschiff, Prometheus genannt, macht sich auf den Weg zu einem weit entfernten Planeten. Dort wird die fremde Lebensform vermutet. Wie sich bald herausstellt, haben die Forscher recht: Die Einladung der Außerirdischen war ernst gemeint. Tödlich ernst.

Die Forscher werden angegriffen, einige sterben. Als sie einen der Aliens in ihre Gewalt bekommen, stellen sie fest, dass seine DNA große Übereinstimmungen mit der des Menschen aufweist. „Eine Suche nach unserem Ursprung“, die unser „Ende sein könnte“, verspricht das Plakat des Films.

Tatsächlich ist „Prometheus“ zunächst einmal nur der siebte Aufguss eines Films, der 1979 entstand und eine der erfolgreichsten Serien der Kinogeschichte begründete. „Alien“, ebenfalls inszeniert von Ridley Scott, erzählte von der Crew eines Raumschiffs, die nach und nach von einem außerirdischen Wesen dezimiert wird.

Der Begriff „Alien“, der ursprünglich „Fremder“ oder „Ausländer“ bedeutet, wurde erst durch die Serie im allgemeinen Sprachgebrauch zu einem Synonym für Außerirdische. Niemand redet heute mehr von Steven Spielbergs „extra terrestrials“.

Der Titel „Alien“ war Programm: Die Filme der Serie erzählten davon, dass die Außerirdischen zwar ganz anders ausse-

hen als wir Menschen, sich aber innerlich kaum von uns unterscheiden.

Weil die Außerirdischen uns so nahe schienen, versuchten die Filme der „Alien“-Serie herauszufinden, was den Menschen ausmacht. In „Alien – Die Wiedergeburt“ (1997) stößt eine Frau in einem Labor auf entstellte, fehlgeschlagene Klone ihrer selbst.

Genau so einen Klon von einem Film wollte Ridley Scott nicht machen. Er ist Brite, er liebt Tee, aber der siebte Aufguss? Er ist inzwischen Sir, hat Oscar-Ge-

ses“, unter anderem 9/11 und die Finanzkrise auf. Aus einem vielbelächelten Mann im Fledermauskostüm wurde ein Held, der auch die ganz großen Themen stemmen kann.

Nun gibt Scott seinem „Alien“-Stoff eine antike Dimension und bemüht hierfür einen griechischen Helden, der die Götter herausfordert und dafür bitter bestraft wird.

Es geht bei „Prometheus“ um die ersten und die letzten Dinge: Wo kommen wir her, wo gehen wir hin? Ständig wird geraunt und herumgeheimnisst, der Film

ist bedeutungsschwanger im zehnten Monat, schon in den ersten Minuten, aber er entbindet bis zum Ende nicht.

Es gibt eine Szene, in der sich die Archäologin einen Embryo aus dem Leib schneiden lassen muss, mit einem Operationsroboter. Es ist gruselig und aberwitzig zu sehen, wie die Scherblätter in ihren Innereien herumfuhrwerken, es ist vielleicht sogar die stärkste Szene in „Prometheus“. Und dennoch erzählt der Film nichts von dem psychischen Drama, das Böse in sich zu tragen und zu gebären. Von dem Drama jenseits des Fleisches.

Viele Blockbuster-Filme der vergangenen Zeit kehrten zurück zu den

Ursprüngen, zeigten, wie Batman, Spider-Man oder James Bond zu den Helden wurden, die sie sind. Ridley Scott will weiter, er will zeigen, wie wir Menschen wurden, was wir sind. Aber er bleibt hängen in seiner eigenen Vergangenheit.

Michael Fassbender, der in „Prometheus“ einen Androiden spielt, sieht aus wie David Bowie in den siebziger Jahren. Ein Hightech-Gerät ist dem Zauberwürfel „Rubik's Cube“ nachempfunden, der auf den Markt kam, als Scotts Weltkarriere mit „Alien“ begann. „Prometheus“ ist ein Science-Fiction-Film im Retro-Stil.

Der antike Mythos Prometheus erzählt von einem Mann, der alles will – und sich dabei überhebt.



Szene aus „Prometheus“*: Es geht um alles

winner wie „Gladiator“ gedreht. Wenn er einen Film in Angriff nimmt, muss das mehr sein als eine Fortsetzung. Er änderte den Titel seiner eigenen Serie in „Prometheus“. Auch das war Programm.

Dieses Programm ist in Hollywood im Augenblick sehr beliebt: Die Studios laden Blockbuster, sogenannte no brainers, vermeintlich hirnlöse Massenware also, mit Bedeutung auf. Sie lassen den Zuschauer arbeiten für sein Geld. Der Held dieser neuen Bewegung ist der „Batman“-Regisseur Christopher Nolan.

Nolan, wie Scott Brite, griff in seinen Filmen, zuletzt in „The Dark Knight Ri-

* Mit Logan Marshall-Green, Noomi Rapace, Michael Fassbender. Filmstart: 9. August.

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · Facebook www.facebook.com/DerSpiegel · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEUR Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

Politischer Autor: Dirk Kurbyweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Ulrike Demmer, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Jörg Schindler, Merling Theile. *Autor:* Markus Feldenkirch

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Katrin Elger. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND Leitung: Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama, Personalien). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingsdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubbert, Bernd Kühnl, Günther Latsch, Udo Ludwig, Christoph Scheuermann, Katharina Stegelmann, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Ozlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dieter Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta Sandberg (stellv.), Bernhard Zand (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Daniel Steinworth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Reporter:* Clemens Höges, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samia Shafy, Frank Thaddeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR Leitung: Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbien (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* George Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Roman Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Johan Dehoust, Anne Durr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schimmben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN Leitung: Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterber, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radi; Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hünckuhl, Sylke Kruse, Maike Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. E-Mail: bildred@spiegel.de SPIEGEL Foto USA: Susan Arth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unsel (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuhe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Stefan Kiefer; Suze Barrett, Iris Kuhlmann, Gershon Schwalenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 350 per annum.

K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

ATHEN Julia Amalia Heyer, Pindarou 23, Kolonaki, 10673 Athen, Tel. (0030) 2103621412

BRÜSSEL Felix Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN, Tel. (004420) 32394776, Fax 75045867

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schopp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEW YORK Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Dr. Wieland Wagner, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 150103, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Wukang Road 115, Room 3, Xuhui District, Shanghai 200031, Tel. (008621) 64661293

STAVANGER Gerald Trauffetter, Ryggiaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel. (0047) 51586252, Fax 51583543

TEL AVIV Juliane von Mittelstaedt, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Wasyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eitzschig, Johannes Easmus, Klaus Falkenberg, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heiter, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hungen, Joachim Immsch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensiscki, Jan Kerbusik, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbrink, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Dr. Kristina Schuricht, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qq.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden

Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus nachhaltiger Waldwirtschaft gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Safte

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-2948
Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umgang/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857006

* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.
Service allgemein: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Kundenservice Schweiz

Telefon: (0049) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070
E-Mail: kundenservice-schweiz@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.
Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: zwölf Monate € 213,20

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 262,60

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60

Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

für € 4,00 pro Ausgabe

für € 3,80 pro digitale Ausgabe

für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung

Eilboten Zustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

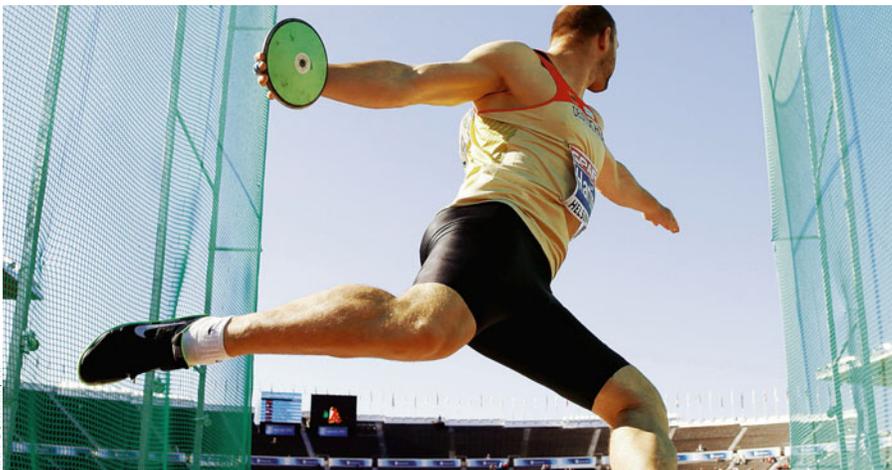
PLZ, Ort

Ich zahle bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP12-001
SD12-006
SD12-008 (Upgrade)



MATT DUNHAM / AP

THEMA DER WOCHE

Goldener Endspurt



MIKE BLAKE / REUTERS

In London beginnt die Schlusswoche der Olympischen Sommerspiele. Diskus-Ass Robert Harting, die Dressurreiter und viele weitere deutsche Athleten kämpfen um die Medaillen. SPIEGEL ONLINE berichtet über alle Entscheidungen – mit Liveticker, Analysen, Reportagen.

POLITIK | Letzte Chance für den Ober-Liberalen

Die Sommerpause ist zu Ende, die Krise der FDP bleibt. Ein Jahr vor der Bundestagswahl kämpft Parteichef Philipp Rösler um sein politisches Überleben. Porträt einer ratlosen Partei.

WIRTSCHAFT | Die Billig-Brutalos

Das Gutscheinportal Groupon ist kometenhaft aufgestiegen – und hat dafür andere zahlen lassen: Kunden sind unzufrieden, Geschäftspartner fühlen sich über den Tisch gezogen, Mitarbeiter klagen über unzumutbare Arbeitsbedingungen.

GESUNDHEIT | Zu Recht gefesselt?

Zum Schutz vor Stürzen werden in Pflegeheimen viele Menschen fixiert. Ein Urteil des Bundesgerichtshofs soll die Rechte der Patienten stärken – tatsächlich bewirkt es wenig.

einstages.de | Kölns entthronte Könige



KIMVERLAG

Sie hießen „Dumm’s Tünn“, „die Axt“ oder „Frischse Pitter“: In den siebziger Jahren wurde die Kölner Rotlichtszene von Männern mit skurrilen Namen und harten Fäusten regiert. einstages.de über ehemalige Unterweltkönige, die heute Tauben züchten oder Hartz IV kassieren – und in einer Kneipe ihrer Vergangenheit nachträumen.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

**SONNTAG, 12. 8., 22.05 – 22.50 UHR | RTL
SPIEGEL TV MAGAZIN**

In 18 Meter Tiefe geborgen – Ein Kampfbomber und seine Geschichte; 6 Ausbildungsplätze für 30 Schüler –



SPIEGEL TV

US-Soldaten

Porträt einer Hauptschulklasse; **Trauma auf Video** – Privataufnahmen heimgekehrter Irak-Veteranen.

**SONNTAG, 12. 8., 18.50 – 19.40 UHR | SKY
SPIEGEL GESCHICHTE**

Eine Nacht im Museum: Metropolitan Museum, New York

Welche mysteriösen und spannenden Geschichten stecken hinter den großen Kunstwerken dieser Welt? Eine Frage, der die Doku-Reihe „Eine Nacht im Museum“ nachgeht. Während ihres Besuchs im berühmten Metropolitan Museum in New York ergründen die Filmautoren das Rätsel der verborgenen Kammer eines ägyptischen Tempels. Außerdem spüren sie der Frage nach, was die Originalrüstung des englischen Königs Heinrich VIII. heute noch über ihren beleibten und später wahnsinnig gewordenen Träger verrät.

**FREITAG, 10. 8., 19.30 – 20.15 UHR | PAY-TV
SPIEGEL TV WISSEN**

Die Hauptstadtklinik – Beobachtungen an der Berliner Charité Folge 5

Die Berliner Charité zählt zu Europas größten und berühmtesten Universitätskliniken. In der fünfteiligen Serie werden einige Ärzte vorgestellt und Patienten, die darauf hoffen, dass es für ihre Krankheit Heilung gibt. Mit einer neuartigen Methode, dem sogenannten Cyberknife, werden in der Klinik beispielsweise Hirnmetastasen gezielt zerstört – ohne Operation und Skalpell. Neben Tumorbehandlungen sind die Ärzte der Charité auch auf Organtransplantationen spezialisiert. SPIEGEL TV Wissen begleitet eine 18-jährige Patientin, die eine Spenderinere von ihrer Mutter erhält.

GESTORBEN

Gore Vidal, 86. Was war er an erster Stelle? Spötter, Essayist, Talkshow-Star? Geschichten- und Geschichtserzähler, politischer Kopf, Selbstdarsteller? Einer der ganz großen amerikanischen Schriftsteller war er gewiss, ein Romancier von Gnaden („Washington D.C.“, 1967), aber eben auch ein lauter, oftmals polternder Einzelgänger und Egomane, der sich gern Feinde machte und noch lieber offene Flanken bot. Vidal, dessen Vornamen eigentlich Eugene Luther lauteten, schrieb als einer der Ersten Romane, in denen ein Homosexueller („Geschlossener Kreis“, 1948) und ein Transsexueller („Myra Breckinridge“, 1968) die Hauptrollen spielten. Er verfasste Drehbücher („Ben Hur“) und Broadway-Stücke. Trotz aller Erfolge kehrte Vidal seiner Heimat für fast vier Jahrzehnte den Rücken, lebte in Italien und kam erst 2003 nach Amerika zurück. Dort zählte er neben seinem Erzrivalen Norman Mailer zu den wenigen Autoren, die sich beharrlich in die US-Politik einmischen. Besonders liebte er kleine sarkastische Bemerkungen wie die über Obama, dessen großes Problem es sei, „dass er viel zu gebildet ist“. Gore Vidal starb am 31. Juli in Los Angeles.



MURDO MACLEOD / POLARIS / STUDIO X

Liselotte Funcke, 94. Sie galt als „hartnäckige Liberale“ und wurde wegen ihres Einsatzes für Einwanderer „Mutter der Türken“ genannt: Vier Jahrzehnte lang engagierte sie sich in der FDP, zuerst in der nordrhein-westfälischen Landespolitik, ab 1961 saß sie im Bundestag. Funcke war erste Wirtschaftsministerin in Nordrhein-Westfalen, erste Vizepräsidentin des Bundestags und Mitglied im FDP-Präsidium. Der ehemalige Bundespräsident Walter Scheel sagte über sie, dass sie etwas für die Politik mitbringe, „was uns Männern fehlt: den besonders feinen weiblichen Instinkt für Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit“. 1981 wurde Funcke Ausländerbeauftragte der Bundesregierung. Sie kämpfte unter anderem dafür, dass Ausländer in ihren Kommunen wählen dürfen. Weil sie sich von Helmut Kohls Bundesregierung alleingelassen fühlte, trat sie 1991 von ihrem Amt zurück. Liselotte Funcke starb am 2. August in Hagen.



FRITZ REISS / DAPD

Ulrike Hessler, 57. Mit Witz, Klugheit und Musikbegeisterung brachte sie es 2010 zur Intendantin in der Dresdner Semperoper, als erste Frau in der langen Geschichte des Hauses – und sie machte in ihrer kurzen Amtszeit ihre Arbeit so gut und entschieden, dass sie in der Musikwelt große Anerkennung fand. Hessler, in Kassel geboren, in München und Essen aufgewachsen, lehrte als Literaturwissenschaftlerin an der Universität Eichstätt und promovierte an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität über den Exilschriftsteller Bernard von Brentano, bevor sie sich 1984 an der Bayerischen Staatsoper für Presseaufgaben anwerben ließ. An der Seite von Intendanten wie Wolfgang Sawallisch und Peter Jonas engagierte sich Hessler vor allem für junges, zeitgenössisches Musiktheater. Als sie, im Münchner Opernhaus bereits



DANIEL KOCH / PLOTPOINT

zuvor zeitweise Mitglied des Direktiums und Quasi-Chefin, 2010 in Dresden begann, belebte sie die bei Touristen beliebte, aber verstaubte Semperoper mit jungen Regisseuren und organisierte eine Kooperation mit den Salzburger Osterfest-

spielen. „Wir wollen Stars machen, statt sie nur einzukaufen“, sagte Hessler, die stets mit ungestümer Leidenschaft für ihr Verständnis der Musiktheaterkunst kämpfte. Im Januar 2011 erfuhr sie, dass sie an Krebs erkrankt war. Ulrike Hessler starb am 30. Juli in München.

Carl-Ludwig Wagner, 82. An das Amt, das der Höhepunkt seiner politischen Karriere hätte sein können, erinnerte sich der CDU-Politiker später nur ungern. Über seine kurze Zeit als Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz von Ende 1988 bis Mai 1991 sagte der gelernte Jurist: „Also, eine schöne Zeit war es eigentlich nicht.“ Wagner war als Kompromisskandidat zweier verfeindeter Flügel an die Spitze der Mainzer Landesregierung gekommen, nachdem sein Vorgänger Bernhard Vogel von Parteifreunden aus dem Amt gemobbt worden war. Der erbitterte innerparteiliche Dauerstreit zwischen Vogel-Anhängern und Vogel-Gegnern leitete vor 21 Jahren den Machtverlust der CDU in ihrer einstigen Hochburg Rheinland-Pfalz ein. Nach der Schlappe bei der Landtagswahl 1991 gab Wagner, der zuvor bereits als Justiz- und Finanzminister seinem Land gedient hatte, seinen Rückzug aus der rheinland-pfälzischen Politik bekannt. Danach arbeitete er noch ein paar Jahre als Chef der Aufbaubank in Thüringen. Carl-Ludwig Wagner starb am 27. Juli in Trier.



Chávez

Hugo Chávez, 58, venezolanischer Staatspräsident, hat dem Freiheitskämpfer Simón Bolívar ein Denkmal gesetzt. „Viva Bolívar! Das ist dein wahres Gesicht“, rief Chávez aus, als er am 24. Juli ein 3-D-Porträt des südamerikanischen Nationalhelden im Präsidentenpalast Miraflores in Caracas enthüllte. Fünfzig Wissenschaftler hatten im Auftrag der Regierung zwei Jahre lang an der Rekonstruktion von Bolívars Antlitz gearbeitet, wobei sie auch dessen sterbliche Überreste zur Verfügung hatten. Chávez, der angibt, von seiner Krebserkrankung vollständig genesen zu sein, hatte Bolívars Leichnam zuvor exhumieren lassen; er will nachweisen, dass sein Held 1830 vergiftet wurde.

Jourdan Dunn, 22, erstes dunkelhäutiges Supermodel seit Naomi Campbell, preist die Modebranche als familienfreundlichen Arbeitgeber. Die alleinerziehende Mutter eines zweijährigen Jungen modelte auch während ihrer Schwangerschaft, kurz nach der Geburt stand sie bereits wieder auf dem Laufsteg. Als sie noch stillte, bekam sie ein abgeschiedenes Plätzchen zugeteilt, wo sie in Ruhe mit der Milchpumpe hantieren konnte. „Nicht sehr glamourös“, sagt Dunn heute, „aber ich bin eben in erster Linie Mutter.“



JUAN BARRETO / AFP

Jürgen Trittin, 58, Grünen-Fraktionschef im Deutschen Bundestag, musste erkennen, dass es noch ein weiter Weg ist, bis die Grünen in den bayerischen Bergen salonfähig werden. Trittin war vergangenen Mittwoch für mehrere Stunden in der bayerisch-österreichischen Grenzregion unterwegs. Die Bergbauern hatten zur Hauptalmbegehung geladen. Bei einer Rast an der Königsalm ließ Trittin erst die Ansprache des Pächters über sich ergehen, dann wurde er selbst ans Mikrofon gebeten. Der kurzen Rede des „Fischkopps“ (O-Ton Trittin) war kein gutes Ende beschieden. Die Grünen würden sich ja immer darum kümmern, dass jedes Jahr ein prominentes Mitglied bei der Hauptalmbegehung mit dabei sei, sagte Trittin vor Hunderten in Lederhose gewandeten Almbauern. Und fügte dann mit Blick auf die Landtagswahl 2013 lächelnd hinzu: „Im nächsten Jahr wird das eine grüne bayerische Landwirtschaftsministerin sein.“ Damit traf der Wandersmann nicht unbedingt den Nerv seiner Zuhörer. „Das sind natürlich rosige Aussichten“, sagte Georg Mair, Chef des Almwirtschaftlichen Vereins Oberbayern. Andere Bergbauern wurden deutlicher. „Schleich di, du Grattler“, murmelten sie vor sich hin.

Geneviève Bell, 45, Anthropologin und Leiterin einer Forschungsabteilung beim Chip-Giganten Intel, rüttelt am Selbstverständnis der Technikindustrie. Die Branche stelle sich als „ideale Nutzer“ stets junge Männer vor, und das sei seit Jahren schlicht falsch: Frauen mittleren Alters seien nämlich längst die einflussreicheren Internetnutzer, würden jedoch bei der Entwicklung und Werbung kaum beachtet, so Bell. Sie will in einem Forschungsprojekt herausgefunden haben, dass Frauen – vor allem über 40-Jährige – Männern beim Gebrauch von sozialen Netzwerken, Smartphones, E-Readern und Internettelefonie längst überlegen seien. Von der Entwicklung geschlechtsspezifischer Geräte will Bell indes nichts wissen: „Baut bloß keine niedlichen, pinkfarbenen Frauencomputer.“



PATRICK AVENTURIER / GETTY IMAGES

Trierweiler, Hollande

Valérie Trierweiler, 47, Journalistin und Lebensgefährtin des französischen Präsidenten **François Hollande**, 57, zeigt sich lernfähig. Nachdem sie Hollande im Juni während des Parlamentswahlkampfes mit einem Tweet gegen dessen frühere Lebensgefährtin Ségolène Royal in die Bredouille gebracht hatte, hielt sich die Französin auffallend zurück. Auf ihrem Twitter-Account schrieb sie keine eigenen Texte mehr, sondern veröffentlichte nur Kurznachrichten anderer. Erst am 22. Juli griff die Journalistin wieder zur Tastatur – um per Twitter eine Rede Hollandes zur Erinnerung an die Deportation von rund 13.000 Juden aus Paris vor 70 Jahren als „sehr bewegend“ zu loben. Zugleich löschte sie 176 ihrer alten Tweets, wie „Le Monde“ berichtet. Auch der Seitenhieb gegen Royal ist von ihrem Account @valtrier nun verschwunden.



FABRIZIO BENSCH / REUTERS

ZITAT

„Dieser Sprung wird mir im Gedächtnis bleiben, bis ich senil bin.“

Gary Connery, 43, britischer Stuntman, der bei der Olympia-Eröffnungsfeier als Queen verkleidet mit dem Fallschirm im Stadion landete



Tulisa, 24, britische Popsängerin mit griechisch-zypriotischen und irischen Vorfahren, steht auf herrschsüchtige Männer – aber nur im Schlafzimmer: „Ich glaube, weil ich so dominant bin, brauche ich auch einen dominanten Kerl.“ Die vom Männermagazin „FHM“ zur „Sexiest Woman 2012“ gekürte Musikerin meint, dies sei auch der Grund für ihre Begeisterung für die „Fifty Shades“-Bestseller – eine Sadomaso-Sex-Trilogie.

Katja Kipping, 34, Linken-Parteivorsitzende, und **Bernd Schlömer**, 41, Chef der Piratenpartei, suchten vergebens nach Berührungspunkten. Bei einer Podiumsdiskussion vergangenen Donnerstag in Berlin erschien das Duo zunächst erstaunlich harmonisch; Kipping sprach ihren Kontrahenten zu Beginn mit „Bernd“ an. Als sich einige Zuschauer wunderten, erklärte Kipping das Duzen mit dem vorangegangenen Fototermin: „Wir mussten uns beim Fotografieren so lange in die Augen sehen, dass wir gesagt haben, das ‚Sie‘ ist nicht mehr aufrechtzuerhalten“, sagte Kipping. Schlömer: „Frauen, denen ich so nahegekommen bin, die habe ich meistens danach auch geküsst.“ Auf die Frage des Moderators Jakob Augstein, ob man jetzt gleich mit der Diskussion aufhören solle, bemerkte Kipping schnippisch: „Also bevor ich jemanden küsse, hätte ich noch ein paar kritische Fragen.“ Der Rest des Abends verlief dann auch weniger harmonisch. Die Versuche Kippings, inhaltliche Übereinstimmungen zwischen den beiden Parteien zu finden, liefen bei Schlömer ins Leere. So gingen die Vorsitzenden eher reserviert auseinander – ohne Küsschen.

Philippe Starck, 63, französischer Star-Designer, nähert sich seinem alljährlichen Burnout. Jeden September, so berichtet es der Gestalter von Uhren, Stühlen oder ganzen Hoteleinrichtungen, sei er so erschöpft, dass er sich in eine Kurklinik am Bodensee begeben müsse. Grund dafür sei das enorme Arbeitspensum, das er im Sommer absolviere, der Jahreszeit seiner Kreativität. Um die 150 Produkte entwirft Starck nach eigenen Worten innerhalb weniger Monate. Inspiration schenke ihm seine Frau Jasmine. Sie ist die Chefin seines Unternehmens und sei der Garant, dass er im Leben einigermaßen zurechtkomme, sagt Starck. „Sie verhindert, dass ich in den totalen Autismus abgleite.“



EYEVINE / INTERTOPICS

VINCENT LIGNIER / CORBIS OUTLINE

Aus einer dpa-Meldung: „Als die Polizei ihn entdeckte, sei er derartig erschöpft gewesen, dass er nicht mehr stehen konnte, berichtete der zuständige Vize-Sheriff Ray Gardner. ‚In meinem ganzen Leben habe ich noch niemanden derartig ausgemerkelt gesehen‘, sagte Gardner.“

Schmeckt besser als jede Großmutter

Der ‚Wolf‘ kennt sich mit Carbonara aus

Aus der „Thüringischen Landeszeitung“

Aus der „Neuen Westfälischen“: „Lars Bender ist, genau wie sein Zwilling Bruder Sven, in Rosenheim geboren.“



Schild vor einer Kneipe in Hamburg

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Sie schreien dann so laut, dass man sie durch die versperrten Fenster bis in den Hof hinaus hört. ‚Die Kollegen von der benachbarten Frauenklinik haben schon mal gefragt, ob wir Menschenversuche machen‘, sagt Josef Bäuml, Leitender Oberarzt in der Psychiatrie des Klinikums rechts der Isar der TU München und Leiter der geschlossenen Abteilung. Doch komme so etwas heute nur noch ein-, zweimal im Jahr vor.“

Von wegen Faulenzen in Ferien – Sebastian Vettel muss ranglotzen

Aus der „Pforzheimer Zeitung“

Aus der „Welt“: „An den beiden Terminals fielen Ausgaben für die Abfertigung der Passagiere und des Gepäcks an sowie für die Fischwasseraufnahme.“

■ Darf der Kapitän Passagiere aus dem Flugzeug werfen?

Ja, wenn sie sich den Anweisungen des Kabinerpersonals widersetzen. Eine Entschädigung steht dem Gast nicht zu.

Aus „TV Hören und Sehen“

Zitate

Die „Süddeutsche Zeitung“ in einem Kommentar zur umstrittenen Neuregelung von Sterbehilfe und zur SPIEGEL-Titelgeschichte „Berührt uns! – Samuel Koch und Philippe Pozzo di Borgo über Einsamkeit, Lebensmut und Behindertenwitze“ (Nr. 29/2012):

Es ist anmaßend, als Gesunder die wahre Befindlichkeit der Todkranken beurteilen zu wollen ... Philippe Pozzo di Borgo, dessen Schicksal Vorbild für den Film „Ziemlich beste Freunde“ gewesen ist, hat betont, dass Jugend, Sportlichkeit und Dynamik gesellschaftlich sehr hoch rangieren. „Deshalb ist es für viele Menschen schwer zu ertragen, dass wir so verlangsam sind, dass wir so wenig reagieren können“, sagte er im SPIEGEL. „Die Leute haben Angst vor uns. Das Einzige, was uns bleibt, ist, sie zu verführen, mit dem Lächeln, das wir haben, mit unserem Humor. Wenn der Kontakt einmal hergestellt ist, dann ist der Weg frei. Berührt uns!“ Er hat nicht gesagt: „Bringt uns um!“

Der „kressreport“ zur SPIEGEL-Titelgeschichte „Vera Niere, Walters Geld“ über den kriminellen Handel mit menschlichen Organen (Nr. 31/2012):

Über den SPIEGEL wird derzeit gern und oft geschimpft. Für die Titelgeschichte der Ausgabe 31/2012 müssen sich Chefredakteur Georg Mascolo und seine Redaktion aber nicht schelten lassen – selbst wenn das Heft kein Kioskerfolg werden sollte. Arndt Ginzel, Martin Kraushaar und Steffen Winter sezieren in ihrem Stück die Funktionsweise des illegalen Organhandels. Sie tun das am Beispiel von „Vera und Walter“, der Verkäuferin einer Niere und dem Empfänger. Die SPIEGEL-Reporter haben „Vera“ erst nach aufwendigen Recherchen in Moskau, Sibirien und Weißrussland in Israel gefunden. Grenzüberschreitenden Journalismus dieser Qualität leisten sich in Deutschland nur wenige Medien.

Die „Frankfurter Rundschau“ zu dem SPIEGEL-Bericht „Regierung – Panzer statt Soldaten“ über deutsche Waffenlieferungen in Krisengebiete (Nr. 31/2012):

Die Bundesregierung muss sich im Falle einer Genehmigung des Verkaufs von 200 Panzern an das autoritär regierte Emirat Katar auf heftigen Widerstand im Parlament einstellen. Vertreter der Opposition warnten gestern davor, den Deal zu gestatten ... Nach Informationen des Magazins SPIEGEL will Katar 200 Panzer von der Münchner Waffenschmiede Krauss-Maffei-Wegmann kaufen. Das Geschäft soll ein Volumen von fast zwei Milliarden Euro umfassen.

